



Kinder.
und
Haus Märchen

Zweiter Theil.

K i n d e r =
u n d
H a u s = M ä r c h e n.

G e s a m m e l t
d u r c h
d i e B r ü d e r G r i m m.

Z w e i t e r B a n d.

Mit zwei Kupfern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin 1819.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Kinderwesen und Kinder sitten.

1. „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen, denn solcher ist das Himmelreich;“ dieser heilige Spruch bewährt sich durch alle Zeiten, überall geht das Leben des Menschen auf, wie eine Blume, eh sie die stehende Sonne bläst und der irdische Staub trübt, in reiner, unverfälschter Farbe. Hartmann von der Aue weiß darum nicht herrlicher die Tugend einer Frau zu preisen, als wenn er ihre Worte und ihr Wesen mit dem der Kinder vergleicht. Iwein 6470.

si was, daz man an kinden
niemer mohte vinden
süßer worte noch reiner site:
si mohte da betwingen mite
eines engels gedanc,
daz er vil lîhte einen wanc
durch si von himel tate.

Ein Engel wäre darum vielleicht bewogen worden, zu ihr vom Himmel herabzukommen, so wie man glaubt, daß jeden Menschen

von seiner Kindheit an ein Engel begleite. Darin ist auch die Treue begründet, die wir bei dem Anblick der Kinder fühlen, daß ihre Worte und Gebärden treu, wahr und lieblich sind. „Ich liege dir in deinem Herzen und thue dir in den Augen wohl“ sagt das Kind zu seiner Mutter, (Winsbeckin 30.). Gudrun spricht in einem Liede der alten Edda (II. E. 532.): „so war Schwanhild (meine Tochter) in meinem Hause, wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl.“

2. Rührend ist es, wenn wir die kleinen Züge aus dem Kinderleben in den alten Dichtungen schon beachtet finden. Man spielt mit Kindern, indem man sich neckend bald zeigt, bald versteckt; davon nimmt Wernher in dem Loblich auf die Jungfrau Maria ein schönes Gleichniß: der Engel, der mit ihr gesprochen und bei ihr stand (E. 106.),

er verberg ougen unde munt
sin antluge toh den schin;
also spilt er mit der kunigin
als man pflait mit den kinden.

Hilgart hat wohl dieses Spiel gemeint, wenn er von dem Vater spricht, der „mit dem Kind Rumes spielt;“ Gargantua 71 a. Kinder glauben sich zu verbergen, wenn sie die Hand vor das Gesicht halten und so sagt Tyro von Schotten. Str. 33.

wan si tuot als daz kindelin,
swanne daz verdeckt diu ougen sin,
so wânt ez, daz ez nieman sehe.

3. Der kindischen Lust und Trauer wird oft von den Dichtern jener Zeit gedacht. „Trotz wie ein Kind sitzen,“ ist ein bildlicher Ausdruck der Edda (*ǫtía barnteitur. Hymisq. 2.*). Freidank sagt 2347

ein kint nâme ein gevertet es
fur andre driu oder zwet

und ähnlich das Märe vom Hâflein: 54.

ein kint den apfel minnet
unt nâme ein ei fur des riches lant.

Im Wartburger Krieg heißt es: (Str. 17. in der Maness. Sammlung) „vor Zorn muß ich zappeln, wie ein Kind, dem man das Ei versagt.“ Und im Wilhelm von Oranise ganz ähnlich:

— weinen so diu wip
ober als ein kint nach dem ei.

Ueberhaupt ist das Weinen der Kinder sprichwörtlich. Im Tristan 4097.

er saz und weinte
als ob er ein kint wære.

und in der Wilkina-Saga. (S. 94. und 139.): „das Kind soll haben, wornach es weint.“

4. Sie müssen sich der Lehre unterwerfen. Alter Lituel 80.
swa kint lernent uf stan nach stuolen,
die muozzen zem ersten dar kriechen.

Von Alexander und Aristoteles (in der Müller. Sammlung Bd. III. 69.):

der meister nam den jungen knaben
 unt lerte in die buochstaben
 a. b. c. d. daz tet im an dem ersten we,
 als ez noch tuot den jungen,
 die do sint betwungen
 mit schuole- meisterscherten.

Auch die Strafe wird erwähnt. Im Heinfried von Braunschweig
 spricht der Riese zu dem Helden, ich will mit dir nicht streiten:
 (Gotfr. v. B. 150 a.)

ich wil dich lazzen riten
 durch dinen tumbliehen muot,
 eine weiche, franke (d. h. schwache) Kindes-ruot
 herre uher dinen lip!
 hastu ze tunde icht, daz trip
 unt biß todes vor mir fri.

Aber Walter von der Vogelweide sagt auch schon sprichwörtlich
 (Man. I. 106 b.):

nieman kan mit gerten
 Kindes zucht beherten.

d. h. mit der Ruthe (allein) kann man ein Kind nicht erziehen. —

5. Sorglos sind Kinder und leben nach augenblicklicher Lust.

So heißt es im armen Heinrich: 950.

— du tuost also diu kint,
 diu so gehe muotes sint:
 swaz den komet in den muot,
 es si ubel oder guot,

bazuo ist in allen gach
unt geriumet si sere barnach.

Nach dem Buntten und Schimmernden greifen sie zuerst, daher bei
Freidank der Spruch: 13

was mit varwe ist uberzogen,
da wurt ein kint vil lihte betrogen.

3688. wo kint sint bi der gluot,
da ist not, baz man ir huot.

und Ulrich Furterer sagt im Lanzilot Str. 49:

als — kintden tuot gezemen,
den man heut einen apfel rot,

lazzen baz gold in aus den henden nemen.

Dies bezieht sich vielleicht auf die Sage von dem Brüderchen, das mit seinem Schwesterchen Schlachten spielte, es, wie man den Schweinen thut, in die Gurgel schnitt und tödtete. Ein alter Mann zu Franeker, wo es der Sage nach geschehen ist, gab den Rath, der oberste Richter solle einen schönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, das Kind dann zu sich rufen und beide Hände gleich gegen dasselbe ausstrecken; nähme es den Apfel, so solle es ledig erkannt werden, nähme es aber den Gulden, so solle man es tödten. Es geschah, das Kind aber ergriff lachend den Apfel und ward von aller Strafe ledig erkannt. — Es giebt eine ganz ähnliche orientalische Sage von Moses (Rosendahl I. 88.). Pharao gewann den Findling sehr lieb, obgleich die Wahrsager ihn warnten, dies könne das Kind des neuen Gestirns seyn; aber der König achtete nicht darauf, bis

eines Tages der kleine Moses, den er spielend liebte, ihn mit einer Hand beim Bart bis zur Erde niederzog und mit der andern ihm die Krone vom Haupt schlug. Pharao, ergrimmt, will ihn umbringen lassen, die Räte schlagen ihm aber vor, erst zu versuchen, ob das Kind schon den Gebrauch der Vernunft erlangt habe oder nicht. Es ward ihm ein Becken voll Blut, ein anderes voll Gold hingestellt. Moses wollte zwar nach dem Golde greifen, allein der Erzengel Gabriel leitete ihm die Hand nach der Blut, die er nach dem Mund führte. Dies entschied und Moses war diesmal gerettet. — Die Weltchronik erzählt in der Casseler Handschrift, Bl. 79 b., etwas abweichend: Pharao habe spielend mit dem Kinde, ihm die Krone aufgesetzt, aber es habe sie zur Erde geworfen, so daß sie in Stücke zersprungen sey. Ein Priester habe dies als eine von Gott geschickte Vorbedeutung angesehen und um nun zu prüfen, ob Absicht oder kindlicher Unverstand Schuld gewesen, sey dem Kind ein glühender Brand vorgehalten worden. Aber es habe kindlich ihn angegriffen und in den Mund gesteckt, wovon es sich verbrannt und weshalb Moses hernach gelispelt.

6. Wenn man Kindern nicht sagen will, wo man das her wisse, wornach sie fragen, so antwortet man wohl: „mein kleiner Finger hat mir's gesagt,“ (auch im Französischen: „mon petit doigt me l'a dit“) Dies finden wir schon in einem altdeutschen Gedicht (Müller Samml. Bd. III. Fragm. und Kl. Ged. St. IX. B. 119.): „min minneſter vinger mir's verjach.“ —

7. Wenn man Papier verbrennt, gibt man acht, wie die Funken auf dem schwarzen Grund hin und hergehen und nach und nach verschwinden, besonders auf den allerletzten. Man sagt, das seyen die Leute, die aus der Kirche gingen und der letzte sey der Glöckner oder der Küster, der die Thüre zuschliesse. (Franzöf. que c'est l'abbesse qui fait coucher les nonnains.)

8. Frisches Brot aus neuem Korn wird Hasenbrot genannt und der Hase hat es im Walde gebacken; es gibt auch eine Pflanze, die Hasenbrot heisst *briza media* Linn.). Wenn auf den Bergen Nebel liegt, so ist es der Rauch aus seiner Küche: „der Has kocht.“ Im plattdeutschen: „de Boß kocht siß,“ oder: „de Boß bruet;“ der Nebel heisst: „Roßbad.“

9. Aus den eddischen Liedern verdient es angeführt zu werden, wie Gudrun nach dem Verderben ihres Geschlechts und mitten im heftigsten Schmerz der seligen Zeit gedenkt, wo sie mit ihrem Bruder Hogni in kindlicher Lust zusammengelebt. *Atla-mál* in grönländisch, Str. 63.

Alin vith upp vorom i eins huff,
lekom leif margan of i lundi órom,
gáddi ofr Grimhildur gulli of h. ló: menlom.

Wir beide wurden aufgezogen in einem Hause,
manches Spiel spielten wir, in dem Walde wurden wir groß,
Grimhild (die Mutter) schmückte uns mit Gold und Fabeländern.
Gudrun scheint vorzugsweise ihren Bruder Hogni geliebt zu haben. Wenn sich von mehreren Geschwistern immer zwei, wie

häufig geschieht, zusammenhalten und unzertrennlich sind, so pflegt man die beiden Messerchen und Gabelchen zu nennen. Im plattdeutschen (nach Dähnert) heißen auch zwei zusammengewachsene Äpfel Kindappel.

10. Bei der Geburt eines Sohns pflegt der Vater einen Baum zu pflanzen, an manchen Orten den langsam wachsenden Lebensbaum *Thuja occident.* (Vergl. unsere Edda S. 61. Anm. und Kopenh. Edda II. S. 59. Anm.) — In Schaffhausen, wenn ein Sohn geboren ist, trägt die Magd, die ihn den Verwandten ansagt, eine weiße Schürze und zwei Sträusse, einen vor der Brust, einen andern in der Hand; wenn es ein Mädchen ist aber nur einen. (Stalder II. 355.) — Bei der Taufe erhalten Kinder ein Geschenk von ihrem Pater. Im heidnischen Norden geschah dies, wenn sie den Namen, meistens Zunamen erhielten und es hieß die *Nafn-festi* (Namensfestigung). Als die Wahlfürs Ewawa, den Sohn Hiormarðs, der noch kein Wort gesprochen, Selge nennt, hebt er an zu reden und verlangt nun auch das Geschenk zu dem Namen. Edda II. 33. Dieselbe Sitte beschreibt die jüngere Edda *Damesaga* 63. und die *Heimekringla* VI. 9. Vergl. auch die *Thorstein Båarm. Saga* Cap. 4. Sie macht auch eine merkwürdige Stelle beim *Paulus Diaconus de gestis Longob.* I. 8. deutlich, wo Frea dem Wodan sagt, weil er den Langbärten einen Namen gegeben, (Odin heißt bekanntlich selbst Langbardur), so müsse er ihnen auch (als Geschenk) den Sieg verleihen. — Man pflegt heutzutage dem Kind etwas zu schenken, wenn es die ersten Kleider, Schuhe trägt u. s. w. Eine

uralte Sitte ist das Geschenk des Vaters bei dem ersten Zahn, im Nordischen hieß es *Tann-Fj* und im Grimnismal Str. 5. wird gesagt, daß Freyr seinen Sig Alfheim als Zahngeschenk von den Göttern erhalten habe.

II. Kinderspiele. Die Kindheit selbst wird damit bezeichnet. Hartmann von der Aue sagt, Manesse I. 179a.

mir hat ein wip genade widerseit,
der ich gedienet han mit stetereit

sit der stunde, daz ich uf mine stabe reit.

Lichtenstein (Frauendienst von Lich S. 2.) noch so dumm, als ein Kind, das auf Werten reiten will. — Auch des Kriegsspiels wird gedacht; im Titivel Str. 80.

swenn andriu kint diu iungen
ze velt unt an den strazzen
punierten unde rungen,
durch sende not so mußt er daz nu lazzen.

Konrad von Würzburg beschreibt die Jugend des Paris im Trojanischen Krieg, 612.:

swenne er unt ander hirtelîn,
die sine gesellen waren,
ir spils begonden varen,
so tât er ie daz beste
unt was so tugendveste,
daz man in lobte denne.
si waren etswenne
mit strite sament gemeinlich,

also baz si do teilten sich
unt machten krieges parte,
so was er ein gries-warte
unt ein guot richter under in;
wan swer den sig do fuorte hin,
dem sagte er uf sin houbet
ein schapel wol geloubet,
damit er in do fronte
unt im der tugende lonte,
baz er so fromelichen streit.

Das Spiel mit drei oder fünf kleinen Steinen wor-
von einer aufgeworfen und während dieser fliegt, die übrigen zu-
sammengestrichen und in die Hand genommen werden, um jenen
damit aufzufangen, findet sich überall und ist gewiß uralt *. —
Ein altes Spiel sind auch die kleinen Windmühlen, zwei
Querkölzer mit vier Flügeln, an einem längen Stod befestigt,
der in der Hand gehalten wird. Geht kein Wind, so wird ge-
lauten und der daraus entstehende Zug treibt die Flügel herum.
Zwei Knaben mit diesem Spielwerk findet man z. B. in einem in
Holz geschnittenen Anfangsbuchstab zu dem chronicon Freculphi

*) Niebuhr sah es bei den Kindern am Euphrat zwischen Basra und Helle.
Es heist bei den Arabern Lakub. Er macht dabei die Bemerkung: „die
Spiele der Bau- und Kinder scheinen in der ganzen Welt dieselbigen zu seyn.“
Reise nach Arabien I. 171. Crank fand dieses Spiel in ganz Rußland wie-
der und gedankt einer griechischen Vase, auf welcher es abgebildet ist. Reise
durch Rußland S. 196. (bei Beresow).

Lexovicensis episcopi ed. 1539. Tom. II. L. V. fol. CXLVIIIb.
 — Bei Hans Sachs Rempt. Ausg. I. S. 465. findet sich folgende
 Stelle:

willt du bei guten Leuten sitzen
 für alle Kürzweil Linsen spizen
 gleich wie ein Kind bei einem Jahr?

was heißt das? —

Ueber die Kinderspiele im Norden hat E. Th. Thorslacius
antiquit boreal. spec. (V. p. 237. viel Schätzbares zusammen-
 gestellt *). Nachzutragen ist ein eigenthümlicher Zug in der Floa-
 manna-Sage (nach der Uebersetzung ins Dänische von B. Thor-
 lacius S. 53. 54. welcher zeigt, wie früh schon bei Kindern in
 dem heidnischen Norden die Achtung vor ungezähmter Naturkraft
 geweckt war. Als Thorgil, der Held dieser Sage, fünf Jahr alt
 war, wollte er mit bei einem Knabenspiel seyn. Die andern wei-
 sen ihn ab, weil sie festgesetzt hatten: „daß der nur Theil an

*) Man gedenkt auch der Kinderspiele seines Volkes: wie die Distel ein
 Hirsch, die wandernd-Samenwolle ein Reh war (Gull Altes-
 thümer I. S. 41. „Während ich, wenn der sterbende Eurach zum Oßian
 saß (S. 302.) „zieh dieses Schwert (einst) meinem Sohne! In dem
 grünen, binsenreichen Thale von Eirikud verfolgt er (ist noch ein Kind)
 die Samenwolle, die auf dem Fittich der scherzenden Weisser fliehet.
 Der Schall des fallenden Wassers dringt zu des Knaben Ohr. Ich höre,
 saß er, die Schritte meines Vaters. Mir dem unausgesprochenen Schritt der
 Freude läuft er mich zu treffen, aber es steht den grauen Strom. Kehre
 zurück mein Kind und verfolge deine Samenvögelchen, mein Auge
 wird vor Freude schimmern, wenn ich dich von meiner schwebenden Wolke
 erblicke.“

ihren Spielen nehmen dürfe, der schon ein lebendes Thier umgebracht.“ Thorgil, mißvergnügt darüber, steht in der Nacht ein Pferd todt, um die Bedingung zu erfüllen. Man vergleiche des Tacitus bekannte Stelle von dem eisernen Ring, den die jungen Schatten tragen mußten und nicht eher ablegen durften, bis sie einen Feind erlegt.

12. Einzelne Spiele.

Der Wolf und die Schaaf. Eins macht den Schäfer, eins den Wolf und mehrere die Schaaf. Der Schäfer spricht: „Schaap, Schaap komt to Huus.“ — Die Schaaf antworten: „wi drövt (wir dürfen) nig!“ — „Worum nig?“ — „Dar steit en grooten Wolf vor de Dör.“ — „Wat beit he?“ — „Slippt Messen.“ — „Wat will he damit doon?“ — „He will uns all de Keel affnieden.“ Der Schäfer sucht die Schaaf zu schützen, aber der Wolf fängt doch endlich eins, welches hernach an die Stelle des Wolfs tritt. (Schäpe holst. Ibiot. I. 261. IV. 17.) — Käsechen und Mäuschen. Ist jenem ähnlich. Die Kage steht in einem Kreis, die Maus haufen, die Kage will immer heraus, der Kreis aber hält fest zusammen und singt:

„Mäuschen, laß dich nicht erwischen,
spring über Bänke und Tische:
husch! Mäuschen, husch!

Bricht die Kage doch durch den Kreis, so wird das Mäuschen hereingelassen, und der Kage der Zugang versperrt, bis ihr endlich gelingt, das Mäuschen zu fangen. — Vom Berg ziehen. Einer steht oben auf dem Hügel die andern unten suchen ihn

herabzuziehen und seinen Platz zu erhalten, dagegen wehrt er sich. Dabei wird gesungen:

„O Barg (Berg) min!“

„Wo lange is he bin?“

„Hüt ober morgen“

„Eheer heraf, lat der mi vdr sorgen!“

Im Holsteinischen (Schüke III. 101.) doch auch anderwärts üblich. — Erbsenspiel. „Gib mir eine Erbse.“ — „Ich hab eine.“ — „Geh zum Müller und hol dir eine.“ — „Er gibt mir keine.“ — „So such dir eine.“ — „Ich finde keine.“ — „So blas ich dich.“ — „So wehr ich mich.“ — Nun blasen die Kinder ins Gesicht, wer es am längsten, ohne zu lachen aushält, bekommt von dem andern eine Erbse. — Ringelreihe. (plattb. Kringelkranz). Die Kinder fassen sich bei den Händen und tanzen im Kreis, dabei wird ein Lied gesungen, und wenn die Worte: „sigt nieder!“ vorkommen, so setzen sie sich plötzlich und stehen wieder auf. Das Lied ist:

Ringel, Ringel, Reihe!

Sind der Kinder dreie,

sitzen auf dem Haidenbusch,

schreien alle: musch! musch! musch!

Sigt nieder!

Es sigt'ne Frau im Ringelein,

mit sieben kleinen Kinderlein.

Was essens gern? „Fischelein.“

Was trinkens gern? „rothen Wein.“

Sitzt nieder!

Königstöchterlein. Ein Mädchen setzt sich in die Mitte, und zieht sein Mädchen über den Kopf in die Höhe, die andern Kinder stehen rings herum und halten den Rock. Eins geht um den Kreis und fragt:

„Ringel, Ringel, Thale ringen,
wer sitzt in diesem Thurm drinnen?“

Das Mädchen antwortet:

„Königs- Königstöchterlein!“ —
„Darf man sie auch anschauen?“ —
„Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
du mußt einen Stein abhauen.“

Nun schlägt er auf eine Hand, die den Rock muß fallen lassen. Dann geht die Frage von neuem an. Sind alle Steine herunter, so springt das Königstöchterlein auf, und den übrigen, die davon laufen, nach. Wen es erhascht, der muß in den Thurm. — Der Reim lautet auch so:

„Zink, zink, Zellerlein,
da sitzt des Königs Tochterlein
in einem hohen, tiefen Thurm;
wer's will sehen, muß die Stange brechen!“

Blinde Kuh oder blinde Maus. Einem werden die Augen verbunden, und so sucht er einen andern in einem bestimmten Umfang zu haschen, der dann an seine Stelle kommt. Im Anfang wird er von einem im Kreis herumgeführt, damit er nicht weiß,
an

an welchem Ort er steht; dabei ist im Holfteinschen folgendes Gespräch üblich (Schüpe I. 115). Der Führer fragt: „Blinde Ko, ik leide di.“ — Der Blinde: „woneem hen?“ — „Ra'n Bullenstall.“ — „Wat sall't da doon?“ — „Klütjen (Klöße) un söt Melk eeten.“ — „Ik heff keen Lepel.“ — „Nimm en Schüffel (Schaukel).“ — „Ik heff keen Schüffel.“ — „Nimm en Lúffel (Pantoffel).“ — „Ik heff keen Lúffel.“ — „Sú to, wo du een trigt.“ Hier läßt der Führer die blinde Kuh laufen. — Fischart Barg. S. 166 a. gedenkt dieses Spiels. Es wird auch so gespielt, daß der Blinde mit einem Stock in der Hand mitten in einem Kreis steht, der um ihn tanzt. Stößt er mit dem Stock auf die Erde, so muß alles still stehen, er rührt darauf einen an und hält ihm den Stock hin, dabei pfeift oder brummt er. Jener muß den Stock fassen und den Laut nachahmen, der Blinde aber sucht ihn, nachdem der Laut dreimal wiederholt ist, an der, gewöhnlich verstellten Stimme zu errathen. — Fischer:spiel. Einer ist Fischer, die andern sind Fische. Der Fischer spricht: „ich fische, ich fische in meines Herrn Teich, ich habe die ganze Nacht gefischt, und habe nichts gefangen als einen Weißfisch,“ der welchen Namen er will. Der Genannte steht auf und spricht: „ich dachte, es wär ein Hecht gewesen,“ und nennt immer andere fische, der Fischer muß antworten, und darf nicht ja oder nein sagen. Fischart Barg S. 165. b. gedenkt schon dieses Spieles, ähnliche gibt es mehrere, z. B. die Kinder stellen Getraide vor, einer hat aber ein Läubchen und spricht: „ich lasse mein Läubchen fliegen in Gerste.“ Nun antwortet die Gerste: „nein, in den Brunnröchen II.

Hafer." u. s. w. — Der Fuchs geht herum. Die Kinder stellen sich in einen Kreis, halten die beiden Hände auf den Rücken und stecken die Köpfe zusammen. Einer geht um den Kreis, hat ein zusammengewundenes Tuch in der Hand und spricht:

„Sieh dich nicht um,
der Fuchs geht herum!“

Wer sich gegen das Verbot umsieht, erhält einen Schlag auf den Rücken. Der Fuchs gibt nun einem das Tuch in die Hand, der seinen rechten Nebenmann so lang damit jägt und schlägt, bis dieser um den Kreis herum wieder zu seinem vorigen Platz gelangt ist. Dafür wird der Geschlagene der Fuchs.^{*)} — Etwas anders kommt das Spiel im Holsteinischen vor. (Schüge II. 52). Der herumgeht spricht:

„De Goos (Gans), de Goos, de leggt dat Ei,
un wenn et fällt, so fällt et twi!“

und läßt das Tuch hinter einem fallen. Mith es dieser, d. h. sieht er sich um und es trifft zu, so ist das Umgehen an ihm, und jener nimmt seinen Platz im Kreis ein. Dreht er sich aber um und das Ei liegt nicht hinter ihm, so bekommt, er Schläge oder gibt ein Pfand. — Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg! Ein Hölzchen wird angezündet, und einer reicht es dem andern, indem er dazu spricht:

„Stirbt der Fuchs,
so gilt der Balg,

^{*)} Auf ein ähnliches Spiel scheint Shakespeare im Hamlet IV. 1. hingudeuten, wo es heißt: hide fox and all after!

lebt er lang,
so wird er alt,
frißt er viel,
so wird er dick
und zuletzt gar ungeschickt.“

so lang das Hölzchen brennt, lebt der Fuchs, bei wem er stirbt,
der muß die bestimmte Strafe geben. — Flederwisch. Die
Kinder sitzen um einen Tisch, unter dessen Platte ein Bindfaden
herumgeht, an welchem ein Flederwisch hängt. Jeder hält den
Faden mit beiden Händen und schiebt ihn fort, dabei wird gesungen:

Flederwischchen, Flederwischchen,
gucke nur nicht übers Tischchen!

Ist das dreimal gesungen, so wird still gehalten, und bei welchem
sich dann das Flederwischchen findet, der muß die bestimmte Strafe
geben. — Der Baum. Eins ist Rechenmeister, eins gibt Acht,
die andern sind Zahlen. Der Rechenmeister spricht:

„Auf einem meiner Bäume,
den ich hab daheim,
hab ich eins, zwei, drei Blätter.
Auf dem dritten Blatt war eine Schnecke,
die hatte ein Haus zur Decke,
die kroch unter drei, vier Zweige,
sie wollte sitzen treize (träge.)
Mit ihren zwei Hörnern,
kroch sie auf zwei Dörner,
und da kamen behende,

fünf, sechs, sieben Hände,
und nahmen die Schnecke
mit fünf (mit zehn) Fingern hinweg.

Die Zahlen sind willkürlich, der Rechenmeister kann nur eine oder mehrere, auch zusammengesetzte, nennen. Die aber genannt werden, müssen aufstehen und sich vor ihm neigen. Jener, der Acht gibt, muß die Strafe einsammeln, wenn der Rechenmeister eine Zahl nennt die nicht da ist, oder wenn eine, die genannt ist, nicht aufsteht, oder wenn eine falsche aufsteht. — Alle Vögel fliegen. Die Kinder sind Vögel, sitzen um einen Tisch und legen die beiden Zeigefinger auf den Tisch. Einer ist der Meister und spricht: „alle Vögel fliegen!“ und hebt die Finger in die Höhe, worauf alle die Finger in die Höhe heben und fliegen. Dann nennt er einen Vogel der zugegen ist, Lerche, Elster u. s. w. und fliegt, und der genannte Vogel fliegt mit, nennt er aber einen, der nicht zugegen ist, oder ein Thier das nicht fliegt, wobei er jedoch, um die andern zu irren, die Hände in die Höhe hebt, und die andern thun es ihm nach, so sind sie in Strafe verfallen. — Buß, sta vast un wiyyer nig! Einer als Boß steht gebückt, die Hände auf dem Knie, und die andern springen über ihn her (Dähnert pommer. Idiot. u. das Brem. Wörterb.). Ein ähnliches Spiel heißt in Frankreich cheval foudu, jeder sucht auf den Rücken des Gebückten zu springen, wer nicht herabsticht und sitzen bleibt, klatscht mit den Händen. — Wo ist gut Bier feil? Jedes von den Kindern erhält einen bestimmten Platz (gewöhnlich wird es unter Thumen gespielt), bis

auf eins, das durch Abzählen übrig bleibt *). Dieser muß herum gehen und obige Frage an einen richten, er erhält dann zur Antwort: „bei meinem nächsten Nachbar.“ Während der Zeit wechseln die übrigen ihren Stand, und der fragende muß sehen, daß er zu einem der verlassenen Plätze gelangt; worauf der übrigbleibende an seine Stelle kommt. — Ähnlich ist das Klingelspiel. Die Kinder sitzen in einem Kreis und singen:

Sa, sa, sa,
 der Wirth ist nicht zu Hause,
 wenn er wird nach Hause kommen,
 wird er wohl geklinget kommen!

Jetzt klingelt einer mit der Schelle, worauf alle die Plätze wechseln müssen, und der Klingelnde sich einzuschieben sucht. — Die Kiß. Jedes Kind gibt von seinen Rüssen, bis ein großer Haufen davon auf dem Tisch liegt. Dann geht eins hinaus, die übrigen wählen unter den Rüssen eine, welche die Kiß (Kage) heißt. Ist dies geschehen, so wird jenes herein gerufen; es darf so lange Rüsse von dem Haufen wegnehmen, bis es auf die bestimmte trifft, so wie es die angreift, rufen alle mit großem Geschrei: die

*) Die beim Abzählen üblichen Reime und Lieder stehen im Anfang zum *Wann derhorn*. S. 24. 88 — 91. Und in den Dichtungen aus der *Kinderwelt* S. 83. ff. 8. auch das Märchen N. 141. In Hessen haben die Kinder auch einen ganz kurzen Spruch dafür:

Wenn ein Reiter will sein Pferd beschlagen,
 Wie viel Nägel muß er haben?
 Drei oder viere!

Es wird natürlich immer noch Epiben nicht nach Wörtern abgezählt; auf jeden fällt eine Epibe.

Kiſ! — Das KruscheIn, in der Schweiz üblich. (Stalder II S. 138) Kleine Münze wird in Krusch (Kleie) versteckt, und hernach bildet man aus der ganzen Masse so viel Häufchen, als Kinder dabei sind. Bei solchen Glücksspielen sagen die Knaben im Holsteinschen (Schüge III. 30.), wenn es nur noch auf die letzte Entscheidung ankommt:

„de letzte Hand
klopft an de Wand,
de werd mi nig verlaten!“

Ringe schnellen. Ein altes Kinderspiel, dessen Wolfram von Eschilbach im Parcival gedenkt:

10980 ame hove er sine tochter vant
unt des burcgraven tochterlin,
biu zwei biu snalten vingerlin.

Vielleicht waren es Reife, die eins dem andern mit einer schwanken Berte zuschnellte; ein noch heute bekanntes Spiel. — Das Ballspiel, ist weit verbreitet und mannigfaltig. Die alten Dichter sahen es als ein Zeichen des Frühlings an, und Walter spricht: „wenn ich die Mägdelein auf der Straße sehe den Ball werfen, so kommt uns der Vögelein Schall;“ und Nithart (Maness II. 79 a.)

es wirfet der jungen vil
uf der strazen ein bal;
dast des sumers erstez spiel.

Die Mägdelein spielen auch mit (Vgl. Stanheim Maness. II. 56. Sie mochte werfen ouch den bal), und Nithart sagt weiter:

wi si toben!

swenne er den bal werfen soll, soft in wol,
wan er welt, wem er den bal dur die lüfte sende,
si biutent im ir hende,

hernach: siwelhiu den bal kan bezagen,
biu sol lop ze vorderst tragen.

Und einer ruft: „wirf mir her, ich wirfe dir wider.“ Walter sagt
auch gleichnißweise, Maness. I. 126 b.

swer mich ufhebt in balles wis.

Im Westerwald theilt sich eine Anzahl Knaben in zwei Theile,
welche auf einer Ebene von wenigstens 150 Schritten auf beiden
Seiten Endpuncte annehmen. Jeder Theil sucht nun einen ge-
meinschaftlichen runden Baumknorren mit einem sogenannten
Sausacken, (der von Dorn oder Hasel, unten krumm seyn und
einen Knopf haben muß), über den Endpunct der andern Parthei zu
schleudern. (Schmidt wästerwäld. Idiot.) *). Im Märchen vom
Froschkönig (Nr. 1.) spielt die Königstochter mit einer goldenen Kugel.

13. Viel stätige Sitte ist noch in andern Vergnügungen der
Kinder. Das schöne, bunt punctirte Marienwürmchen setzen
sie auf die Fingerspitzen und lassen es auf und abkriechen, bis es
fort fliegt. Dabei singen sie:

Marienwürmchen, fliege weg! fliege weg!
dein Häuschen brennt! die Kinder schrein!

*) Aehnlich ist das schottische Gossspiel, nur ausgearbeiteter. Ausführlich
beschrieben in seiner Uebersetzung durch Schottland, übers. von Colman I. 90. ff.

Ein ganzes Lied theilt das Wunderhorn I. 235 mit. Die Northern Antiquities I. 322. bemerken dieselbe Sitte in England und selbst den Reim:

Lady-bird, lady-bird, fly and begone!
your house is a-fire and your children at home!

Ein ähnliches Liedchen wird gesungen, wenn ein Maitäfer, der an einen Faden gebunden ist, auffliegen soll:

Maitäferchen, flieg!
dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist im Vaterland,
das Vaterland ist abgebrannt!
Maitäferchen, Maitäferchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt,
dein Mütterchen flennt,
dein Vater sitzt auf der Schwelle:
fliegt in Himmel aus der Hölle!

Soll eine Schnecke die Rühlhörner herausstrecken, so wird sie mit folgenden Worten dazu gerizt:

Schneck im Haus,
streck die Hörner raus!
werf ich dich in Graben,
fressen dich die Raben;
hol ich dich heraus,
frißt dich die Maus,
Schneck im Haus!

Im Holsteinschen (Schüge IV. 144.)

Eniggenhuus!

stik bin veer, stek, Hörner ut,
vullt du se nig utsteeken,
so willk bin Huus verbreeken.

Eniggenhuus!

Im Wunderhorn Anhang G. St. steht noch ein anderes Liedchen. —
Dem fliegenden Storch wird nachgerufen:

Storch, Storch, Steinel,
mit dem langen Beinel,
stieg in das Bäckershaus,
hol mir einen warmen Beel heraus!

Die jungen Fagen werden von den Kindern geneckt, indem sie ihnen ein Reis, einen Halm, verhalten und sie auf diese Art hin und herlocken. Im Dranse wird daher ein Gleichniß genommen:

ir liebe ist ein Fagenspiel
si züchet unt zuckit,
glich der den halm ruckit
dur schimpf den jungen fagen vor.

Bruder Bernher (Maness II. 163 a.) wirft der Welt vor, der es folgen müsse,

du zühst mir den halm
als einer jungen fagen vor.

und in Püterichs Ehrenbrief heißt es von Montevillas Grabstein Str. 134.

Dem helm ob ein mörkhas (Mohrlage) sag,
bargegen ain so zugen den fagen=knebl,

samb thun zu hof die pueben

vill bißh das spill, das alner sellt auf dem gebl.

Mancherlei Spiele gibts mit Pflanzen und Blumen. Aus den Stielen der gelben Cichorienblüte werden Ringe und Ketten gemacht, oder sie werden bis zur Hälfte vierfach gespalten und in einen Brunnen gelegt, worauf sich das Gespaltene zusammenzieht und das Ansehen einer Hyacinthenglocke bekommt. — Die gelben Butterblumen hält man ans Kind, und der gelbe Widerschein bedeutet, daß man gern Butter ißt. — Die Köpfchen der Cicheln mit den Stielen daran werden nach den verschiedenen Formen abgetheilt und als Soldaten aufgestellt. Ueberhaupt aus Stielen und Stengeln machen sich Kinder ihre Waffen, Spieße und Pfeile und schon bei Notker 63, 8. heißt es von ihnen: „diu uzer stengelen iro scoz machont.“ — Aus der abgezogenen Weidenrinde schneiden sich die Knaben Pfeiffen. Um sie unverletzt vom Holz zu lösen, klopfen sie den Zweig auf den Knien und singen dazu tactmäßig:

Fabian. Sebastian,

lat mi de Weidenstöt afgahn!

Am Tage dieses heiligen soll der Saft in die Bäume treten. (S. Wos Idylle V. v. 79.).

14. Noch haben die Knaben besondere Belustigungen, die sich gewöhnlich nach den Jahreszeiten richten. Im Frühjahr bei der zuerst warm scheinenden Sonne, werden diejenigen vorgenommen, die besondere Bewegung des Körpers erfordern. Der Kreisel von der Weitsche herumgetrieben ist ein altes Spiel; schon im Parcival kommt es vor:

4469 hie diu geißel, dort der topf *)
 lag hint in umbe triben,
 so lobt manz vor den wiben.

Und ein Ausdruck bei Reimar dem Alten (Maness. I. 80 b.) ist wahrscheinlich darnach zu erklären: „so wenen topfnaben wisslichen tucn,“ dumme Knaben, die mit dem Kreisel spielen, dünken sich weise, kluge Leute. — Scherben auf dem Wasser tanzen lassen, welchem der abprallende Stein am meisten Sprünge thut, der ist der Sieger. Ein uraltes, weit verbreitetes Spiel. Die Griechen kannten es unter den Namen *ποσπα-
 νισμος* (s. Meursii Graecia ludibunda); engl. Shipping, dänisch: at staae Plåder (Thorlac. antiq. boreal. sp. IV. 257.) französ. faire des ricochets. Die äußerst mannigfachen bildlichen Ausdrücke die in Deutschland üblich sind, verdienen einmal vollständig zusammengestellt zu werden (einen Theil findet man im Morgenblatt 1816 Nr. 16—19.), sie sind fast immer von der hüpfenden Bewegung des flachen Steins genommen. z. B. die Braut führen, die Braut, die Jungfrau schlagen (in Hessen), weiß diese nämlich lustig tanzt und hüpfet. So auch das Bäuerlein lösen; Ferner: im katholischen Schwaben: die liebe Frau lösen. Wasserjungfern, das Wassertäucherlein machen, Fische werfen, oder: Brot schneiden, Butterbrot streichen, und die einzelnen Ausdrücke: pflinzern, plätschern, schiffeln, stelzeln u. s. w. — Tatzte, Dotze, heißt in der Schweiz das

*) topf ist der Kreisel (noch gebräuchlich in Dilltopf); engl. top. franz. rou-
 pie.

allgemein verbreitete Kinderspiel, wo wechselseitig einer mit den zwei ersten Fingern auf die nämlichen Finger des andern schlägt (Eskalder). — Im Herbst, wenn die Winde beständig sind, und in den freien abgeernteten Feldern, kommt die Reihe an die fliegenden Drachen; auch mit dem abgefallenen Laub gibt's Belustigung, einer z. B. läßt sich von den übrigen hinein begraben und ganz verhüllen. Für den Winter bleiben die Schneeballen und Schneemänner, das Abdrücken der Gestalt in den Schnee (s. Bronners Leben I 118.).

15. Auch eigene Loose, Fortes, haben die Kinder, um das zukünftige zu erfahren. Bei den alten Dichtern finden wir das Palm messen, die Art und Weise dabei ist nicht ganz deutlich, wahrscheinlich wurden die Knoten des Palms berücksichtigt, so daß der eine Zwischenraum bejahte, der andere verneinte. Walzer von der Vogelweide (Maness. I. 140 b.)*) sagt:

mich hat ein halm gemacht fro,
er gibt, ich sule gnade vinden.
ich maz daz selbe kleine fro,
als ich hie vor gesach bi den vinden.
höret unde merket, ob siz denne tuo:
sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot!

*) Dieselbe Strophe kommt auch jedoch nur sechszeilig und mit einigen Abweichungen, S. 122 b. vor, doch hat sie gerade die entscheidenden Worte „sie thut nicht, si thut! richtiggestellt, und darnach ist die Zeile hier, die mit der Bejahung anfing, und der Verneinung schloß, verkehrt.

swie bife ich also maz, so was ie baz ende guots
da höret ouch geloube zuo.

Und der Misenere (Alt Meister Ges. Buch G. 43.):

weiß aber ein man, ob ich noch rechte milte muge irwecken?
ich tuon, ich entuon! ich tuon, ich entuon! (tröstet baz ie werden
recken!)

ich tuon, ich entuon! ich meize ein halm zuo lange: *)
was geschen ist, baz weiß man wol, was ez offenbare gemeine,
was noch geschen sol, wer weiß baz? nieman wenne Got alters
eine.

Vielleicht hängt damit zusammen das noch heute übliche Kurz
oder lang ziehen, wer das kurze Stück bekommt, hat verlo-
ren. (Daher sich auch die Redensart: den kürzern ziehen, erklärt).
Gewöhnlich werden zwei ungleiche Stückchen von einem Palm
dazu von den Kindern genommen, weshalb man auch wohl bloß
sagt: den Palm ziehen, wie schon unter den Spielen bei
Fischart Garg. G. 169. „das Palmlein ziehen.“ — Einen Kranz
knüpfen. Eins hält eine Anzahl, meist fünf, Stiele oder Rinsen
in der Mitte zusammen, das andere verknüpft sie oben und unten
nach Guthunken; zeigt sich zuletzt, daß gerade ein Kranz daraus ge-
worden, so trifft ein, was man sich in den Sinn genommen hat. —
Bekannt ist das Zupfen der weißen Sternblume, es wer-
den fünf Blätter nach einander ausgezogen, dabei folgende Worte
gesprochen: du liebst mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein we-

* Der Dichter hat: ich beschäftige mich zu lange mit der vergeblichen Ar-
beit. Nur Gott allein weiß die Zukunft.

nig, gar nicht!" und dann wird wieder von vorn angefangen, bis das letzte Blättchen auf einen von jenen Aussprüchen fällt, der dann das wahre verkündigt.

15. Kinderfeste.

Die heiligen drei Könige. Sie erscheinen am 6ten Januar, wo sonst die morgenländische Kirche die Geburt Christi feierte; doch schon früher in unserer Weihnachtszeit ziehen drei Knaben, als die heil. drei Könige verkleidet, umher. Gewöhnlich haben sie nur ein weißes Hemd übergethan, einen Gürtel um den Leib und eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf; einer hat sich als Mohr Gesicht und Hände geschwärzt. Sie lassen in einem kleinen Kästchen, über dem der Stern steht und das auf einer Stange in die Höhe gehalten wird, das Christkind in der Krippe, die Anbetung der Hirten u. s. w. sehen. Die Vorstellungen sind beweglich und werden herumgedreht, einer beleuchtet sie mit der Laterne. Sie heißen daher auch die Sternbreher. Dabei wünschen sie in einem besondern Spruche Glück zum neuen Jahr. Im Anhang des Wunderhorns S. 30. steht ihr Lied, hier in Hessen wird es mit einigen Abänderungen gesungen:

wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
und in der Mitte einen gebratenen Fisch,
auf alle Ecken ein Glas mit Wein;
da können die Herrn frei lustig bei seyn,
frei lustig bei seyn und immerdar,
wir wünschen dem Herrn ein fröhlich Neujahr.
Wir wünschen dem Bursch ein neues Kleid,

und über das Jahr ein junges Weib.
Wir wünschen der Jungfer einen goldnen Ring
und über das Jahr ein kleines Kind;
ein kleines Kind, ein großer Gott,
der kann uns helfen aus aller Noth.

Fastnacht dienstag. In Meckarthal gehen die Knaben mit papiernen Rappen auf dem Kopf und hölzernem Säbel an der Seite, oft auch mit Schnurvärtten, im Dorfe von Haus zu Haus und singen so lange:

„Gier raus, Eier raus,
der Marber ist im Hühnerhaus!“

bis sie einige erhalten, die sie Abends verzehren oder verkaufen. (Babische Wochenschrift 1807. Nr. 12.) In Hamburg singen die Kinder:

Is düät nig Fastlabendfest?
lustig sünd de Buuren,
lustig sünd de Börger overall,
lustig sünd de Swien im Stall!“

Schüpe holst. Id. III. 60. — Im Mecklenburgischen bringen arme Kinder den reichern einen grünen Strauß in das Haus, welcher der grüne Fastelabendbusch heißt, oder sie sagen:

„Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch,
habt ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst!“

Wofür sie eine kleine Gabe empfangen. Sonst trugen sie lange mit grünem Laub umwundene Stecken herum. (Lübbers Fastnachts-
zettel S. 6.) Auch schlugen sie sich mit Ruthen, wie zu Ostern

in Schlessen geschieht (Schmidt Fastelabendsgebräuche). Ueberhaupt fällt dieses Fest mit der Sommerverkündigung zusammen. Im Unter-Engadin in der Schweiz gehen am ersten März die Knaben mit Schellen behängt von Haus zu Haus um den Heustock herum, als wollten sie ihn einsegnen und erhalten dafür eine Gabe.

Das Gregoriusfest. Ein Schulfest, das auf den 12. März, den Gregoriotag, fällt, doch auch später im April gefeiert wird; die Landesgesetze schränken es immer mehr ein, aber haben es ganz aufgehoben. Nachricht davon gibt M. Andr. Weber origo festi Gregor. Helmstad. 1714. und Joh. Caspar Bigel in der Vorrede zu H. Müllers hymnologia sacra. — Aus den Schülern wird einer zum Bischof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Diese drei erhalten eine angemessene Kleidung, die übrigen Schüler gehen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, nur die Kleinern werden phantastisch ausgeputzt mit Federbüschen und Bändern und tragen Fahnen und Degen, auf welche nach Denis Festsprüchen I. 129. auch wohl Limonen gesteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer, unter dem feierlichen Geläute der Glocken, nach der Kirche. Dort setzen sich der Bischof und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beständig seltsame und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; sobald er fertig ist, wird ein Gregoriuslied angestimmt und nun spricht, oder vielmehr agirt, der Bischof die Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefaßt ist. Darauf besteigt er sein Pferd, die Untergeistlichen gehen
neben

neben ihm zu Fuß, und das Umsingen durch die ganze Stadt heht an. Die ältern Schüler singen, die jüngern in Apostel, Heilige, Engel, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, sammeln an allen Thüren Geschenke ein. Dem Bischof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Pregel und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zug und erhalten dafür eine Pregel und Geldgabe. Abends gibt der Bischof oder sein Vater einen Schmaus — Joh. Petermann gab 1654. zu Dresden zwölf christliche Lieder auf dies Fest heraus, doch ist kein eigentliches Volkslied darunter.

Sommerverkündigung. Frühlingsanfang oder der heil. Sonntag zu Mittfasten, Vätare Jerusalem, der Rosensonntag, wird (nach der alten Ansicht, die das Jahr nur in Winter und Sommer abtheilt), auch der Sommer tag genannt und von den Kindern, Knaben und Mädchen, gefeiert. In der Pfalz und den umliegenden Gegenden gehen sie an diesem Tag auf den Gassen herum mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Pregel hängt, und singen von Haus zu Haus den Sommer an, worüber sich jedermann freut und wofür sie etwas erhalten. Das Lied steht im Anhang zum Wunderhorn S. 39. 40. und abweichend im Morgenblatt 1819. Nr. 171. Noch kennen wir es nach mündlicher Ueberlieferung aus Gernsheim im Darmstädtchen, wo es anhebt:

Stab aus!

dem Winter gehn die Augen aus,
Weilchen, Rosenblumen!

Kindemärchen II.

holen wir den Sommer,
schicken wir den Winter übern Rhein;
bringt uns guten, kühlen Wein!
Wird den Kindern nichts gereicht, so singen sie:
der Fuchs der kriecht ins Hühnerhaus
und frißt die Eier alle aus!

Auch gehen oft zwei erwachsene junge Bursche in einer Vertreibung herum, indem einer den Sommer, der andere den Winter vorstellt. Sie kämpfen mit einander und der Winter verliert. Man erinnere sich dabei, wie häufig die Minnesänger den Kampf zwischen Sommer und Winter beschreiben. Im Kraichgau tragen die Mädchen bei diesem Fest einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Stecken, an diesem hängen kleine Spiegel, Goldflitter und Pregel. Die Knaben aber tragen viele solcher Kränze, nur kleiner, an ihren Stecken, und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hause ab, wo sie für ihren Gesang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieser Kranz wird mitten in der Stube über dem Tisch an einem Faden aufgehängt und bleibt, bis er im nächsten Jahr durch einen frischen abgelöst wird. Durch die aufziehende Ofenwärme bewegt sich der Kranz zuweilen, dann sagen die Kinder, das bedeute etwas Gutes; kommt aber eine Hexe in die Stube, so sagt man, stehe der Kranz still. — In Schlesiens war es sonst an diesem Tage allgemeine Sitte den Tod auszutreiben, sie hat sich jetzt nur noch auf dem Land und in kleinern Städten erhalten. Es wurde ein Bild von alten Lumpen mit eigenen Gefängen durch die Stadt

getragen und zuletzt ins Wasser geworfen (Henelii Silesiographia renov. II. p. 11.). Jetzt gehen die Kinder mit geschmückten Tannen- oder Fichtenzweigen, wie es heißt: zum Sommer, nämlich von Haus zu Haus umher und singen:

wir haben den Tod hinausgetrieben
und bringen den lieben Sommer wieder,
den Sommer und auch den Maie:
der Blümelein sind mancherlei!

Ober: „Kleene Fische, Kleene
schwimmen uf em Teiche,
rothe Rosen, rothe
stehen uf em Stengel!
der Herr is schön, der Herr is schön,
die Frow is wie a Engel.

Sie erhalten dafür Preßeln oder anderes Backwerk, und werden die Sommerkinder genannt. (Fidgel Gesch. der Kom Vit. IV. 10 11. Büsching Wöchentl. Nachr. III. 166.) — In Sachsen (nach Hilsker Gedanken über das Tod austreiben. Dresd. 1701.) tragen sie auf den Sonntag Lätare den Tod in einem Bilde vor. Stroh in den Straßen herum. Sie lassen es manchmal zu einem Fenster hineinschauen, da glaubt man, es müsse jemand aus dem Hause in diesem Jahr sterben, und um es abzuwenden, gibt man ihnen gern Geld. Sie singen dabei allerlei Gesänge z. B.

„Nun treiben wir den Tod hinaus,
den alten Weibern in das Haus

den Zungen in den Kasten;
Morgen wollen wir fasten!“

In Balth. Schnurrs Kunst- und Wunderbuch S. 127. B. 151
lauten diese Verse etwas verschieden; und dann weiter:

„Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
daß er nicht wieder kommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
das thun wir den Schäfern zu Leide.“

Ober in Nürnberg:

„Heut ist Mittfasten, wohl ist das!
trägt man den Tod ins Wasser, wohl ist das!“

Bei diesem Zug laufen die Knaben geschwind, wie die Todtengräber, wenn sie eine arme Leiche tragen. Draußen vor dem Thale stürzen sie das Bild ins Wasser*) oder werfen es auch wohl auf den Rabenstein; man glaubt, daß dadurch die Pest abgewendet werde. Ist nun der Winter getödtet, so bringen sie den Sommer. So heißt nämlich ein mit Kuchen, bunten Eierschalen, farbiger Wolle, silbernen Gürteln, Winterkränzen geschmückter Baum, den die Knaben in die Stadt tragen und gegen ein Geschenk vor der Thüre Neuvermählter setzen; es ist der Baum der Glückseligkeit. Ziehen sie damit durch Dörfer, so werden sie beschenkt mit Preßeln, Eiern und Bohnen. Fromme Leute schicken die

*) Man erinnert sich hierbei einer altrömischen Sitte. Am 13ten Mai pflanzten die römischen Jungfrauen, in Begleitung der Magisträte und Priester die Bilder von dreißig alten Männern, aus Blinsen gemacht, auf dem *pons sublicius* zu tragen und in die Tiber zu werfen.

Waisenkindern an diesem Tage ein Erbsengericht. Das Fest ist auch in Franken und Thüringen bekannt (wie Eccard fr. orient. I. 438. gleichfalls bezeugt), selbst in Pohlen und in Moskau wird es gefeiert. Oft ist nur einer der Gebräuche herrschend, entweder das Austragen des Strohbildes oder das Eintragen des Sommerbaums. — Im Holsteinischen, besonders im Flecken Neumünster, tragen die Knaben, wenn sie bei der Sommerverkündigung von Haus zu Haus ziehen, einen todten Fuchs oder eine Krähe voraus. Wahrscheinlich bedeutete diese, so wie der Fuchs, mit dem schon oben Böses gewünscht wurde, nichts anders, als den besiegten bösen Geist, den Winter. S. Schüge Idiot. III. 165—167. wo auch das Lied, das dabei gesungen wird, mitgetheilt ist. Sie fordern darin milde Gaben in Geld und Speisen *). An einigen Orten, auch in Frankfurt am Main, wird das Fest noch früher, schon Ende Februar, zur Fastnacht gefeiert, wo nämlich der Storch sich zum erstenmal zu zeigen pflegt, dessen Ankunft sonst in mehreren Städten durch den Stadttrompeter feierlich angekündigt wurde; wofür dieser einen Trunk aus dem Stadtkeller erhielt (s. die Alpenrosen für 1817. S. 51.). Der Anhang des W. F. theilt, S. 21., ein Lied aus den Rheingegenden mit, welches zum Theil mit jenem Holsteinischen übereinstimmt. Die Kinder tragen hier bei ihrem Umgang einen gebundenen Pahn, der also die Stelle des Fuchses vertritt. Merkwürdig ist, daß bei den Griechen eine ähnliche Frühlingsfeier statt fand (s. Zell über die

*) Das Betreten auf eine Krähe war auch bei den Griechen bekannt; s. Athenäus VIII. 59. , der das Volkslied dabei anführt.

Volkslieber der Griechen im Morgenblatt 1819. Nr. 170. 171.). Nachricht darüber hat sich beim Athendaus erhalten (VIII. 60. p. 360.). Nämlich zu Anfang des Frühlings trugen die Kinder auf Rhodus eine Schwalbe herum, sammelten Gewaaren und sangen ein Lied dabei. Dies nannte man Schwalbeln (χελιδονίζου) und einer der sieben Weisen, Kleobulus aus Lindus, soll bei einer Hungersnoth die Sitte eingeführt haben. Die Schwalbe, die schwarz ist und unten weiß zu werden beginnt, scheint ein Bild von der in das Licht übergehenden Nacht, oder des besiegten Winters zu seyn. Das Lied ist dieses:

Die Schwalbe ist wieder
ist wieder gekommen,
sie bringet den Frühling
und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
schwarz am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
ein Körbchen mit Käs und Mehl,
Eiersemmeln auch
liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was kriegen' oder soll'n wir gehn?
bein Gläz, wenn du uns gibst, wir lassen dich sonst nicht,
wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.

Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
Mach auf die Thür, der Schwalbe mach die Thür auf;
nicht alte sind wir, sind ja junge Knaben noch *).

Ein Kinderfest in Spanien, das Laborde (l'incr. I. 57. 58.) beschreibt, zeigt nur die Vernichtung des Winters. In Barcelona nämlich, laufen die Knaben den Tag von Mittfasten in Haufen von dreißig oder vierzig durch alle Straßen, einige mit Sägen, andere mit Scheitern, andere mit Tüchern, in welche man ihnen Geschenke legt. Sie singen dabei in der Landessprache ein Lied, welches enthält, daß sie die allerälteste Frau in der ganzen Stadt suchen, um sie mitten durch den Leib entzwei zu sägen, zur Ehre der Mittfasten. Von Zeit zu Zeit stehen sie still, besonders vor den Läden, und verdoppeln ihren Gesang. Sie thun, als ob sie die Alte gefunden hätten, sogleich fassen einige die Säge an beiden Enden und nehmen die Stellung Sägender an. Einige schenken ihnen Geld, Brot, Eier und auch Holz, um damit die entzweigesägte Alte zu verbrennen. Aus Dankbarkeit heben sie noch einmal ihren Gesang an. Werden sie aber abgewiesen, oder wohl gar mit Wasser begossen, so antworten sie durch höhnliches Schreien. Es ist offenbar nichts anders, als das Austreiben des Todes oder Winters, welcher hier als eine alte Frau dargestellt und vom Feuer oder der Sonne verzehrt wird.

*) Eine freie aber glückliche Uebersetzung von Prætorius ist im Wunderhorn I. 161. (Wetterlei der Vögel) mitgetheilt.

Maitag. In Schwaben gehen die Kinder mit Sonnenaufgang in den Wald, die Knaben tragen Stäbe mit seidenen Tüchern, die Mädchen Zweige mit Bändern. Ihr Führer ist ein Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Beide fangen den Tanz an, der mit dem Rустanz schließt, wo ein Kreis gebildet wird, in dessen Mitte ein Knabe steht, der nach seinem Gefallen einem Mädchen das Tuch zuwirft und es küßt. Darauf kommt dieses in den Kreis und fordert auf, so geht es weiter. In England wurde am Maitag vormals (bis zur Reformation) um eine mit Bändern geschmückte Stange getanzt. Ein Knabe war als Jungfrau Maria verkleidet, ein anderer wie ein Mönch, und noch ein dritter ritt auf einem Steckenpferd mit Klingelschellen und bunten Streifen. — In Schlessien peitschen die Kinder einander scherzweise zu Ostern mit bunten, aus Weiden geflochtenen Peitschen, die Schmagokern heißen, und besprühen sich mit Wasser. Sie bekommen bunte Eier, Kuchen und ein zu diesem Feste gebackenes Gelbbrot geschenkt. Mit einem ausgeschmückten Maibaum ziehen sie, während bestimmte Lieder gesungen werden, von Haus zu Haus und erhalten Geld und Fastenregeln. Auf der Spitze des Baums, gewöhnlich eine Fichte oder Tanne, sitzt eine Pappenpuppe, die mit Goldpapier, farbigen Eierschalen und Strohgewinden umhangen ist (Allg. Anzeiger der Deutschen 1808., Nr. 250). Merkwürdig, daß auch in Marseille der Gebrauch herrscht, sich mit Wasser zu besprühen (Millins Reise ins südl. Frankr. Bb. 3.). Das Peitschen ist eben so im Erzgebirge üblich. — Im Oestreichischen wählen die Dorfjungen zu Pfingsten einen Pfingst-

könig, kleiden ihn mit grünen Zweigen, schwärzen ihm das Antlitz und werfen ihn auch wohl in kleine Bäche (Denis Vesperfrüchte I. 129.). Es zeigt sich auch hier die Idee von dem besieigten, schwarzen Winter.

Johannistag. Bekanntlich wird dieser Tag der am höchsten stehenden und daher auch fallenden Sonne durch mancherlei Gebräuche, meist durch ein Bergfeuer und durch einen ausgehängten Frucht- und Blumenkranz, gefeiert. In Kreuznach und andern Städten des Rheins werden an dem Johannistag auch die Brunnen gereinigt und neue Brunnenmeister erwählt, wobei sich die Nachbarn versammeln und ein kleines Fest geben. Die Kinder ziehen umher und sammeln Eier, die sie in einen mit Feldblumen geschmückten Korb auf Blätter legen und sich Abends zu einem Feste backen lassen. Man hat Nachricht von dieser Sitte bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Das Lied, das sie beim Einsammeln singen, steht im Anhang des Wunderh. S. 40. 41. Im Anspachischen trugen die Knaben sonst einen gepugten Baum durch die Straßen und sangen dabei (Fischer Gesch. von Anspach S. 178). In Schlesien wird am Johannistag bei der Bildsäule des Johannes von Nepomuk, oft auch ohne diese, von Birken eine Laube gestellt, in welche sich ein hübsches, armes Mädchen in seinen Sonntagskleidern, mit Blumenkränzen und Bändern ausgeschmückt, setzt und die Braut heißt. Andere Mädchen springen unter Gesang herum und jeder Vorübergehende muß ihnen eine Gabe reichen. Eben so gab es sonst in Leipzig ein Johannismännchen, mit welchem am Gesundbrunnen viel Lärm getrieben wurde. (Allgem.

Ang. der Deutschen 1808. Nr. 250.) In den Nürnberger Städten ziehen die Knaben vor die Häuser und betteln Holz, indem sie ein eigenes Lied dazu singen:

I, o, heu o,
 zündt der Mabt ihrn Noßn o!
 geht zamm, ihr leibn Moube,
 Scheibla wolln mer zamma souchn.
 Wollt er as ka Scheibla gebn,
 wolln mer's Jauhr nimmer berlebn.
 I, o, heu o,
 zündt der Mabt ihrn Noßn o!

Die zusammengebrachten Scheiter fahren sie auf einem Schubkarren an den Bleicherweiher beim Spittelthore, zünden sie an, und wenn das Holz brennt, springen sie darüber, wie aller Orten beim Sonnenwendefeuere geschieht. Man erhält dadurch Gesundheit aufs ganze Jahr. Sie laden die Vorübergehenden zu diesem Sprunge ein, die einige Kreuzer für diese Erlaubniß geben. Auch im Oestreichischen ist es Sitte der Knaben (Denis Lesefrüchte I. 130.).

Der heilige Nicolaus, (Klas, Klobes, Sinter). Er kommt den 6. December Abends. Doch schon einige Tage vorher postelt sein Knecht Barthel an der Thüre, rasselt mit Ketten, macht auch wohl die Thüre auf und wirft, ohne sich sehen zu lassen, den guten Kindern Nüsse, gedörrtes Obst, Rosinen hinein, man spricht dann: „der heil Niklaus meldet sich!“ Endlich erscheint er selbst als Bischof (der heilige Nikolaus war Bischof zu

Myra) angethan, und nimmt eine Prüfung mit den Kindern vor; die guten dürfen ihr Körbchen irgendwo hinsetzen und finden es dann den andern Morgen voll Geschenke; die bösen aber werden von dem Knecht Barthel geängstigt, bis sie Besserung versprechen (Denis Besefrüchte I. 131). In der Grafschaft Mark und Homburg versammeln sich die Kinder Abends vorher und jedes hat einen seiner Schuhe mit Hafer gefüllt. Dieser wird auf eine große Schüssel geschüttet, um das Pferd des heil. Niklas, der in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember anlangt, damit zu füttern. Am Morgen finden die Kinder seine Gaben in der schönsten Ordnung aufgestellt. Die Zuckerbäcker bilden ihn als einen geharnischten, reißigen Mann ab. In der Grafschaft Mark, so wie in allen westwärts liegenden Ländern wird nur an diesem Tag bescheert, im Homburgischen auch noch Weihnachten. (Reichs Anzeiger 1796. I. S. 166.) Die Holländer sagen, er komme auf einem kleinen, weißen Pferde zum Schornstein eingeritten (Grabners Reise in den Niederlanden S. 365.). An vielen Orten, in Oberschwaben, auch in Hessen, wird er als Vorgänger der Christbescheerung angesehen, auch wohl mit dem ruffigen, Schrecken einjagenden Knecht Ruprecht verwechselt, so daß von diesem allein die Rede ist. Guten Kindern bringt er Äpfel, Nüsse, Spielzeug, den bösen aber eine vergoldete oder mit Goldflittern geschmückte Ruthe. Ein Kinderlied darüber steht im Anhang des Wunderh. S. 28. 29. (Vergl. Scheffers Heltaus S. 155. 156.) In Thüringen verfertigt man an diesem Tage Niklaszöpfe, ein Backwerk in Gestalt eines geflochtenen Haarzopfes. Die Sitte

wird durch eine Sage erklärt, wornach der heil. Niklas einem armen Manne, der seine drei Töchter in der höchsten Noth, der Verführung überliefern wollen, einen Beutel mit Gold in die Kammer geworfen; wofür diese bei ihrer Verheirathung dankbar dreifache Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt. (Reichs Anzeiger 1794. II. 1406.) —

Wrihnachten. Am 25. Dezember, dem Tage der wiedersteigenden Sonne, wo die Geburt des Heilands gefeiert wird, ist das höchste Fest für Kinder: da kommt das Christkind und bescheert. In Franken klopfen die Kinder drei Donnerstage vorher, bald einzeln, bald truppweise, mit einem hölzernen Hammer an Thüren und Fenster; sie sagen etliche Reime her, deren es verschiedene gibt, und erhalten dafür Geld, Schwaaren, alte Kleidungsstücke und dergleichen. Diese Sitte ist auch in Holland und in der Schweiz bekannt und soll das Verlangen der Welt nach dem Heiland bedeuten, sie klopft an die Thore ihres Gefängnisses an, damit sie sich öffnen und der Herr erscheine (Spieß archival. Nebenarbeiten II. 86. und Scheffers Heltaus S. 263.). Am Christtage freut sich die ganze Natur, man glaubt, daß selbst das Vieh in der Nacht sich aufrichte, im Holsteinischen wird ihm besseres Futter vorgelegt und vor die Krippe ein Licht gestellt; auch gingen sonst die Männer hinaus in den Wald, klopften an die Bäume und sprachen: „frouwet ju jn Bäume, de hüllige Karst is kamen!“ diese Worte hatten die Kraft, daß Eichen und Buchen reichliche Früchte trugen. Unter den Gaben des Christkinds sind drei eigenthümlich und beständig: der Baum, der mit Wachelichtern und

Goldsplittern hell erleuchtet und mit allen Früchten des Jahres geschmückt ist. Er scheint die neu beginnende, von einer neuen Sonne erleuchtete, Welt unter dem alten Bilde eines Baums darzustellen, und ist das Gegenstück zu dem, welcher am Lätarefest herumgetragen wird; wie überhaupt diese beiden die eigentlichen und Hauptfeste und die andern davon abgeleitet sind. Ferner: das Backwerk aus Honig, denn der Honig ist aus der ältesten Zeit die reine, himmlische Nahrung, weshalb auch die Jungfrau Maria mit der Biene verglichen wurde (s. altb. Wälder II. 208 209). Er steht dem irdischen und schweren Bohnen- und Erbsengericht entgegen, das am Lätarefest gereicht wurde. Endlich: die Gestalten und Figuren in Zucker, Teig oder Wachs abgedrückt, oder in Holz geschnitten, welche allerlei Früchte, Puppen, Thiere, alles Lebende was fliegt und kriecht, darstellen, das sich um den Lebensbaum zu versammeln scheint. Bei den Saturnalien der Alten, welche am 23. Dezember sich schlossen, wurden gleichfalls Wachslichter angezündet, Honig und kleine Bilder (figilla) geschenkt, daher schon Gedike in einer ausführlichen Abhandlung (Berliner Monatschrift 1781. S. 78—87.) beide Feste in Verbindung gebracht. Allein auch an den altnordischen Jolabend, der mitten im Winter gefeiert wurde und ohne Zweifel ein Fest der steigenden Sonne war, darf man erinnern, zumal da König Hagen Adelsman befahl, es auf den Christtag zu legen, so daß dieser jetzt durch Joltag bezeichnet wird. — Bescheert wird entweder den Abend vorher, welcher im plattb. daher Kindjeesabend heißt, oder den Christtag Morgens früh, immer aber bei Licht, und das Christkind verkündigt sich durch Klin-

geln (daher auch im plattb. Klinggeestabend), welches die im Finstern harrenden Kinder herbeiruft. Wo es am Morgen geschieht, da erlaubt man Abends vorher den Kindern, wie beim Niklasfest, ihre Teller an einen bestimmten Ort, jedoch umgekehrt, zu setzen, oder wie es in Hessen heißt: zu stülpen, auf welche dann die Geschenke gelegt werden. Armen und nicht zur Familie gehörigen Kindern, welchen man etwas schenken will, sagt man daher, sie sollten ihre Teller bringen und stülpen.

Kindertag. Der 28. December, an welchem nämlich Herodes die unschuldigen Kinder zu Bethlehern ermorden ließ, führt gewöhnlich diesen Namen. Schon in den alten Zeiten wurde er als ein Festtag angesehen und unter dem Namen Fest oder Tag der unschuldigen Kindlein (dies innocentium puerorum) mit allerlei Gebräuchen begangen. Vorzüglich war er für die Kinder feierlich; noch jetzt läßt man die Chorknaben bei der Messe und Vesper in beinahe priesterlicher Kleidung erscheinen und weist ihnen ihren Stand in den vornehmsten Klappstühlen des Chors an. An manchen Orten wird er auch Fichel- oder Pfefferleins-Tag genannt. Die Eltern pflegen nämlich Morgens ihre Kinder im Scherz mit Ruthen aus dem Bett zu treiben; welches man Auskinderln, Ficheln, auch Dingeln nennt. In Franken ist der umgekehrte Gebrauch, daß die Eltern von den Kindern mit den sogenannten Kinder Ruthen begrüßt werden. S. Scheffers Halkaus S. 166. Dies Auskinderln ist bei den Protestanten eben so üblich, wie bei den Katholiken. Die Ruthen werden von solchen Gewächsen gebunden, welche um

diese Jahreszeit noch grün sind, oder es werden auch nur einzelne Zweige von Buchsbaum, Rosmarin, Lorbeer, Pomeranzen genommen und damit gesiegt. Gemeinlich geschieht es auf die Hände, dazu spricht man: „schmeckt der Pfeffer gut?“ oder auch:
 „Ist das Pfefferleinsbrot gut?
 ist's gesalzen?
 ist's geschmalzen?“

An manchen Orten haben die Bauern noch einen besondern Reim:
 „Friska, friska, gruna,
 sollt mer oisig Iona (sollt mir jeso lohnen)
 Pfeffernuß und Brondawein,
 und an ganzen Dohler drein;
 get mer oisig müt! (gebt mir ihn gleich mit).

Man gibt darnach den Kindern einen sogenannten Fißelslohn an Geld oder Gewaaren. Es fißeln auch Erwachsene, Eheleute, Anverwandte und Bekannte einander. Zuweilen überschickt man auch nur eine schöne Fißelruthe, zum Zeichen, daß man an einander denke. An manchen Orten wird umgewechselt, und am Kindertage das weibliche Geschlecht von dem männlichen, am Neujahrstage das männliche von dem weiblichen mit der Ruthe geschlagen, dabei haben die Mädchen einen besondern Reim:

„wachs, wachs, grun,
 der liben Fra ir Sun,
 schmeckt's Neujahr gut?
 schmeckt's Neujahr gut?“

An einigen Orten (Paltaus führt namentlich Regensburg an)

wählten sonst die Kinder an dem Kindertag einen Bischof aus ihrer Mitte, welcher der Kinderbischof oder Schultischof genannt und mit Gepränge in der Stadt herum geführt wurde; also wie bei dem Gregoriusfest.

16. Geschenke. Wenn Eltern oder Freunde von einer Reise heimkehren, bringen sie den Kindern Geschenke mit, die Knaben erhalten Spielzeug, ein Pferdchen, eine Jagd, Pfeife und Trommel, Wälder; die Mädchen aber Kleider und Puschachen. Die Eltern fragen auch wohl bei der Abreise: „was soll ich dir mitbringen?“ wie im Märchen vom Hühnerkuchen vorkommt (Nr. 88) und im Aschenputtel (Nr. 21.). So wird vom armen Heinrich erzählt:

330. unt das kinden wol dohte
zu ir kintlichem spil,
des gap der herre ir vil;
ouch half in sere, das diu kint
so lichte zu gewenende sint.

335. er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel *) unde harbant
unde swaz kinden liep solde sin:
gurtel unde vingerlin.

Guntat Dankbrotshaim (aus Hagenau?) fängt sein heiliges
Namenbuch (handschriftlich zu Straßburg Ms. Johann. B. 142.
unt

*) Ein Theil des Haarschmuckes.

und gedichtet im Jahr 1435.) in Beziehung auf jene Sitte, auch wohl auf die Weihnachtsbescherung, folgendergestalt an:

Ihesus, Marien liebes Kint,
dem himel und erde gehorsam sint, —
in des namen angefangen
habe ich dis buchlein bebraht
und jungen kinden das gemacht,
das si darinne leren,
das sich ir selbe werde meren.
welch knabe zu disem buch hat minne
der bindet ein guldin rössel brinne
stiff gesattelt und vin gezoumet,
dast ernst und ist mir nit getroumet,
dann es ein luter wahrheit ist,
und komet das kindelin Ihesus Grifft
mit sinem guldbinen predigerstul
und seczet sich nebent in die schul
und bringet im das rössel darin.
ist aber das kint ein megetin,
so bringet des lieben Kindes muter
rotte, mantel und vehesfuter *),
sibene borten mit gold beslagen,
und was ein töchterlin sol tragen:

*) Vehesfuter, vielleicht ist zu lesen: mit vehesfuter da ein Behr-
mantel noch sonst vorkommt. Salomon u. Marolf B. 1617.
Kindermischen II.

n uwe huben, verledhte 18 dē,
 flucken=belcge und bouwel rōdē
 und uff sin houbet ein stiffe kron *),
 als wolte es zu dem dancge gon,
 und wirt luffelig und wol kerlant
 und ist das heilig nambuch genant
 und kan den kinden zu schulen locken
 und simelfuchen in milchroum brecken
 und in den sussen hunigseim
 und mahte es Cunrad Danckbroccheim.

17. Reckerien. Wenn das Kind bei der Abreise fragt:
 „was bringst du mir mit, wenn du wiederkommst?“ so antwor-
 tet man wohl: „ein silbern Warteinweilchen, ein golden Nixchen
 in einem Niemalen-Büchchen.“ — Wollen sie etwas erzählt ha-
 ben, so fängt man an: „et was mol Männeken, wull Rute
 (Rüffe) plücken, will ju et gerne hebben, so will ick et vertellen?“
 Die Kinder antworten dann ja und nun gehts wieder von vorne
 an: „et was mol Männeken, wull Rute plücken u. s. w. Hier-
 her gehören auch die Märchen vom Fuchs und den Gänsen (Nr.
 86.) und vom goldenen Schlüssel (Nr. 161.).

*) Neue Hauben; außen mit Bögeln seidengest. bei Nieb. Manes
 G. 76a breite, in der Kaiserchronik Heidelb. Hs. Bl. 73b. — Verten
 schnüre in die Locken zu flechten. — Ein flochtiger Pelz. —
 Naumwollne Röcke — Eine starke Krone, wohl von Golddrath
 geflochten, ähnlich den Goldbändern, die Schapel hießen (Nibel. 693b.)
 Im Weinschwelg B. 46. werden „chrone, schappel und chrany“ zusam-
 men genannt.

18. *Kindersprache.* Außer den häufig angewandten Diminutiven giebt es hier viele Klangwörter, vorzüglich die Thiere werden nach ihren Naturlauten genannt. *3. B. Muh-kuh* (plattb. *Bu-köken*), *Piephuhn* (plattb. *Lüt-hönken*), *Kikeriki-Hahn*, *Blä-lamm*, *Wauhund* oder *Wauwan*, *Misefah*, *Bibi* (Fiebervieh), *Wulle-Gans*, *Bil-Ente*, *Hottpferd*, *Hies-Fäleken* (Füllchen) u. s. w. — Die Worte, die zuerst gelernt und gesprochen werden, sind in ihrer Wurzel oft nicht zu erkennen. *Dädi*, Vater (in der Schweiz) erklärt sich noch durch *Atte*, *Tatte*; aber unverständlich ist schon *Rännä* und *Doboch* Mutter, oder *Dobooli* und *Großdoboch*, Großmutter. *Ditti*, klein Kind, hört man auch noch in den Maingegenden, dagegen *du Appeli* (Närren) *Uds*, *Goos* und *Kitsch*, *Kitscheli* (s. *Stalder*), Schmeichelnamen kleiner Kinder, wohl nur in der Schweiz allein. Man schmeichelt ihnen auch indem man sie *Läubchen*, *Hühnchen*, *Päterken*, nennt. Das jüngste und gewöhnlich das liebste Kind heißt *Reest-quackchen*, im plattb. *Reest-kiken*, *Reest-puuk*, in der Schweiz *Grättchi*. Dagegen ein Kind das Lücke im Kopf hat, wird dort *Kufer* genannt; ein unbehilfliches im *Deisterischen* *Pascherl*. — Dann sind auch für sie oder bei ihnen eigene bildliche Ausdrücke gebräuchlich. Das Trinkwasser heißt *Gänsewein* (*Gooswein*), in die Wiege (plattb. die *Eija*), ins Bett gehen: in die Federallee spazieren gehen; sich verneigen: ein *Lümpferli* machen. Von einem unartigen Kind sagt man in Pommern: *dat is mi een Krübken* (Kräutchen)! oder man dreht ihm: *Moder ward bi dat Eenden-*

brood gewen! mit der Ruthe kommen!“ Auch sagt man im Scherz: dat di dat Mûsken beit (das Mäuschen beiße)! — Ein hübsches Kindergebet ist im Holsteinischen (Schüge Idiot. III. 63.) üblich: „leeve Gott, lat mi fromm un good waren un mi' hemd to lutje (zu klein, d. h. laß mich wachsen).“ Und in Hessen:

„im Himmel steht ein Baum,
 dran häng ich meinen Traum,
 dran häng ich meine Sünden;
 in Gottes Namen schlaf ich ein!“

19 Kinderlieder. Sie enthalten einen einzelnen poetischen Gedanken, ein Bild, ein Gleichniß, oft ohne einen weitern Zusammenhang. Das Kind blickt mit seinen reinen Augen umher, ein Vogel fliegt vorbei, ein Käferchen setzt sich auf seine Hand, ein Blümchen liegt neben ihm im Gras, ein armes Mädchen sitzt unter einem Baum und weint, das wird ganz unschuldig und kindlich vorgestellt, und darin liegt der eigene Reiz dieser Lieder. Gåtur heißen sie im nordischen und scharfsinnig wird eine Stelle in dem dunkeln eddischen Hrafnagalldr (Edda I. S. 221.) auf diesen einschmeichelnden Gesang bezogen (quo nutriculae delinunt tristes pueros et somnum iis alliciunt). Eine Sammlung deutscher Kinderlieder enthält ein Anhang zum Bunderhorn, und eine spätere: „Dichtungen aus der Kinderwelt“ erschien in Hamburg 1815. Auch Weinert in den Liedern des Ruhlands hat einige S. 381—83. mitgetheilt.

20. Die erste Kindheit Wolfbiterichs, wie sie die eigenthümliche Darstellung des, in Dresden handschriftlich sich befindlichen Heldenbuchs erzählt, verdient hier mitgetheilt zu werden, da sie ohnehin wie ein Märchen lautet und in der (Inhalt und Sprache nach so sehr verderbten) Uebersetzung noch das naive und lebendige der früheren Dichtung durchblickt.

Als Hugbiterich von der Heerfahrt heim kommt, wird ihm sein, während der Zeit geborenes, Kind entgegen gebracht; er freut sich, daß es so schön ist. Ein Einsiedel, der es christlich getauft, hatte ihm ein mitwachsendes Heind gegeben, wodurch es gegen jede Gefahr, vor jeder Wunde, Wasser- und Feuersnoth gesichert war und jedes Jahr seine Kraft um Mannesstärke wuchs. Das war heimlich geschehen, weil Hugbiterich, noch ein Heide, nichts davon wissen durfte. Jetzt war das Kind vier Jahr alt und schon so stark als vier Männer; wenn man ihm ein Brot gab und ein Hund wollte es ihm wegnehmen, so packte es ihn und schlug ihn an eine Wand. Der ungetreue Sabin nimmt von dem Gerede, das darüber entsteht, Anlaß, dem König den Ursprung des Kindes verdächtig zu machen, als sey es vom Teufel gekommen (ein vertauschter Wechselbalg?) und bringt es endlich dahin, daß er es will tödten lassen.

23. König Hugo zu Puntung sprach: „heimlich mußt tödten
mein Kind!

ich trag dich aus dem Gemache, wenn sie entschlafen sind.“
Puntung, vor Schrecken rothe, sprach: „edler König rein,
ich will an seinem Tode wahrlich unschuldig seyn.“

Hugbieterich droht ihm aber:

„und laß dich willig finden, wann ich im Willen bin:
du hast sechszehn Kinder, die häng ich an die Zinn
dazu dich und dein Fraue zu allervorderst an!“

Er heißt ihn vor seine Kammer kommen: wenn alles entschlafen
sey, wolle er ihm das Kind geben.

Der König ging zu sein Bette, da lag das Messer sein,
das Kind aufheben er thäte, er sprach: „und thust du wein“,

32. ich stoß dir in dein Herze, du unreines Kind!“

doch behüt' es Gott vor Schmerze, daß es schlief; gar ge-
schwind

wohl aus der Kemenate der König sein Kind ihm gab.

Puntung eilt bannen brate (schnell), thät von der Burg
hin trab'.

33. Da er kam weit hin danne, das Kind thät rühren sich,
es sah den Tag gar schöne, sprach: „Mutter, decke mich!“

Puntung der sprach: „schweig stille!“ wie halb es da ge-
schwieg!

thät an sein Harnisch spielen. Sie vermieden die rechten Stieg

34. und kamen auf ein Heide, da niemand bei ihnen was:

Puntung zog aus der Scheide, setzt das Kind auf das Gras.

Da es das Schwert sah glitzen, das Kind, so wohl gethan,
vor Freuden nimmer wollt sitzen, wollt das Schwert grei-

fen an.

Da erbarmt ihn des Kindes und sein Herz wird weich, daß er,
er allein hundert Männern den Tod schon gegeben, selbst nicht

das Leben ihm nehmen kann. Er stößt sein Schwert ein und führt es zu dem Rand eines Brunnens, auf dessen Wasser Rosen liegen. Er zeigt ihm diese und denkt, es würde sich darnach bücken *) und so sich selbst hineinstürzen, aber das Kind achtet der Rosen nicht, sondern legt sich nieder ins Gras und wälzt sich darin. Puntung versteckt sich eine Ackerlänge weit und hat acht, was geschieht. Als es Nacht werden will, kommen viele Thiere, die gern beim Wasser sind, Eber, Hirsche, Bären; auch die hungrigen Wölfe laufen daher, sie sehen das Kind, aber die göttliche Gnade waltet, daß sie es nicht anrühren. Puntung, als er das Wunder schaut, erstaunt und spricht: „du bist kein Teufelskind! doch will ich dich noch versuchen.“ Er machte ein Kreuz von Holz und stellte es ihm hin. So wie das Kind das Kreuz erblickt, greift es darnach, betrachtet es und nimmt es in den Arm.

Puntung sprach: „bist du worden getauft, du bleibst gesund, kein Thier thät dich nicht morden.“ Er küßt es an den Mund:

43. „Weib und Kind will ich wagen, will sie eh verderben lan.“
Das Kind thät er hintragen, saß auf sein Ross wonnesam.
Er sprach: „du bist genesen vor den Wölfen wunderbar,
daraus dein Nam' soll wesen hinfür: Wolfbdieterich!“

21. Rudolf von Montfort hat in seinem noch ungedruckten Gedicht von Wilhelm von Orlenz, sehr natürlich und lieblich das

*) Kriemhild sagt, im ungedruckten Rosengarten 253,2: „Ne sollen wir ein sint spielen in dem rosen got.“

Kinderwesen geschildert. Der Knabe kam an den Hof des Königs von England, um dort in ritterlicher Zucht aufzuwachsen. Der König führte ihn in das Gemach der Frauen, die ihn zu sehen wünschten, weil sie von seiner Schönheit und seinen tugendreichen Sitten gehört hatten. Als Wilhelm eintrat, sahen sie ihn mit Lust an, und grüßten ihn liebevoll. Neben der Königin saß ihr Töchterlein, Amalie, ein blühendes Maientreiß und eine Wonne der Augen, denn es war nicht anders, als der helle Sonnenglanz. Nie hat eine Mutter schönere Kinder geboren, als die beiden da waren. Der König faßte sein Töchterlein bei der Hand und sprach: „liebes Kind, du hast dir schon lange einen Spielkameraden gewünscht, da hab ich einen gefunden. Komm, ich will dich mit ihm bekannt machen und ihm sagen, daß er artig mit dir umgeht. Er ist ein Kind, wie du, ihr könnt ohne Arg manchen Tag mit einander spielen. Sey du aber auch freundlich gegen ihn, wenn er bei dir ist. Nun war das Mädchen nicht älter als sieben Jahr und sprach, ohne sich dessen zu schämen: „Väterlein, das freut mich gar sehr, es soll mein Spielkamerad seyn, ich will gehen und mich zu ihm setzen. Sag ihm auch, daß er zu mir geht.“ „Ja, Wilhelm, komm her,“ sprach der König. Da ging das Mädchen zu ihm und sagte: „setz dich zu mir.“ Blöb und schüchtern, wie Knabensitte ist, wollte er nicht, ob ers gleich von Herzen gern gethan hätte. Es faßte ihn aber bei der Hand und nun saßen die beiden schönen Kinder beisammen, und wer nur da war, mußte die Augen auf sie richten. Was sie wollte, das that er; was er wollte, das that sie. Sie erzählten sich einander ihre Ge-

schichten, sie sagte ihm vielleicht, daß ihre Docke *) so hübsch wäre und ihre Nachtigall so schön sänge und so süßen Schall hätte. Er wußte etwa von seinem Habicht (Sprinzelin, falco cyanus) zu sagen, wie er ihn habe steigen gesehen **). So saßen sie bei

*) Docke ist der alte Name, und Puppe, (zunächst wahrscheinlich aus dem Französischen poupée eingeführt) findet sich vor dem 16. Jahrh. noch nicht. Die gloss. pez. hat mimä, tohcha und die gerbrückte p. 47. Doffa, est simulacrum puellarum. Es heißt wie pupa, κόρη, eben sowohl eine Jungfrau, geschmücktes Mädchen (s. Etal'er schwed. Idiotikon I. 176.), als ein ausgestopft und bekleidetes Bild desselben. Ueber das lateinische pupa, poppea findet man Nachweisungen bei Dugange; es ist bekannt, daß die römischen, wie die heutigen Mädchen, schon Puppen hatten, womit sie als Kinder spielten und welche sie, sobald sie h. rangewachsen waren, der Venus opferten: tanquam virginitatis suae insignia, ut fausta futurum matrimonium cederet, wie sich Forcellini ausdrückt. Ob von daher die Docken geradezu gekommen, oder ob sie mit altheidnischen Larpenfiguren zusammenhängen, welche der Indiculus superstitionum simulacra de pannis facta nennt, darf um so eher unentschieden bleiben, als ja beide einen gemeinschaftlichen oder verwandten viel ältern Ursprung haben können. Es sind die kleinen wohlthätigen Wesen, deren Ketten an das eines Menschen gebunden ist, dem sie daher willig und zugethan sich bezeigen. Eccard bemerkt bei der Erklärung des Indiculus (tr. orient. I. 436.), daß man in Würzburg ein Kindergepennt Hullen-Pöpel nenne; das heiße der Frau Holle Puppe und in der Ehre dieser Göttin seien jene heidnischen Puppen vereffrigt worden. An die Alraunen denkt er aber auch, und das läßt sich in sofern hören, als auch diesen pflegen Hemdlein angelegt zu werden (s. deutsche Sagen I. 176.) — Eschenbach redet im Drause (II. 162.) von seiner mit der Docke spielenden Tochter und gedenkt ihrer auch im Narcisal 11009, 11202; für spätere Zeit ist Fischart anzuführen, der im Gargantua sagt, 742: „Und was ist Wunder, daß die Weiber so fein wissen mit ihren Ehegetrauen umzugeben, da sie es doch von Jugend auf mit Docken und Puppen spielsweise also gewöhnen.“

**) Dies ist ein epischer Zug. Gerade so kommt er bei Ottokar von Horned vor, S. 166 a.

einander, bis sie scheiden mußten. Da sprach sie: „Wilhelm, Gott behüte dich, komm bald wieder zu mir.“ „Ja, antwortete er, das thue ich gerne“ *).

22. Einige hierher gehöri gen Strophen aus einem Liede des Meisters Alexander (hinter Gottfrieds Tristan S. 144.) mögen schließen:

Sieheborn, do wir kinder waren
unt diu zit was in den jaren,
daz wir liefen uf die wisen,
von jenen her wider zuo disen,
da wir understunden
viol funden:
da sîht man nu rinder disen.

Se redeten kintlich
— do die malt
von ir doelen sait,
wie die weren gestalt,
do engogene er iz verjast,
was sin sprin; het gevangen

Ueber das Spiel der Kinder mit dem Sprin; vergl. auch Parzival 12828 ff.

*) Parzivals Kindheit und Jugend ist auch herrlich in dem Gedichte von ihm beschrieben. Aus dem 16. Jahrh. hat sich das lebendigste Bild in Firschart's Gargantua im 14ten Cap. erhalten. In der neuern Zeit ist das Kindertwesen schön und rührend und mit großer Wahrheit dargestellt, von Jean Paul in Astrin (S. 96. 101.) im Leben des Schulmeister Wuk; hinter der unsichtbaren Fuge II. 570. ff.) und im Jubelsenor S. 71—75. Von Arnim in Traugott's Erinnerung aus seiner Jugend im ersten Band der Gedichte. Auch Ernst Wagner's Kinderjahre gehören hierher.

Ich gedenke wol, daz wir sagen
in den bluomen unde mazen
wellich diu schoneste mochte sin?
da schein unser kintlich schin
mit dem neuen kranze
zuo dem tanze:
alsus gat biz zil von hin!

Seht, do liese wir erbberen suochen
von der tannen zuo der buochen
uber stoc unde uber stein,
der wile daz diu sunne schein.
do rief ein walt-wiser
durch die riser:
„wol dan kinder, unt gat hein!“ *).

*) Understunden, zuweilen — hiesel, wird herunterrennen — Blumen
messen, welche die schönste sey; Walter von der Vogelw. erzählt von dem
Streit der Blumen (Man. I. 177 b.):

„du bist kurzer, ich bin langer!
alse stritent si uf dem anzer
bluomen unde fle.“

biz zil, diese Zeit. — ein walt-wiser, ein Förster, Waldhüter.

Kinderglauben.

1. Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird, und die Kinder fragen, woher es gekommen sey? so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole oder schöpfe man sie heraus. Fischart im Gargantua führt das schon an. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingucken, sehen sie ihre eigenen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran. Kindibrunnon kommt schon in alten Diplomen (Pistorius III. 544. als ein Ortsname vor. Ranne (im Chronus S. 133. Anm.) bezieht diesen Glauben auf die durch die Mythe der ganzen alten Welt gehende Idee von Tod und Wiedergeburt im Wasser. Er bemerkt noch, daß bei Detmold ein solcher Geburtsbrunnen Fünshorn heiße.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie, und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckereiersen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe sie in seinem rothen Schnabel getragen, darum wird er angesungen:

 Klapperstorch, Langbein,
 bring meiner Mutter ein Kind heim,
 leg es in Garten,

will es fein warten,
legs auf die Stingen!
will es fein wiegen.

Ober auch niederdeutsch:

Gheer, Kangeen

wenneer wult du to Lande teen se.

Der Name des Storchs *Udobar*, *b* deuter nach einigen Kindträ-
ger, von *baren*, tragen, andere erklären *Udobar* durch: alter
Vater. Unter den Nürnberger Spielwaaren ist der Storch mit
dem Wickelkind im Schnabel sehr häufig. Er bringt, nach Fischart,
auch die rothen Schuhe mit.

In Frankreich sagt man, die Kinder wachsen aus dem Kohl
und lägen oben in den großen Häuptern. Doch scheint die Idee
von dem Lebensbrunnen auch in der Bretagne nicht fremd. Cam-
bry voyage dans le Finistère. I. 175. gedenkt des Volksglau-
bens, wornach man ein Kinderhemd in gewisse Brunnen lege;
gehts unter, so stirbt das Kind im Jahre, schwimmt dagegen,
so lebt es lang. Man thut das feuchte Hemd den Kindern an
und glaubt sie dadurch vor Schaden zu bewahren.

Bronner erzählt in seinem Leben (Zürch 1795. I. 23. 24):
„da fragte ich meinen Vater einst bei Tisch: wo ist denn unser
Brüderlein hergekommen? Die Hebamme saß auch dabei. Diese
Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht,
du kannst noch heute den hohlen Raum sehen, aus dem die klei-
nen Kinder immer heraus schauen, die man denn abholen läßt,
sobald man ihrer verlangt.“ Es war eine hohle Weide an einem

Leich, Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser; sein Vater hieß ihn rufen: „Buben, wo seht ihr?“ und er zweifelte nicht mehr. — In einem Kinderlied kommt vor:

die andere geht ans Brunnchen
und findet ein goldenes Kindchen.

2. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen, mit ihren Händchen spielen, darnach greifen, als hätten sie ein besonderes Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie thäten es bloß darum, weil ihnen ihre Arme und Händchen ganz wie von Gold und glänzend vorkämen. — Lächeln sie im Schlaf, so reden die Engel mit ihnen. — Wenn sie das Schluchsen bekommen, sagt man: „nun wächst ihnen das Herz.“ — Fällt ein Kind, so sagt man: „da liegt ein Spielmann begraben!“ Hungert es: „die Frösche murrten in seinem Leib“ (*stomachus latrat*) wie Fischenart anführt. Nach Schüge (holst. Idiot.) pflegt man zu sagen: Jung ist, erst kommt der Hund und frisst dir den Magen weg. — Will es nicht schlafen, so legt man ihm einen Schlafapfel, den moosartigen Auswuchs an der wilden Rose unter das Kissen; man glaubt, es erwache nicht eher, als bis er wieder weggenommen werde. (Stalder II. 321.)

3. Kinder gehen oft gefährliche Wege, über eine schmale Brücke oder die Balken unterm Dach, auf dem Brunnenrand, und doch begegnet ihnen kein Unglück; das macht, weil jedes Kind seinen Engel hat, der es bewahrt, hält und führt. Auch die Worte, die es reden soll, giebt er ihm in den Mund. So

heißt es in einem altdeutschen Gedicht der Kolozer Sammlung
S. 148. B. 127.

 daz kint sprach mit sinne,
 als im sin engel gab die lere.

und G. Georg 3200 ff.

 daz kint von deme keiser gie,
 jene, disse unde die
 hatten umme ez grozen gebrand;
 hin durch si tet ez den wand,
 man het ez furwar ertreten,
 wan daz zu ime was geweten
 ein engel, daz ime niht gesach.

Vergl. eine Erzählung von Hans Sachs: die Engelschut, Rempt.
Ausg. II. 4. Abth. S. 170—172. — Damit hängt wohl zusammen
der Glaube von dem Kindlein in Kindesaugen, das
zornig herauschaut, wenn es unzufrieden mit ihm ist. S. Bren-
tano's Gründung von Prag. S. 110. und Anmerkung S. 434.

4. Wenn die Kinder Abends vor Müdigkeit mit den Augen
blinzeln und gleichwohl noch gern wach blieben, aber nicht können,
so heißt es: das Sandmännchen kommt! plattdeutsch de Sand-
saiet (Sandsäher) kumt. (Dähnert und Schüge holst. Idiot. IV.
P. 3. 4.) Schüge meint Sandsaiet sey entstellt aus S a t saiet;
das Kind, wenn es schläfere, sey still, wie es still ist, wann ge-
sät wird. Offenbar gezwungen: es liegt die Idee zum Grund,
daß Sand ausgesät und in die Augen gestreut werde, was

ja auch als sprichwörtliche Redensart bekannt ist. — In Baiern sagt man: das Pechmännchen kommt! (Schmidt Weyerswald. Idiot. das nämlich mit Pech die Augen zutreibt. — Nach der griechischen Mythie sprengt der Schaf, wie dort Sand, Lechewasser in die Augen, und weht mit seinen Flügeln bis man entschläft. Bei Zeus setzt er sich auf die höchste Lanne des Ida in das stachelvolle Gezweig (Ilias XIV. 290.). —

5. In Baiern schreckte man zur Zeit Aventins (M. Chronik 1715) die Kinder mit dem Ausruf: „Schweige, die Drud kommt über dich!“ In Franken und Schwaben sagt man: „Still, die eiserne Bertha kommt!“ In Hessen und Thüringen fürchten sich die Kinder vor der Frau Holle, sie zieht sie in ihren Trich (s. das Märchen Nr. 24.), die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen (s. deutsche Sagen I. S. 7.) In Pommern (nach Dahlert) ist es die olle Möme (die alte Mutter) oder auch die Water:möme; auf der Insel Föhr: die blinde Jug. Sonst zeigt sich dort als Schreckbild die ruge Glas (der rauhe Niklas), und um Weihnachten die Mullater (welches auch der Name für ein heranziehendes dickes Regens- und Donnergewölk ist). Im Ditmars. die Pulter (Polter):Klas. Im Oestreichischen Klauhaus, Grambus auch Berthel (Denis Pesebrüde I. 131.). In der Schweiz heißt (nach Stalder) das Gespenst Baumi, Batti, womit wahrscheinlich der tolfstein. Buman und unser Baugemann, Rotsgemann zusammen kommt; gewöhnlich vermunnt sich jemand mit

mit weißen Tüchern und nimmt einen Besen in die Hand, man hat in Hessen noch einen Reim darüber:

Es geht ein Bogemann auf unserm Boden herum,
er rüttelt sich, er schüttelt sich,
er wirft sein Säckchen hinter sich,
es geht ein Bogemann auf unserm Boden herum!

Der Knecht Ruprecht dagegen, welcher den Kindern den 6. December erscheint, hat ein berufenes, ganz schwarzes Gesicht. Schon im Wartburger Krieg droht Osterdingen: „Ruprecht, min Knecht, muoz uwer hat gelich den toren schern!“ Maness. II. 2b. In der Lausitz wird dieser noch heute Diesterich von Bern genannt (Alt. Bälde I. 323). Im Hanauischen sagt man zu einem unartigen Kind: „wart, der Großvater kommt!“

6. Manchmal ziehen viele kleine Wolken, die man Lämmerchen reißt, am Himmel ganz langsam, und scheint nun die Abendröthe darüber, so sagt man den Kindern: „da füttert der liebe Gott seine Heerde Schäfchen mit Rosenblättern. — Nach Fischart sind die Wolken bei den Kindern Wolle oder Blumenkohl, das Gewölk Spinnweb oder Schinhut (Schaubhut, Scheinhut, umbella bei Oberlin; Schinhut bei Hebel; vergl. Troj. Kr. 5936.) Wenn die Wolken fallen, kann man alle Lerchen sehen. (Bei Gruter germanica proverbia p. 95: „wenn die Wolken fallen, so ist's gut Lerchen fangen.“) — Wenn die Sterne Nachts hell blinken und die Kinder wollen noch nicht zu Bett, so heißt es: „seht Kinder, die Himmelsthüre hat der liebe Gott auch schon zugemacht.“ Die Sterne sind die Kindermärchen. II.

goldnen Nägel, womit das Thor beschlagen ist und der Mond ist das Schloß daran."

7. Fällt Schnee, so sind es Federn aus dem großen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen ist; oder Frau Holle macht ihr Bett. Hierzu gehört eine merkwürdige Stelle Herodots (Melpom. c. 7), wonach bereits die alten Scythen glaubten, die nördlichen Weltgegenden seien unsichtbar und unzugänglich, weil Erde und Himmel mit Federn angefüllt seien und dies deutet er weiterhin (c. 31.) selbst auf Schnee.

Vom wehenden Schnee in großen Flocken: „Müller und Bäder schlagen sich mit einander“ (s. Jean Pauls Quintus Firlein S. 102.) Das sagt man auch, wenn es zugleich regnet und schneit. Schnee ist Mehl (wie Fischart auch anmerkt), im Isländischen miöll, nix candidissima, gerade wie wir Mehlthau haben. — Der Wind ist ein gieriges Thier, das Nahrung für seine Kinder sucht. Prætorius führt an in der Weltbeschreibung I. 429.: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines starken Windes, hat ein alt Weib ihren Mehlsack in die Hand gefaßt, und denselben aus dem Fenster in die freie Luft nebenst diesen Wörtern ausgeschüttet:

lege dich, lieber Wind,
bringe das deinem Kind!

Sie wollte hiermit den Hunger des Windes stillen, da sie glaubte derselbige wüthe darum, wie ein fräßiger Löwe, oder ein grimmiger Wolf." In der Nothenphilosophie S. 265. „wenn der

Wind sehr wehet, so kann man solchen stillen, wenn man einen
Mehlsack ausstäubet und dazzu spricht:

sieh da Wind,

loch' ein Mus für dein Kind!"

8. Das Blut der Kinder macht alles, was es anrührt, wieder rein und gesund oder stellt den natürlichen Zustand wieder her, und zwar darum, weil es selbst als etwas ganz reines betrachtet wird. So vernichtet es in dem Märchen von dem treuen Johannes den Zauber und gibt dem Stein das menschliche Leben wieder. Man hat viele Sagen, daß es allein den sonst unheilbaren Ausfall hat heilen können (s. Armer Heinrich S. 173 ff.). Auf dieser Reinheit der Kinder beruht noch ein anderer Glaube, daß nämlich Mauern über ein Kind gebaut allein unverrücklich fest ständen. Nach einer Dänischen Sage (s. die Sammlung von Thiele I. S. 3.) stürzten die Wälle von Kopenhagen immer wieder ein, bis ein unschuldiges Kind, das man auf einen Stuhl an einen Tisch mit Spielzeug gesetzt und von zwölf Maurern schnell hatte überwölben lassen, zur Grundlage derselben genommen wurde. Verwandt ist die Britische Sage von dem Gebäude eines Königs, das nicht zu Stande kommen konnte, weil jede Nacht wieder verschwand, was am Tage gebaut war. Worauf die Zauberer behaupteten, es werde nur dann stehen, wenn der Kalk mit dem Blute eines der ohne Vater geboren worden (also eines ganz reinen Kindes), gemischt werde. Das war aber das Kind Merlin. Mart. Poloni chronicon bei Schilter script. rer. ger. p. 353.)

9. In der Idee der Reinheit und Unschuld der Kinder liegt es auch, wenn die Entscheidung durch das Loos häufig in ihre Hand gelegt wird, noch heute pflegen bei den öffentlichen Glücksspielen Knaben in das Rad zu greifen. Aber schon in dem altfriesischen Gesetz (Tit. 14. bei Georgisch S. 422.) war bestimmt, daß wenn kein Priester zugegen war, „jeder unschuldige Knabe“ eins von den verhüllten, auf den Altar oder heilige Reliquien gelegten Stäbchen hervorziehen konnte, wodurch entschieden wurde, ob die Angeklagten an einem Morde schuldig oder unschuldig waren.

I n h a l t.

	Seite
87. Der Arme und der Reiche	1
88. Das singende, springende Löwenkinderchen	6
89. Die Gansmagd	14
90. Der junge Riese	22
91. Das Erdmännchen	32
92. Der König vom goldenen Berg	38
93. Die Rabe	45
94. Die kluge Bauerntochter	53
95. Der alte Hühnerbrand	58
96. Die drei Bueckens	63
97. Das Wasser des Lebens	68
98. Doctor Allwissend	76
99. Der Geist im Glas	78
100. Des Teufels ruffiger Bruder	84
101. Der Teufel Grunroth	89
102. Der Zaunkönig und der Bär	92
103. Vom süßen Brei	96
104. Die treuen Thiere	97
105. Märchen von der Unke	102
106. Der arme Müllerbursch und das Käzchen	103
107. Die Krähe	107
108. Hans mein Ise	111
109. Das Todtenhemdchen	118
110. Der Ise im Dorn	119
111. Der geleunte Jäger	123
112. Der Dreschflegel im Himmel	130

	Seite
113. De beiden Künigekinner	131
114. Bom klugen Schneiderlein	142
115. Die klare Sonne bringt's an den Tag	146
116. Das blaue Licht	148
117. Das eigensinnige Kind	152
118. Die drei Feldsheerer	153
119. Die sieben Schwaben	156
120. Die drei Handwerksburschen	160
121. Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet	164
122. Der Krautesel	172
123. Die Alte im Walb	181
124. Die drei Brüder	184
125. Der Teufel und seine Großmutter	186
126. Ferenand getrü un Ferenand ungetrü	190
127. Der Eisen: Ofen	197
128. Die faule Spinnerin	204
129. Die vier kunstreichen Brüder	207
130. Eindäuglein, Zweidäuglein und Dreidäuglein	212
131. Die schöne Katrinelje und Pif, Paf, Poltrie	222
132. Der Fuchs und das Pferd	224
133. Die zertanzten Schuhe	225
134. Die sechs Diener	230
135. Die weiße und schwarze Braut	239
136. De wilde Mann	245
137. De drei schwatten Princessinnen	249
138. Knoist un sine dre Söhne	251
139. Dat Wäken von Brafel	252
140. Das Hausgesinde	252
141. Das Lämmchen und Fischchen	253
142. Eimeliberg	256
143. Up Reisen gohn	259
144. Das Gesein	260
145. Der undankbare Sohn	264
146. Die Rübe	265
147. Das junggeglühte Männlein	269
148. Des Herrn und des Teufels Gethier	271
149. Der Hahnenbalken	272

	Seite
150. Die alte Bettelfrau	273
151. Die drei Faulen	274
152. Das Hirtenbübchen	275
153. Die Sternthalen	276
154. Der gestohlene Heller	277
155. Die Brautschau	278
156. Die Schlickerlinge	279
157. Der Sperling und seine vier Kinder	280
158. Das Märchen vom Schlauraffenland	283
159. Das Dietmarfische Lügenmärchen	285
160. Räthsel = Märchen	285
161. Der goldene Schlüssel	286

K i n d e r = L e g e n d e n.

1. Der heilige Joseph im Walde	289
2. Die zwölf Apostel	293
3. Die Rose	294
4. Armuth und Demuth führen zum Himmel	295
5. Gottes Speise	297
6. Die drei grünen Zweige	298
7. Mutter = Gottes = Gläschen	301
8. Das alte Mütterchen	301
9. Die himmlische Hochzeit	303

D r u c k f e h l e r.

- C. 32. 3. 5. von oben statt Liebhawer l. Leibhawer.
 — 34. — 10. — unten — nu l. un.
 — 35. — 8. — oben — goen l. gaen.
 — 36. — 12. — — — brucde'n l. bruckete'n.
 — 37. — 7. — — — Erbmännnetes l. Erbmännnetens
 — „ — „ — — — Ton l. Don.
 — 67. — 9. — — — trog l. drog.
 — 68. — 2. — — — Rinnetes l. Rinnerkes.
 — 81. — 12. — — — haben!“ „Denkst l. haben! Denkst
 — 133. — 3. — unten — Art l. Ere.
 — „ — 5. — — — Art l. Eren.
 — 134. — 5. — — — to enne l. to Enne (zu Ende).
 — 155. — 11. — oben — eines l. einer.
 — 175. — 2. — unten — die Fliegen l. die fliegen.
 — „ — 9. — — — es ihr l. es ihm.
 — 245. — 9. — — — söß l. söt.
 — „ — „ — — — nimmt l. nieamt.
-

Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, eh' er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seine Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche suchte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden herbergen, der an meine Thüre klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskom-

X

Kindermärchen II.

men.“ Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wanderer einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben: „es ist schon finster, sagte er, und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.“ Da gefiel es dem lieben Gott und er trat zu ihm ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer und derweil sie kochten, melkte sie ihre Siege, damit sie ein Bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „hör', lieber Mann, wir wollen uns heut' Nacht eine Streu dahin machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müd.“ „Von Herzen gern, antwortete er, ich wills ihm anbieten,“ ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht' er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen stan-

den sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein armes Frühstück. Als nun die Sonne durchs Fensterlein herein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thüre stand, sprach er: „weil ihr so mitleidig und fromm seyd, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund sind und unser nothdürftiges, tägliches Brot haben; fürs Dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann, ja, wenn das ging, wärs ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus stehen statt der alten Hütte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte und nun ist ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und hör', wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brot und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief

ste fort und erzählte es ihrem Manne, der sprach: „ich möchte mich zerreißen und zerschlagen, hätt' ich das gewußt, der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Gil dich, sprach die Frau, und setz dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja, sprach der liebe Gott, wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar? „Ja, sagte der liebe Gott, das dürfe er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und sollte sich lieber nichts wünschen.“ Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „reite nur heim und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte; wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammen bringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungehuß: „ei so wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!“ und wie er das Wort ausgesprochen, plump! fiel er

auf die Erde und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte' er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Muth, der Sattel drückte ihn dazu auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn er meinte, er hätte etwas, da schien's ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam's ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut habe, die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „ich wollt', die süß daheim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da auf dem Rücken schleppe.“ Und wie die Worte zu End' waren, da war der Sattel von seinem Rücken fort, und merkte er, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sieht da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbei wünschen, nur bleib da sitzen.“ Sie antwortete aber: „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze;

zu hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wär' und heruntersteigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Kerger, Mäh' und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

88.

Das singende, springende Löwenekerdchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Reise vor und beim Abschied fragte er seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen sollte. Da wollte die älteste Perlen, die zweite Diamanten, die dritte aber sprach: „lieber Vater, ich wünsche mir ein singendes, springendes Löwenekerdchen (Lerche).“ Der Vater sagte: „ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben“ läßt alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, hatte er Perlen und Diamanten für die zwei ältesten, aber das singende, springende Löwenekerdchen für die jüngste hatte er umsonst aller Orten gesucht, und das that ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn sein Weg durch einen Wald und mitten darin war ein prächtiges Schloß und nah' am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber sah er ein Löwenekerdchen singen und springen. „Hi, du kommst mir noch recht!“ sagte er und war froh und rief seinem Diener, er sollte hinaufsteigen und das Thierchen

sangen. Wie der aber an den Baum herantrat, sprang ein Löwe darunter auf, schüttelte sich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte: „wer mir mein singendes, springendes Löwen-
eckerchen stehlen will, den freß' ich auf!“ Da sagte der Mann: „das hab' ich nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört; kann ich mich nicht von dir loskaufen?“ „Nein!“ sprach der Löwe, „da ist nichts, was dich retten kann, als wenn du mir zu eigen ver-
sprichst, was dir daheim zuerst begegnet, willst du aber das thun, so schenk' ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter oben-
drein.“ Der Mann aber wollte nicht und sprach: „das könnte meine jüngste Tochter seyn, die hat mich am liebsten, und läuft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme.“ Dem Diener aber war angst und er sagte: „es könnte ja auch eine Katze oder ein Hund seyn!“ Da ließ sich der Mann überreden, nahm mit traurigem Herzen das singende, springende Löweneckerchen und versprach dem Löwen zu eigen, was ihm daheim zuerst begegnen würde.

Wie er nun zu Haus eintritt, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders, als seine jüngste, liebste Tochter; die kam gelaufen und küßte und herzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes, springendes Löweneckerchen mitgebracht hatte, freute sie sich noch mehr. Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern siß an zu weinen und sagte: „o weh! mein liebstes Kind, den kleinen Vogel hab' ich theuer gekauft, dafür hab' ich dich einem wilden Löwen versprechen müssen, wenn er dich hat, wird er dich zerreißen und fressen“ und erzählte ihr da alles, wie es

zugegangen war und bat sie, nicht hin zu gehen, es möcht' auch kommen was wollte. Sie aber tröstete ihn und sprach: „liebster Vater, weil ihr's versprochen habt, muß es auch gehalten werden, ich will hingehen und den Löwen schon besänftigen, daß ich wieder gesund zu euch heim komme.“ Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Königssohn und bei Tag ein Löwe und mit ihm wurden alle seine Leute zu Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche Gestalt wieder. Als sie nun ankam, that er gar freundlich und ward Hochzeit gehalten und in der Nacht war er ein schöner Mann, und da wachten sie in der Nacht und schliefen am Tag und lebten eine lange Zeit vergnügt mit einander. Einmal kam er und sagte: „morgen ist ein Fest in meines Vaters Haus, weil deine älteste Schwester sich verheirathet und wenn du Lust hast hinzugehen, sollen dich meine Löwen hinführen.“ Da sagte sie ja, sie möchte gern ihren Vater wiedersehen, und fuhr hin und wurde von den Löwen begleitet; da war große Freude, als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt, sie wäre schon lange todt, und von den Löwen zerrissen worden. Sie erzählte aber, wie gut es ihr ging und blieb bei ihnen, so lang die Hochzeit dauerte, dann fuhr sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heirathete und sie wieder zur Hochzeit eingeladen war, sprach sie zum Löwen: „diesmal will ich nicht allein seyn, du mußt mitgehen.“ Der Löwe aber wollte nicht und sagte, das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort ein Strahl eines brennenden

Licht ihn anrühre, so wüß' er in eine Taube verwandelt und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. Sie ließ ihm aber keine Ruh', und sagte, sie wölk' ihn schon hüten und bewahren vor allem Licht. Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie aber ließ dort einen Saal mauern, so stark und dick, daß kein Strahl durchdrang, darin sollt' er sitzen, wenn die Hochzeitslichter angesteckt würden. Die Thür aber war von frischem Holz gemacht, das sprang und bekam einen kleinen Riß, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein dünner, dünner Strahl auf den Königssohn, und wie dieser ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hinein kam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber eine weiße Taube saß da, die sprach zu ihr: „sieben Jahr muß ich nun in die Welt fortfliegen, alle sieben Schritte aber will ich einen rothen Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du mir da nachfolgst, kannst du mich erlösen.“

Da flog die Taube zur Thür hinaus und sie folgte ihr nach und alle sieben Schritte fiel ein rothes Blutstropfchen und ein weißes Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weite Welt hinein und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre herum; da freute sie sich und meinte, sie wären bald erlöst und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr

und auch kein rothes Blutströpfchen, und als sie die Augen aufschlug, da war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte, Menschen können dir da nichts helfen, so stieg sie zur Sonne hinauf und sagte zu ihr: „du scheinst in alle Rigen und über alle Spigen; hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein, sagte die Sonne, ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Schächtelchen, das mach auf, wenn du in großer Noth bist.“ Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war und der Mond schien, da fragte sie ihn: du scheinst ja die ganze Nacht, durch alle Felder und Wälder: hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein, sagte der Mond, ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Noth bist.“ — Da dankte sie dem Mond und ging weiter, bis der Nachtwind wehte, da sprach sie zu ihm: „du wehst ja durch alle Bäume und unter alle Blätterchen weg, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein, sagte der Nachtwind, ich habe keine gesehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben sie vielleicht gesehen.“ Der Ostwind und der Westwind kamen und sagten, sie hätten nichts gesehen, der Südwind aber sprach: „die weiße Taube hab' ich gesehen, sie ist zum rothen Meer geflogen, da ist sie wieder ein Löwe geworden, denn die sieben Jahre sind herum, und der Löwe steht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm ist aber eine verzauberte Königs-tochter.“ Da sagte der Nachtwind zu ihr: „ich will dir Rath geben, geh' zum rothen Meer, am rechten Ufer da stehen große Ruthen, die zähl' und die elfte schneid' dir ab und schlag' den

Kindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen und beide bekommen auch ihren menschlichen Leib wieder; dann schau dich um und du siehst den Vogel Greif am rothen Meer sitzen, schwing' dich auf seinen Rücken mit deinem Liebsten, der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen; da hast du auch eine Ruß, wenn du mitten über dem Meer bist, laß sie herab fallen, alsbald wird sie aufgehen und ein großer Rußbaum aus dem Wasser hervordachsen, auf dem sich der Greif ruht, und könnte er nicht ruhen, war' er nicht stark genug, euch hinüber zu tragen, und wenn du es vergißt, die Ruß herabfallen zu lassen, wirft er euch ins Meer hinunter."

Da ging sie hin und fand alles, wie der Nachtwind gesagt hatte und schnitt die eilfte Ruthe ab, damit schlug sie den Lindwurm, alsbald bezwang ihn der Löwe und da hatten beide ihren menschlichen Leib wieder. Und wie sich die Königs Tochter, die vorher ein Lindwurm gewesen war, frei sah, nahm sie den Mann in den Arm, setzte sich auf den Vogel Greif und führte ihn mit sich fort. Also stand die arme, weitgewanderte und war wieder verlassen, sie sprach aber: „ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lang als der Hahn kräht, bis ich ihn finde." Und ging fort, lange lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammen lebten, da hörte sie daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit mit einander machen wollten. Sie sprach aber: „Gott hilf mir doch noch!" und nahm das Schächtelchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glänzend, wie die Sonne selber. Da nahm sie es heraus und

zog es an, und ging hinauf in das Schloß und alle Leute sahen sie an und die Braut selber; und das Kleid gefiel ihr so gut, daß sie dachte, es könnte ihr Hochzeitkleid geben und fragte, ob es nicht feil wäre? „Nicht für Geld und Gut, antwortete sie, aber für Fleisch und Blut.“ Die Braut fragte, was sie damit meine? Da sagte sie: „laßt mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut wollte nicht und wollte doch gern das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Königssohn einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war, und der Prinz schon schlief, ward sie in die Kammer geführt, da setzte sie sich ans Bett und sagte: „ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne, Mond und den Winden gewesen und hab' nach dir gefragt, und hab' dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?“ Der Königssohn aber schlief so hart, daß es ihm nur vorkam, als rausche der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt, und mußte das goldene Kleid hingeben; und als auch das nichts geholfen hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich da hin und weinte. Und wie sie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, das ihr der Mond gegeben hatte und sie schlug es auf: ei! da kam eine Glucke heraus mit zwölf Küchlein ganz von Gold, die liefen herum und piepten und krochen der Alten wieder unter die Flügel, so daß nichts schöneres auf der Welt zu sehen war. Da stand sie auf, trieb sie auf der Wiese vor sich her, so lange bis die Braut aus dem Fenster sah, und da gefiel ihr das kleine

Wesen so gut, daß sie gleich herab kam und fragte, ob sie nicht feil wären? „Nicht für Geld und Gut, aber für Fleisch und Blut; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut sagte ja und wollte sie betrügen, wie am vorigen Abend, als aber der Königssohn zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener, was das Murmeln und Rauschen in der Nacht gewesen sey. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute Nacht solle er ihm wieder einen geben. Sagte der Königssohn: „gieße den Trank neben das Bett aus,“ und zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie anfang wieder zu erzählen, wie es ihr traurig ergangen war, da erkannt' er gleich an der Stimme seine liebe Gemahlin, sprang auf und sprach: „so bin ich erst recht erlöst, mir ist gewesen, wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hat mich bezaubert, daß ich dich vergessen mußte, aber Gott hat mir noch zu rechter Stunde geholfen.“ Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus dem Schloß, dann sie fürchteten sich vor dem Vater der Königstochter, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel Greif, der trug sie über das rothe Meer, und als sie in der Mitte waren, ließ sie die Nuß fallen. Als bald wuchs ein großer Nußbaum, darauf ruhte sich der Vogel und dann führte er sie nach Haus, wo sie ihr Kind fanden, das war groß und schön geworden, und sie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende.

Die Gänsemagd.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben und sie hatte eine schöne Tochter, wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld auch an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten, und das Kind in das fremde Reich abreißen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Geräth und Geschmeide ein: Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was ihr zu einem königlichen Brautschaz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Galada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Lätzchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „liebes Kind verwahr sie wohl, sie werden dir unterweriges Noth thun.“

Also nahmen beide von einander betrübten Abschied, das Lätzchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich auf's Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und rief ihrer Kammerjungfer: „steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher,

den du aufzuheben hast, Wasser aus dem Bach, ich möchte gern einmal trinken.“ „Ei, wenn ihr Durst habt, sprach die Kammerjungfer, so steigt selber ab, legt euch an's Wasser und trinkt, ich mag eure Magd nicht seyn!“ Da flog die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wässerlein im Bach und trank und durste nicht aus dem goldnen Becher trinken. Da sprach sie: „ach Gott!“ da antworteten die drei Blutstropfen: „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen.“ Aber die Königsbraut war gar demüthig, sagte nichts und flog wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort und der Tag war warm, daß die Sonne stach und sie durstete bald von neuem; da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „steig ab und gieb mir aus meinem Goldbecher zu trinken!“ denn sie hatte aller besten Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmüthiger: „wollt' ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht eure Magd seyn.“ Da flog die Königstochter hernieder vor großem Durst und legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „ach Gott!“ und die Blutstropfen antworteten wiederum: „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen!“ Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Löffchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen, und floss mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugehört und freute sich, daß sie Macht über die Braut bekäme, denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach geworden.

Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Galada, sagte die Kammerfrau: „auf Galada gehdr' ich und auf meinen Gaul gehdrst du,“ und das mußte sie sich gefallen lassen, dann hieß sie die Kammerfrau auch noch die königlichen Kleider ausziehen und ihre schlechten anlegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hof keinem Menschen nichts davon sprechen wollte, und wenn sie dieses Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Galada sah das alles an und nahm's wohl in Acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Galada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin und sie wurde die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hofe halten, nun war sie fein und zart und sehr schön, ging hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? „ei, die hab' ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft, gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht.“ Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „da hab' ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen! Der Junge hieß Kürbchen (Conrddchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Wald

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König:
 „Liebster Gemahl, ich bitte euch, thut mir einen Gefallen!“ Er
 antwortete: „das will ich gerne thun.“ „Nun so laßt mir den
 Schinder rufen und da dem Pferd, worauf ich her geritten bin,
 den Hals abhauen, weil es mich unterwegs gedregert hat;“ ei-
 gentlich aber fürchtete sie sich, daß das Pferd sprechen möchte, wie
 sie mit der Königstochter umgegangen wäre. Nun war das so
 weit gerathen, daß es geschehen und der treue Falada sterben
 sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr und sie
 versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm be-
 zahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der
 Stadt war ein großes, finstere Thor, wo sie Abends und Mor-
 gens mit den Gänsen durch mußte, „unter das finstere Thor
 möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch
 noch als einmal sehen könnte.“ Also versprach das der Schin-
 derknecht zu thun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das
 finstere Thor fest.

Des Morgens früh, als sie und Kürbchen unterm Thor hin-
 aus trieben, sprach sie im Vorbeigehen:

o du Falada, da du hängest,

da antwortete der Kopf:

o du Jungfer Königin, da du gängest,

wenn das deine Mutter wüßte,

ihr Herz thät ihr zerspringen!

da zog sie still weiter zur Stadt hinaus und sie trieben die Gänse
 auf's Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß

sie hier und machte ihre Haare auf, die waren eitel Silber, und Rürbchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein Paar ausrauben. Da sprach sie:

weh'! weh'! Windchen *),
nimm Rürbchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnaht
und wieder aufgesaht.

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Rürbchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, daß es ihm nachlief und bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig und er konnte keine Haare kriegen. Da war Rürbchen böse und sprach nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gänse bis daß es Abend wurde, dann fuhren sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

o du Faloda, da du hängest,
es antwortete:

o du Jungfer Königin, da du gängest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerspringen!

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar auszukämmen, und Rürbchen lief und wollte darnach greifen, da sprach sie schnell:

*) D. h. Windchen wehe! nicht die Ausrufung eheu!

weh'! weh'! Windchen,
nimm dem Kürbchen sein Hütchen
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschneht
und wieder aufgesaht.

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit
weg, daß es nachzulaufen hatte, und als es wieder kam, hatte
sie längst ihr Haar zurecht und es konnte keins davon erwischen,
und sie hüteten die Gänse bis es Abend wurde.

Abends aber, nachdem sie heim kamen, ging Kürbchen vor
den alten König und sagte: „mit dem Mädchen will ich nicht
länger Gänse hüten.“ „Warum denn?“ sprach der alte König.
„Ei, das ärgert mich den ganzen Tag.“ Da befahl ihm der
alte König, zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da
sagte Kürbchen: „des Morgens, wenn wir unter dem finstern
Thor mit der Heerde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an
der Wand, zu dem redet sie:

Galada, da du hangeß,

da antwortet der Kopf:

o du Königsjungfer, da du gangeß,

wenn das deine Mutter wüßte,

das Herz thät ihr zerspringen!

Und so erzählte Kürbchen weiter was auf der Ganswiese geschähe
und wie es da dem Put im Wind nachlaufen mußte.

Der alte König befahl ihm aber, den nächsten Tag wieder
hinaus zu treiben, und er selbst, wie es Morgens war, setzte sich

hinter das finstere Thor und hörte da, wie sie mit dem Haupt des Galada sprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun halb mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejung die Heerde getrieben brachten und nach einer Weile sie sich setzte und ihre Paare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder:

weh'! weh'! Windchen,
 fass' Kürbchen sein Hütchen
 und laß'n sich mit jagen,
 bis daß ich mich geflochten und geschmagt
 und wieder aufgesagt.

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürbchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück und als Abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie bei Seite und fragte: „warum sie dem allem so thäte?“ „Das darf ich euch und keinem Menschen nicht sagen, denn so hab' ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben wäre gekommen.“ Er aber drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, „willst du mir's nicht erzählen,“ sagte der alte König endlich, „so darfst du's doch dem Racheofen erzählen.“ „Ja, das will ich wohl“ antwortete sie. Damit mußte sie in den Ofen kriechen und schüttete ihr ganzes Herz aus, wie es ihr bis dahin ergangen und wie sie von der bösen Kammerjungfer betrogen worden war. Aber der Ofen hatte oben

ein Hoch, da lauerte ihr der alte König zu und vernahm ihr Schicksal von Wort zu Wort. Da war's gut und Königskleider wurden ihr alsbald angethan und es schien ein Wunder, wie sie so schön war; der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte, die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König aber war hertzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden, obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und gutes Muths waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Räthsel auf: was eine solche werth wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „welches Urtheils ist diese würdig?“ Da sprach die falsche Braut: „die ist nichts bessers werth, als splinternacht ausgezogen in ein Faß inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen geworfen zu werden, und zwei weiße Pferde davor gespannt müssen sie Faß auf Faß ab zu Tode schleifen!“ „Das bist du, sprach der alte König, und dein eigen Urtheil hast du gefunden und darnach soll dir widerfahren,“ welches auch vollzogen wurde; der junge König vermählte sich aber mit seiner rechten Gemahlin und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

Der junge Riese.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer, und wuchs in ertlichen Jahren nicht haarbreit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagte der Kleine: „Vater, ich will mit hinaus.“ „Nein, sprach der Vater, bleib du nur hier, draußen bist du zu nichts nutz, du könntest mir auch verloren gehen.“ Da fing der Däumling an zu weinen, und wollte der Vater Ruhe haben, mußte er ihn mitnehmen. Also steckte er ihn in die Tasche und auf dem Felde that er ihn heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Riese daher. „Siehst du dort den großen Buxemann?“ sagte der Vater und wollte den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, „der kommt und holt dich.“ Der Riese aber hatte lange Beine, und wie er noch ein Paar Schritte gethan, da war er bei der Furche, nahm den kleinen Däumling heraus und ging mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schreck kein Wort sprechen und glaubte, sein Kind wäre nun verloren, also, daß er's sein Lebtag nicht wieder sehen würde.

Der Riese aber nahm es mit sich und ließ es an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward groß und stark nach Riesen-Art und als zwei Jahre herum waren, ging der Alte mit ihm in den Wald und wollte ihn versuchen und sprach: „zieh dir da eine Berte heraus.“ Da war der Knabe schon so stark, daß

er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Riese aber dachte, das muß besser kommen und nahm ihn wieder mit, säugte ihn noch zwei Jahre, und als er ihn da in den Wald führte, sich zu versuchen, riß er schon einen viel größeren Baum heraus. Das war aber dem Riesen noch nicht genug und er säugte ihn noch zwei Jahre, ging dann mit ihm in den Wald und sprach: „nun reiß einmal eine ordentliche Berte aus.“ Da riß der Junge den dicksten Eichenbaum aus der Erde, daß es krachte und war ihm nur ein Spaß. Wie der alte Riese das sah, sprach er: „nun ist's gut, du hast ausgelernt,“ und führte ihn zurück auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater pflügte gerade wieder, da ging der junge Riese auf ihn zu und sprach: „sieht er wohl, Vater, wie's gekommen ist, ich bin sein Sohn.“ Da erschrak der Bauer und sagte: „nein, du bist mein Sohn nicht, geh' weg von mir.“ „Freilich bin ich sein Sohn, laß er mich einmal pflügen, ich kann's so gut, wie er auch.“ — „Nein, du bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen, geh' nur weg von mir.“ Weil er sich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, ging weg und setzte sich zur Seite an's Land. Da nahm der Junge das Geschirr und wollte pflügen, und drückte bloß mit der einen Hand darauf, aber der Druck war schon so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht mit ansehen und rief ihm zu: „wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das gibt ja schlechte Arbeit!“ Der Junge aber spannte die Pferde aus, und spannte sich selber vor den Pflug und sagte: „geh' er nur nach Haus,

Water, und sag' er der Mutter, sie sollt' eine rechte Schüssel voll zu essen kochen; ich will derweil den Acker schon herumreißen." Da ging der Bauer heim und bestellte es bei seiner Frau und die kochte eine tüchtige Schüssel voll, der Junge aber pflügte das Land, zwei Morgen Felds, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern und hinten und vorn eine Egge drauf, und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles wie ein Bund Stroh nach Haus. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte: „wer ist der entsetzliche, große Mann?“ der Bauer sagte: „das ist unser Sohn.“ Sie sprach: „nein, unser Sohn ist das nimmermehr, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding; geh' nur weg, wir wollen dich nicht.“ Der Junge aber schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu und brachte alles in Ordnung; und wie er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte: „Mutter, nun hätt' ich Lust zu essen, ist's bald fertig?“ da sagte sie ja, getraute sich nicht ihm zu widersprechen und brachte zwei große, große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt gehabt. Er aber aß sie allein auf und fragte, ob sie nicht mehr hätten? „Nein, sagte sie, das ist alles, was wir haben.“ „Das war ja nur zum Schmecken, ich muß noch mehr haben.“ Da ging sie hin und setzte einen großen Schweinekessel voll über's Feuer und wie es gahr war, trug sie es herein. „Nun, da ist noch ein

Wischen,“ sagte er, und aß das alles noch hinein; es war aber doch noch nicht genug. Da sprach er: „Vater, ich seh’ wohl, bei ihm werd’ ich nicht satt, will er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist, daß ich ihn vor meinen Knien nicht zerbrechen kann, so will ich wieder fort gehen.“ Da war der Bauer froh und spannte seine zwei Pferde vor den Wagen, fuhr zum Schmied und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fahren konnten. Der Junge aber nahm ihn vor die Knie und ratsch! zerbrach er ihn wie eine Bohnenstange in der Mitte entzwei. Der Vater spannte da vier Pferde vor und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die vier Pferde fahren konnten. Den nahm der Sohn auch, knickte ihn vor dem Knie entzwei, warf ihn hin und sprach: „Vater, der kann mir nicht helfen, er muß besser vorspannen und einen stärkeren Stab holen.“ Da spannte der Vater acht Pferde vor und holte einen so groß und dick, als ihn die acht Pferde nur fahren konnten. Wie der Sohn den kriegte, brach er gleich oben ein Stück davon ab und sagte: „Vater, ich sehe, er kann mir doch keinen Stab anschaffen, ich will nur so weggehen.“

Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedegesellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geizmann, gönnte keinem Menschen etwas und wollte alles haben; zu dem trat er nun in die Schmiede und fragte ihn, ob er keinen Gesellen brauche. „Ja,“ sagte der Schmied und sah ihn an und dachte, das ist ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorschlagen und sein Brot verdienen: „wie viel willst du Lohn haben?“

„Gar keinen Lohn will ich haben, sagte er, nur alle 14 Tage, wenn die andern Gesellen ihren bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die mußt du aushalten.“ Das war der Geißmann von Herzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern Morgen sollte der fremde Gesell' zuerst vorschlagen, wie aber der Meister den glühenden Stab bringt und er den ersten Schlag thut, da fliegt das Eisen von einander und der Ambos sinkt in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder herausbringen konnten. Da ward der Geißmann böse und sagte: „ei was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob, was willst du für den einen Zuschlag haben?“ Da sprach er: „ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts.“ Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausflog. Darauf nahm er den dicksten Eisenstab aus der Schmiede als einen Stock in die Hand und ging weiter.

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Amt und fragte den Amtmann, ob er keinen Großknecht nöthig hätte. Ja, sagte der Amtmann, er könnte einen brauchen, er sehe aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermöchte, wie viel er Jahreslohn haben wollte. Da sprach er wieder, er wolle gar keinen Lohn, aber alle Jahre wolle er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann zufrieden, denn er war auch so ein Geißhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren und die andern waren schon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an: „nun steh auf,

es ist Zeit, wir wollen in's Holz, du mußt mit.“ „Ach, sagte er ganz grob und trotzig, geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder, als ihr alle mit einander.“ Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm, der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit in's Holz fahren. Der Amtmann sagte, sie sollten ihn noch einmal wecken und ihm heißen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher: „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder, als ihr alle mit einander.“ Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da stieg er endlich aus den Federn, holte sich aber erst zwei Scheffel voll Erbsen vom Boden, kochte sie und aß sie in guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr in's Holz. Bald vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stille halten und er ging hinter den Wagen und nahm Bäume und Reisig und machte da eine große Hücke (Verhack), so daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vor's Holz kam, fuhren die andern eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da sprach er zu ihnen: „fahrt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Haus.“ Er fuhr aber nur ein Bißchen ins Holz und riß gleich zwei von den allergrößten Bäumen aus der Erde, die lud er auf den Wagen und drehte um. Wie er vor die Hücke kam, standen die andern noch da und konnten nicht durch, da sprach er: „seht ihr wohl, wär't ihr bei mir geblieben, wär't ihr eben so gerade nach Haus gekommen und hättet noch eine Stunde schlafen können.“ Er wollte

nun zufahren, aber seine vier Pferde die konnten sich nicht durcharbeiten, da spannte er sie aus, legte sie oben auf den Wagen, spannte sich selber vor, hüf! zog er alles durch und das ging so leicht, als hätt' er Federn geladen. Wie er drüben war, sprach er zu den andern: „seht ihr wohl, ich bin eher durchgekommen als ihr“ und fuhr fort und die andern mußten stehen bleiben. In dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand und zeigte ihn dem Amtmann, und sagte: „ist das nicht ein schönes Kastenstück?“ Da sprach der Amtmann zu seiner Frau: „der Knecht ist gut, wenn er auch lang schläft, er ist doch eher wieder da, als die andern.“

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr; wie das herum war und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, sprach er, nun wär's Zeit, er wollte auch gern seinen Lohn sich nehmen. Dem Amtmann ward aber Angst dabei, daß er die Streiche kriegen sollte und bat ihn gar zu sehr, er möchte sie ihm schenken, lieber wollte er selbst Großknecht werden und er sollte Amtmann seyn. „Nein, sprach er, ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber austheilen, was bedungen ist.“ Der Amtmann wollt' ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu allem nein. Da mußte sich der Amtmann keinen Rath und bat ihn nur um vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinnen; da sprach der Großknecht, die sollt' er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, die sollten sich bedenken und ihm einen Rath geben; die besannen sich lange, endlich sagten sie, man müßte den Großknecht

ums Leben bringen; er sollte große Mühlsteine um den Brunnen im Hof anfahren lassen und dann ihn heißen hinabsteigen und den Brunnen rein machen, und wenn er unten wäre, wollten sie ihm die Mühlsteine auf den Kopf werfen. Der Rath gefiel dem Amtmann und da ward alles eingerichtet und wurden die größten Mühlsteine herangefahren. Wie nun der Großknecht im Brunnen stand, rollten sie die Steine hinab, und die schlugen hinunter, daß das Wasser in die Höh' sprühte. Da meinten sie gewiß, der Kopf wär' ihm eingeschlagen, aber er rief: „jagt doch die Führer vom Brunnen weg, die fragen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann.“ Da rief der Amtmann: bsch! bsch! und that als scheuchte er die Führer weg. Wie nun der Großknecht fertig war, stieg er herauf und sagte: „seht einmal, ich hab' doch ein schön Halsband um,“ da waren es die Mühlsteine, die trug er um den Hals. Wie der Amtmann das sah, ward ihm wieder Angst, denn der Großknecht wollt' ihm nun seinen Lohn geben; da bat er wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit und ließ die Schreiber zusammen kommen, die gaben endlich den Rath, er sollt' ihn in die verwünschte Mühle schicken, und ihm heißen, dort in der Nacht noch Korn malen, da sey noch kein Mensch Morgens lebendig herausgegangen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann; also rief er ihn noch denselben Abend, und sagte, er sollte acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch malen, sie hätten's nöthig. Da ging der Großknecht auf den Boden und that zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einem

Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust und ging so nach der verwünschten Mühle. Der Müller aber sagte ihm, bei Tag könnt' er recht gut da malen, aber nicht in der Nacht, da sey die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen, der sey am Morgen todt darin gefunden worden. Er sprach: „ich will schon durchkommen, macht euch nur fort und legt euch auf's Ohr.“ Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf und wie's halb elf schlagen wollte, ging er in die Müllerstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein bißchen da gegessen hatte, that sich auf einmal die Thür auf und kam eine große, große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da der's auftrug. Und darnach rückten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die hunderthierten mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnt' er nichts sehen. Nun war er hungrig und sah die Speisen, da setzte er sich auch an die Tafel und aß mit und ließ sich's gut schmecken. Wie er aber satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgepuzt, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfinster war, so kriegte er so etwas wie eine Ohrfeige in's Gesicht; da sprach er: „wenn noch einmal so etwas kommt, so theil' ich auch wieder aus;“ und wie er zum zweiten Mal eine kriegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er ließ sich nicht schrecken, und schlug nicht faul um sich herum; bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der

Müller aufgestanden war, wollt' er nach ihm sehen und verwunderte sich, daß er noch lehte. Da sprach er: „ich habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgeheilt und mich satt gegessen.“ Der Müller freute sich und sagte, nun wäre die Mühle erlöst und er wollt' ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber: „Geld will ich nicht, ich habe doch genug.“ Dann nahm er sein Mehl auf den Rücken und ging nach Haus und sagte dem Amtmann, er habe die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht Angst und er wußte sich nicht zu lassen und ging in der Stube auf und ab, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne herunterliefen. Da machte er das Fenster auf nach ein wenig frischer Luft, eh er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hinein flog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns, nun müßte sie den andern Streich hinnehmen, die sagte aber: „ach nein, ich kann's nicht aushalten.“ und machte auch ein Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirn' herunter liefen. Da gab er ihr gleichfalls einen Tritt, daß sie auch hinaus flog und noch viel höher als ihr Mann; und der rief ihr zu: „komm doch zu mir!“ sie aber rief: „komm du doch zu mir, ich kann nicht zu dir;“ und sie schwebten da in der Luft und konnte keins zum andern, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Kiese aber nahm seine Weisenstange und ging weiter.

D a t E r d m å n n e f e n.

Et was mal en rik K nig west, de hadde drei D chter had, de w ren alle Dage in den Schlott-Goren spazeren gaan, un de K nig, dat was so en Liebhaber von allerhand wacketen B men west; un einen, den hadde he so leiv had, dat he denjenigen, de  nne en Appel dervon pl ckede, hunnerd K laster unner de Gere verw nschede. As et nu Hervest war, da worden de Appel an den einen Baume so raut, ase Blaud. De drei D chter gingen alle Dage unner den Baum un seihen to, ob nig de Wint 'n Appel herunner schlagen h bbe, awerst se fannen ir levedage kienen, un de Baum, de satt so vull, dat he brecken wull, un de Telgen (Zweige) hungen bis up de Gere. Da gelustede den jungensten K nigskinne gewalbig, un et segde to sinen E stern: use Zeite (Water), de hett us viel to leiv, ase dat he us verw nschen deihe; ik gl ve, dat he dat nur wegen de fr mben Eude haben hat." Un indes pl cked dat Kind en ganz dicken Appel af un sprunk fur sinen E stern und segde: „a! nu schmedet mal, mine lewen E sterkes, nu heiv ik doch min levedage so wat schoner no nig schmedet." Da beetten de beiden annern K nigsk chter auch mal in den Appel, un da vers nken se alle drei beip, so beip unner de Gere, dat kien Haan mer danach krehete.

As et da Middag is, da wull se de K nig do Diste roopen, do sind se nirgens to sinnen, he s ket se so viel im Schlott un in Goren, awerst he kun se nig sinnen. Da werd he so bebr wet,

un let dat ganze Land upbeien (aufbieten), un wer ünne sine
Döchter wies brechte, de sull ene davon tor Gruen heven. Da
gaet so viele junge Lude uwer Geld, un söket, dat is ganz ut
der Wiese (über alle Maßen); denn jeder hadde de drei Rinner
geren had, wiil se wöden gegen jedermann so fründlig un so
schön von Angesichte west. Un et togen auch drei Jägerburschen
ut, un ase da wol en acht Dage rieset hadden, da kummet se
up en grot Schloß, da woren so hübsche Stoben inne west, un
in einer Zimmer is en Tisch decket, darup wören so söte Episen,
de sied noch so warme, dat se dampet, awerst in den ganzen
Schloß is kien Rinst to hören noch to seihen. Da wartet se
noch en halwen Dag, un de Episen bliewet immer un dampet,
bis up et leßt, da weret se so hunerig, dat se siß derbie settet
un ettet, un machet mit en anner ut, se wullen up den Schlotte
wuhnen bliewen, un wullen darümme loosen, dat eine in Huse
blev un de beiden annern de Döchter söketen; dat doet se auf,
un dat Loos dreppet den blesten. Den annern Dag, da gaet de
zwei jüngesten söken, un de bleste mot to Huse bliewen. Am
Middage kummt der so en klein klein Männken un hölt um 'n
Stückken Braud ane, da nümmt he von dem Braude, wat he
da sunnen hädde un schnitt en Stücke rund umme den Braud weg,
un wiil ünne dat giewen, indes dat he et ünne reiket, lett et dat
kleine Männken fallen un segd, he sulle doch so gut sin un gie-
ven ün dat Stücke wies. Da wiil he dat auch boen un bucket
it, mit des nümmt dat Männken en Stoß un pöckt üne bie
den Haaren un giwt üne düete Schläge. Den annern Dag, da

is de tweede to Hus blieden, den geit et nichts better; ase de tweede da den Abend nah Hus kummet, da segd de dleste: „ne, wie hätt et die dann gaen?“ „o et geit mie ganz schlechte.“ Da klaget se sit enanner ehre Raub, awerst den jungsten hadden se nichts davorne sagd, den hadden se gar nig lien (leiden) moqt un hadden ünne jummer den dummen Hans heiten, weil he nig recht van de Welt was. Den drittden Dag, da blivt de jungste to Hus, da kummet dat kleine Männken wier un hölt um en Stückken Braud an, da he ünne da giewen hätt, let he et wier fallen un segd, he mügte doch so gut sien un reichen ünne dat Stückken wier. Da segd he to den kleinen Männken: „wat! kannst du dat Stücke nig sulwens wier up nummen, wennu du die de Mde nig mal um dine dägliche Narunge giewen mußt, so bist du auch nig werth, dat du et etest.“ Do word dat Männken so böß un sehde, he müßt et doen; he awerst nig fuhl, nam min lewe Männken un drosch et duet ddr (tüchtig durch), da schrige dat Männken so viel un rep: „hör up, hör up, nu lat mie geweren, dann will ik die auch seggen, wo de Königsddchter sieb;“ wie he dat hörbe, hält he up to staen un dat Männken vertelde, he wdr en Erdmännken und sulke wdren mehr ase dusend, he mögte man mit ünne gaen, dann wulle he ünne wiesen, wo de Königsddchter weren. Da wißt he ünne en deipen Born, da is awerst sien Water inne west, da segd dat Männken, he wußte wohl, dat et sine Gefellen nig ehrlich mit ünne meinten, wenn he de Königsfinner erlösen wulle, dann müste he et alleine doen. De beiden annern Broer wullen wohl auch gehen de Königsddchter

wier hewen, awerst se wullen der fiene Moge un Gefahr umme
doen, he möste so en grauten Korb nümme, un möste sik mit
sinen Firschfänger un en Schelle darinne setten un sik herunner
winnen laten, unnen da wören drei Zimmer, in jeden sette ein
Königskind un hädde en Drachen mit villen Köppen to lusen, den
möste he de Köppe affschlagen. Ase dat Erbmännken nu dat alle
sagd hädde, verschwand et. Ase't Kwenb is, da kümme de bei-
den anneren un fraget, wie et ün goen hädde, da segd he: „o,
so wit gud“ un hädde keinen Minsten sehen, ase des Widdage,
da wer so ein klein Männken kummen, de hädde ün umme en
Stücksken Braud bibbit, do he et ünne giewen hädde, hädde dat
Männken et fallen laten un hädde segd, he mogtet ünne doch
wier up nümme, wie he dat nig hädde doen wullt, da hädde
he anfangen to puchen, dat hädde he awerst unrecht verstan un
hädde dat Männken prügelt, un da hädde et ünne vertellt, wo
de Königsddchter wören. Da ärgerten sik de beiden, so viel, dat
se gehl un grön wören. Den anneren Morgen da gungen se to
baupen an den Born un macken Loose, wer sik dat erste in den
Korb setten sulle, do feel dat Loos wier den ällestes to, he mot
sik darin setten un de Klingel mitnümme, da segd he: „wenn
ik Klingele, so mutt gi mit nur geschwinne wier herupwinnen.“
Ase he en bicken herunner is, da Klingelte wat, da winnen se
ünne wier heruper, da sett sik de tweede herinne, de maket ewen
lau; nu kümme dann auch de Riege an den jungesten, de lät sik
awerst ganz berinne runner winnen. Ase he ut den Korb stie-
gen is, da nümme he sinen Firschfänger un geit vor der ersten

Doer staen un lustert, da hort he den Drachen ganz lute schnar-
den; he maeket langsam de Döre oppen, da sitt da de eine Kün-
nigsdochter un häd op eren Schot niegene (neun) Drachenköppe
ligen un luset de. Da nümmet he sinen Hirschfänger un hogget
to, do sieb de niegne Koppe awe. De Künigsdochter sprank up
un fäl ünne um den Hals un drucket un piepete (küste) ünne so
viel; un nümmet ihr Bruststücke, dat wor von rauhen Wolle weft,
un hengeret ünne dat umme. Da geit he auch nach der zweiten Kün-
nigsdochter, de häd en Drachen mit sieben Köppe to lusen un er-
löset de auch, so de jungeste, de hadde en Drachen mit viere Köp-
pen to lusen hab, da geit he auch hinne. Do froget se sich alle
so viel, un drucke'n un piepete'n ohne uphören. Da klingelte he
sau harde, bis dat se öwen hört. Da set he de Künigsdochter
ein nach der annern in den Korb un let se alle drei heruptrecken,
wie nu an ünne de Miede kümmt, da fället ün de Woore (Worte)
von den Erdmännken wier hie, dat et sine Gefellen mit ünne nig
gud meinden. Da nümmet he en groten Stein, de da ligt, un
legt ün in den Korb, ase de Korb da ungefähr bis in de Miede
herup is, schnien de falsten Broer öwen dat Strick af, dat de
Korb mit den Stein up den Grund füll un meinten, he wöre nu
daube un laupet mit de drei Künigsdochter wege un latet sik her-
van verspreken, dat se an ehren Vater seggen willt, dat se hei-
den se erlöset hädde; da kümmt se to'm König un begert se
tor Frugen. Unnerdes geit de jungeste Jägerbursche ganz bebrö-
wet in den drei Kammern herum un denket, dat he nu wuß
sterwen müße, da süht he an der Wand 'n Fleutenpipe hangen,

da segb he: „worümme hengeß du da wull, hier kann ja doch
 keiner lustig sin.“ He belucktet auch de Drachenköpfe un segb:
 „ju könnt mie nu auch nig helpen;“ he geit so mannigmal up
 un af spagieren, dat de Erbboden davon glat werb. Up et leß,
 da kriegt he annere Gedanken, da nümmet he de Flötenpipen
 van der Wand un bleß en Stückken, up eenmahl kummet da so
 viele Erdmännkes, bie jeden Ton den he dāht, kummt eint mehr;
 da bleß he so lange dat Stückken, bis det Zimmer stopte-vull
 is. De fraget alle, wat sin Begeren wöre, da segb he, he wull
 geren wier up de Ere an Dages Licht, da fatten se ünne alle
 an, an jeden Spir (Faden) Paar, wat he up sinen Koppe hadde,
 un sau fleiget se mit ünne herupper bis up de Ere. Wie he
 owen is, geit he glick nach den Königs-Schlott, wo grade de
 Hocht mit der einen Königs-Dochter sin sulle, he geit up den
 Zimmer, wo de König mit sinen drei Döchtern is. Wie ünne
 da de Kinner seihet, da werb se ganz beschwähmt (ohnmächtig),
 da werd de König so böse un lāt ünne glick in een Gefängnisse
 setzen, wiel he meint, he hādde den Kinnern en Leid anne daen.
 Ase awer de Königsdöchter wier to sit kummt, da biddet se so
 viel, he mogte ünne doch wier lose laten. De König fraget se.
 worümme, da segb se, dat se dat nig vertellen dorsten, awerß:
 de Väter de segb, se sulln et den Dwen (Dsen) vertellen. Da
 geit he herut un lustert an de Döre, un hört alles; da lāt he
 de beiden an en Galgen hängen un den einen givt he de jüngste
 Döchter; un da troß ik en Paar gläserne Schoße an, un da stott
 ik an en Stein, da segb et: klink! da wären se caput.

Der König vom goldenen Berg.

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten noch nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von ihm auf dem Meer, und sein ganzes Vermögen war darin, und wie er meinte, dadurch viel Geld zu gewinnen, kam die Nachricht, sie wären versunken. Da war er nun statt eines reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig, als einen Acker vor der Stadt; um sich nun sein Unglück ein bißchen aus den Gedanken zu schlagen, ging er dahinaus. Und wie er da so auf und abging, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen neben ihm und fragte, warum er so traurig wäre und was er sich so sehr zu Herzen nähme. Da sprach der Kaufmann: „wenn du mir helfen könntest, wollt' ich dir es wohl sagen.“ — „Wer weiß, sagte das schwarze Männchen, sag' mir's nur, vielleicht helf' ich dir.“ Da erzählte der Kaufmann, daß ihm sein ganzes Reichthum auf dem Meer zu Grunde gegangen wäre und habe er nichts mehr übrig, als diesen Acker. „D! da bekümmere dich nicht, sagte das Männchen, wenn du mir versprichst, das, was dir zu Haus am ersten widere Wein stößt, in zwölf Jahren hlerher auf den Platz zu bringen, sollst du Geld haben so viel du willst.“ Der Kaufmann dachte, das ist ein geringes, was kann das anders seyn, als dein Hund, aber an seinen kleinen Jungen dachte

er nicht, und sagte ja und gab dem schwarzen Mann Handschrift und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da hatte sich sein kleiner Junge so gefreut, daß er sich an den Händen hielt, zu ihm hinwackelte und ihn an den Reinen fest packte. Da erschrock der Vater und wußte nun was er verschrieben hatte, weil er aber immer noch kein Geld sah, dachte er, es wär' nur ein Spaß von dem Männchen gewesen. Ohngefähr einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte das alte Binn zusammensuchen und verkaufen, um noch etwas daraus zu lösen, da sah er einen großen Haufen Geld liegen. Wie er das Geld sah, war er vergnügt, kaufte wieder ein, ward ein größerer Kaufmann, als vorher, und ließ Gott einen guten Mann seyn. Unterdessen ward der Junge groß und ein geschickter Mensch. Je mehr aber die zwölf Jahre herbeikamen, je ängster es dem Kaufmann ward, so daß man ihm die Angst im Gesicht sehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal, was ihm fehle; der Vater wollt' es nicht sagen, aber er hielt so lange an, bis er ihm endlich sagte, er habe ihn ohne daß er es gewußt, einem schwarzen Männchen versprochen für vieles Geld und habe seine Handschrift mit Siegel darüber gegeben, und nun müsse er ihn, wenn zwölf Jahre jetzt herum wären, ausliefern. Da sprach der Sohn: „o Vater, laßt euch nicht bang seyn, das soll schon gut werden, der Schwarze hat keine Macht über mich.“

Da ließ sich der Sohn von dem Geistlichen segnen und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Aker und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater

hinein. Da kam das schwarze Männchen und sprach zu dem Alten: „hast du, was du mir versprochen hast?“ der Schwieg aber still und der Sohn sprach: „was willst du hier?“ Da sagte das schwarze Männchen: „ich habe mit deinem Vater zu sprechen und nicht mit dir.“ — Der Sohn sprach: „du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus.“ — „Nein, sagte das schwarze Männchen, mein Recht geb ich nicht auf.“ Da redeten sie noch lange mit einander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbschein und nicht mehr seinem Vater zugehöre, solle sich in ein Schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fließenden Wasser stehe, und der Vater solle es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen und da solle der Sohn dem Wasser überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinem Vater und setzte sich in ein Schiffchen und der Vater mußte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen. Und das Schiffchen drehte sich herum, daß der unterste Theil oben war, die Decke aber im Wasser, und der Vater glaubte, er wär' verloren, ging heim und trauerte um ihn.

Das Schiffchen aber floß ganz ruhig fort und ging nicht unter und der Jüngling saß sicher darin, und so floß es lange, bis es endlich an einem unbekannten Ufer festsetzen blieb. Da stieg er an's Land, sah ein schönes Schloß vor sich liegen und ging drauf los, wie er aber hineintrat, war es verwünscht und alles leer, bis er zuletzt in einer Kammer eine Schlange antraf. Die Schlange aber war eine verwünschte Jungfrau, die freute sich, wie sie ihn sah und sprach zu ihm: „kommst du, mein Erlöser, auf dich habe ich schon zwölf Jahre gewartet, dies Reich ist verwünscht,

und du mußt es erlösen. Heute Nacht kommen zwölf Männer, schwarz und mit Ketten behangen, die werden dich fragen, was du hier machst, da schweig aber still und gib ihnen keine Antwort, und laß sie mit dir machen, was sie wollen; sie werden dich quälen, schlagen und stechen, laß alles geschehen, nur rede nicht: um zwölf Uhr müssen sie wieder fort. Und in der zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen, in der dritten vier und zwanzig, die werden dir den Kopf abhauen; aber um zwölf Uhr ist ihre Nacht vorbei und wenn du dann ausgehalten und kein Wörtchen gesprochen hast, so bin ich erlöst und komme zu dir und stehe dir bei und habe das Wasser des Lebens, damit bestreich' ich dich und dann bist du wieder lebendig und gesund wie zuvor." Da sprach er: „gern will ich dich erlösen," und es geschah nun alles so, wie sie gesagt hatte: die schwarzen Männer konnten ihm kein Wort abzwängen und in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer schönen Königstochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und machte ihn wieder lebendig. Und dann fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn und ward Jubel und Freude im ganzen Schloß, und ihre Hochzeit wurde gehalten und er war König vom goldenen Berge.

Also lebten sie vergnügt zusammen und die Königin gebär einen schönen Knaben, und acht Jahre waren schon herum, da fiel ihm sein Vater ein, daß sein Herz davon bewegt ward und er wünschte, ihn einmal heimzusuchen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlassen und sagte: „ich weiß schon, daß das mein Unglück ist," er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie einwilligte.

Beim Abschied gab sie ihm noch einen Wünschring und sprach: „nimm diesen Ring und steck' ihn an deinen Finger, wo du dich hinwünschst, wirst du alsbald hinversezt, nur mußt du mir versprechen, daß du ihn nicht gebrauchst, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünschen.“ Da versprach er's, steckte den Ring an seinen Finger und wünschte sich heim vor die Stadt, wo sein Vater lebte. Als bald war er auch davor, aber nicht darin; wie er nun vor's Thor kam, wollten ihn die Schildwachen nicht einlassen, weil er so seltsam und reich gekleidet war. Da ging er auf einen Berg, wo ein Schäfer hütete, mit diesem tauschte er die Kleider und zog den alten Schäferrock an und ging also ungeführt in die Stadt ein. Als er zu seinem Vater kam, gab er sich zu erkennen, der aber sprach, er glaube nimmermehr, daß er sein Sohn sey, er hätte zwar einen gehabt, der sey längst todt, weil er aber sehe, daß er ein armer dürftiger Schäfer sey, so wollte er ihm einen Teller voll zu essen geben. Da sprach der Schäfer zu seinen Eltern: „ich bin wahrhaftig euer Sohn, wißt ihr kein Mal an meinem Leibe, woran ihr mich erkennen könnt?“ — „Ja, sagte die Mutter, unser Sohn hatte eine Himbeere unter dem rechten Arm.“ Da streifte er das Hemd von seinem Arm und da sahen sie die Himbeere und waren nun überzeugt, daß es ihr Sohn war. Darauf erzählte er ihnen, er wäre König vom goldenen Berge und eine Königstochter seine Gemahlin und sie hätten einen schönen Sohn von sieben Jahren. Da sprach der Vater: „nun und nimmermehr ist das wahr, das ist ein schöner König, der in einem zerlumpten Schäferrock hergeht.“ Da ward

er zornig, drehte seinen Ring herum, ohne an sein Versprechen zu denken und wünschte beide, seine Gemahlin und seinen Prinzen, zu sich. In dem Augenblick waren sie auch da, aber die Königin, die klagte und weinte und sagte, er hätte sein Wort gebrochen und sie unglücklich gemacht. Er besänftigte sie und rebete sie zufrieden und sie stellte sich auch, als gäbe sie nach, aber sie hatte Böses im Sinn.

Da führte er sie hinaus vor die Stadt auf den Aker und zeigte ihr das Wasser und wo das Schiffchen war abgestoßen worden und dann sprach er: „ich bin müd, setz dich nieder, ich will ein wenig auf deinem Schooß schlafen.“ Da legte er seinen Kopf auf ihren Schooß und sie lauschte ihn ein wenig, bis er einschlief. Als er eingeschlafen war, zog sie den Ring von seinem Finger und den Fuß, den sie unter ihm stehen hatte, zog sie auch heraus und ließ nur den Löffel unter ihm liegen; dann nahm sie ihren Prinzen und wünschte sich wieder in ihr Königreich. Als er aufwachte, da lag er da ganz verlassen und seine Gemahlin mit dem Prinzen war fort und der Ring vom Finger auch, nur der Löffel stand noch da zum Wahrzeichen. „Nach Haus zu deinen Eltern kannst du nicht wieder gehen, dachte er, die sagen, du wärst ein Hexenmeister, du willst aufpacken und gehen, bis du in dein Königreich kommst. Also ging er fort und kam endlich zu einem Berg, wo drei Riesen ihres Vaters Erbe theilen wollten und als sie ihn vorbeigehen sahen, riefen sie ihn und sagten, kleine Menschen hätten klugen Sinn, er sollte ihnen die Erbschaft vertheilen, das war ein Degen, wenn einer

den in die Hand nahm und sprach: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht,“ so lagen alle Köpfe auf der Erde; zweitens ein Mantel, wer den anzog, war unsichtbar; drittens ein Paar Stiefeln, wenn man die an den Füßen hatte und sich wohin wünschte, so war man gleich da. Er sprach, sie müßten ihm die drei Stücke einmal geben, damit er sie probiren könne, ob sie auch alle noch in gutem Stand wären. Da gaben sie ihm den Mantel, den that er um, und wünschte sich zu einer Fliege, als bald war er eine Fliege. „Der Mantel ist gut, sprach er, nun gebt mir einmal das Schwert.“ Sie sagten: „nein, das geben wir nicht, denn wenn du sprächst: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht!“ so wären unsere Köpfe alle herab und du hättest keinen noch; doch gaben sie es ihm, wenn er's an den Bäumen probiren wollte, das that er und das Schwert war auch gut. Nun wollt' er noch die Stiefeln haben, sie sprachen aber: „nein, die können wir nicht geben, wenn du die an hättest und sprächst, du wolltest oben auf dem Berg seyn, so stünden wir da unten und hätten nichts.“ „Nein, sprach er, das will ich nicht thun,“ da gaben sie ihm die Stiefel auch noch. Wie er nun alle drei Stücke hatte, da wünschte er sich auf den goldenen Berg, und als bald war er dort, und die Riesen verschwunden und war also ihr Erbe getheilt. Als er nah beim Schloß war, hörte er Geigen und Flöten und die Leute sagten ihm, seine Gemahlin hatte Hochzeit mit einem andern Prinzen. Da zog er seinen Mantel an, und machte sich zur Fliege, ging in's Schloß hinein und stellte sich hinter seine Gemahlin, und niemand sah ihn. Wenn

sie ihr nun ein Stück Fleisch auf den Teller legten, nahm er's weg und aß es, und wenn sie ihr ein Glas Wein einschenkten, nahm er's weg und trank's; sie gaben ihr immer und sie hatte doch immer nichts auf dem Teller. Da schämte sie sich, stand auf, ging in ihre Kammer und weinte, er aber ging hinter ihr her; Da sprach sie vor sich: „ist denn der Teufel über mir oder mein Erbsen kam nie!“ da gab er ihr ein paar derbe Ohrfeigen und sagte: „kam dein Erbsen nie, er ist über dir, du Betrügerin! habe ich das an dir verdient?“ Darauf ging er hin und sagte, die Hochzeit war' aus, er wäre wieder gekommen, da wurde er verlacht von den Königen, Fürsten und Räten, die da waren. Er aber gab kurze Worte und fragte, ob sie sich entfernen wollten oder nicht? da wollten sie ihn fangen, aber er zog sein Schwert und sprach: „Köpfe alle runter, nur meiner nicht!“ Da lag alles gleich im Blut darnieder und er war wieder König vom goldenen Berge.

93.

Die Rabe.

Es war einmal eine Mutter mit einem Töchterchen, das war noch klein und wurde noch auf dem Arm getragen. Nun geschah es, daß das Kind einmal unruhig war und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, es half nicht. Da ward sie ungeduldig und weil die Raben so um das Haus herumflogen, machte sie das Fenster auf und sagte: ich wollt' du wärst eine Rabe und flögst

fort, so hätt' ich Ruh," und kaum hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind eine Rabe und flog von ihrem Arm zum Fenster hinaus. Die Rabe aber flog weg und niemand konnte ihr folgen, sie flog aber in einen dunklen Wald und blieb lange Zeit darin. Darnach führte einen Mann sein Weg in diesen Wald und er hörte die Rabe rufen und ging der Stimme nach; und als er näher kam, sagte die Rabe zu ihm: „ich bin verwünscht worden und bin eine Königstochter von Geburt, du kannst mich erlösen.“ Da sprach er: „wie soll ich das anfangen?“ Da sagte sie: „geh' hin in das Haus dort, darin sitzt eine alte Frau, die wird dir Essen und Trinken reichen und dich davon genießen heißen, aber du darfst nichts nehmen, denn wenn du trinkst, so trinkst du einen Schlafrunk und dann kannst du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Eohhude, darauf sollst du stehen und mich erwarten; den Nachmittag um zwei Uhr komm' ich in einer Kutsche, die ist mit vier weißen Hengsten bespannt, wenn du aber dann nicht wach bist, sondern schläfst, so werd' ich nicht erlöst.“ Der Mann sprach, er wollt' alles thun, die Rabe aber sagte: „ach ich weiß es wohl, du kannst mich nicht erlösen, du nimmst doch etwas von der Frau.“ Da versprach der Mann noch einmal, er wollte gewiß nichts anrühren von dem Essen und Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte: „ei, was seyd ihr abgemattet, kommt und erquickt euch, esset und trinkt.“ „Nein, sagte der Mann, ich will nicht essen, nicht trinken;“ sie ließ ihm aber keine Ruhe und sprach: „wenn ihr dann nicht essen wollt, so thut einen Zug aus dem

„Was, einmal ist keinmal,“ bis er sich überreden ließ und einen Trunk nahm. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhude und wollte auf die Rabe warten; wie er da stand, auf einmal ward er so müd' und wollte sich nicht hinlegen, aber er konnte es gar nicht mehr aushalten, und mußte sich ein bißchen legen; doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich gelegt, da fielen ihm die Augen von selber zu und er schlief ein und schlief so fest, daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Rabe mit vier weißen Hengsten gefahren und war schon in voller Trauer und sprach: „ich weiß doch schon, daß er schläft!“ Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Lohhude und schlief; und wie sie vor ihm war, stieg sie aus dem Wagen, schüttelte ihn und rief ihn an, er wollte nicht erwachen. Sie rief aber so lang' bis sie ihn endlich aus dem Schlaf erweckte, da sagte sie: „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, aber morgen will ich noch einmal wiederkommen, dann habe ich vier braune Hengste vor dem Wagen, aber du darfst bei Leibe nichts nehmen von der Frau, kein Essen und kein Trinken.“ Da sagte er: „nein gewiß nicht.“ Sie sprach aber: „ach! ich weiß es wohl, du nimmst doch etwas!“ Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau und sagte, er esse und trinke ja nichts, was das wäre? Da sprach er: „nein, ich will nicht essen und trinken.“ Sie aber stellte das Essen und Trinken vor ihn hin, daß der Geruch zu ihm aufging und berebete ihn, daß er wieder etwas trank. Gegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhude und wollte

auf die Rabe warten, da ward er wieder so müde, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten und er konnte sich nicht helfen, er mußte sich legen und ein bißchen schlafen. Wie nun die Rabe daher fuhr mit vier braunen Hengsten, war sie wieder in voller Trauer und sagte: „ich weiß doch schon, daß er schläft!“ Und als sie hin zu ihm kam, lag er da und schlief fest, da stieg sie aus dem Wagen, schüttelte ihn und suchte ihn zu erwecken; das ging aber noch schwerer als gestern, bis er endlich erwachte. Da sprach die Rabe: „ich sehe wohl, daß du mich nicht erlösen kannst, Morgen Nachmittag um zwei Uhr will ich noch einmal kommen, aber das ist das letztemal, meine Hengste sind dann schwarz und ich habe auch alles schwarz; du darfst aber nichts nehmen von der alten Frau, kein Essen und kein Trinken.“ Da sagte er: „nein, gewiß nicht.“ Sie sprach aber: „ach, ich weiß es wohl, du nimmst doch etwas!“ Am andern Tag kam die alte Frau und sagte, er äße und tränke ja nichts, was das wäre? Da sprach er: „nein, ich will nicht essen und trinken.“ Sie aber sagte, er sollte nur einmal schmecken, wie gut das alles sei, Hungers könnte er doch nicht sterben; da ließ er sich überreden und trank doch wieder etwas. Als es Zeit war, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wartete auf die Königstochter, da ward er wieder so müde, daß er sich nicht halten konnte und sich hinlegte und so fest schlief als wär' er von Stein. Um zwei Uhr kam die Rabe und hatte vier schwarze Hengste und die Kutsche und alles war schwarz; sie war aber in voller Trauer und sprach: „ich weiß doch schon, daß er schläft und mich nicht erlösen kann.“

Als

Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest, sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnt' ihn nicht aufwecken, er schlief in einem fort. Da legte sie ein Brot neben ihn hin, davon konnt' er so viel essen, als er wollte, es wurde nicht all'; dann ein Stück Fleisch, davon konnt' er auch so viel essen, als er wollte, es wurde nicht all'; zum dritten eine Flasche Wein, davon konnt' er trinken, so viel er wollte, es wurde nicht all'. Darnach nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger und steckte ihm den an und war ihr Name darein gegraben, und endlich legte sie einen Brief hin, darin stand, was sie ihm gegeben hatte und daß es nie all' würde und es stand auch darin: „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, da kannst du es, das weiß ich gewiß.“ Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr weg in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte und sah, daß er geschlafen hatte, ward er von Herzen traurig und sprach: „gewiß nun ist sie vorbei gefahren und ich habe sie nicht erlöst.“ Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief, darin geschrieben stand, wie es zugegangen war. Also machte er sich auf und ging fort und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht, wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen, da kam er in einen dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort, und konnte sich nicht herausfinden. Da ward es wieder Abend, und er war so müde,

daß er sich an einen Busch legte und einschliefe; am andern Tag ging er weiter und wollte sich am Abend wieder an einen Busch legen, da hörte er ein Heulen und Jammern, daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute die Lichter anstecken, sah er eins schimmern und machte sich auf und ging ihm nach, da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Riese davor. Da dachte er bei sich: „gestaltest du wohl hinein oder nicht, wenn du's thust, kommst du vielleicht um's Leben, du willst aber doch einmal hingehen.“ Wie er nun drauf zu ging und der Riese ihn sah, sprach er: „es ist gut, daß du kommst, ich habe doch lange nichts gegessen, jetzt will ich dich gleich zum Abendbrot verschlucken.“ Laß das gut seyn, sprach der Mann, wenn du essen willst, so hab' ich was bei mir.“ „Wenn das ist, sagte der Riese, so bist du gut.“ Da gingen sie beide hinein und setzten sich an den Tisch und der Mann holte sein Brot, Wein und Fleisch, was nicht all' wurde, hervor, und sie aßen sich beide recht satt. Darnach sagte der Mann zum Riesen: „kannst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist.“ Der Riese sprach: „ich will einmal auf meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser.“ Da holte er seine Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, konnte es aber nicht finden; „das thut nichts, sprach er, ich habe oben in einem Schranke noch mehr Landkarten, da will ich einmal sehen, ob es darauf zu finden ist.“ Sie sahen zu, konnten's aber nicht finden. Der Mann wollte nun weiter gehen, der Riese aber sprach, er sollte noch ein Paar

Tage warten, er hätte einen Bruder, der wär' aus und holte was zu essen, wenn der käme, der hätte auch eine gute Landkarte, da wollten sie noch einmal suchen, der fänd's gewiß. Also wartete der Mann, bis der Bruder nach Haus kam, der sagte, er wüßte es nicht gewiß, er glaubte aber, das goldene Schloß von Stromberg stände auf seiner Karte. Da aßen sich die drei noch einmal recht satt und dann ging der zweite Riese hin und sprach: „nun will ich einmal zusehen auf meiner Karte;“ allein das Schloß war auch nicht darauf. Da sagt' er, er hätte noch oben eine Kammer voll Landkarten, da müßt' es darauf stehen. Wie er nun die herunter gebracht hatte, suchten sie von neuem, und endlich fanden sie das goldene Schloß von Stromberg, aber es war viele tausend Meilen weit weg. „Wie werd' ich nun dahin kommen?“ sprach der Mann. „Ei, sagte der Riese, zwei Stunden hab' ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann muß ich aber wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben.“ Da trug der Riese den Mann bis etwa noch hundert Stunden vom Schloß und sagte: „jetzt muß ich zurück, den übrigen Weg kannst du wohl allein gehen.“ — „O ja, sagte der Mann, das kann ich wohl.“ Wie sie sich nun trennen wollten, sprach der Mann: „wir wollen uns erst recht satt essen;“ und sie aßen zusammen und darauf nahm der Riese Abschied und ging heim. Der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Da stand es aber auf einem gläsernen Berge, und oben darauf sah er die verwünschte Jungfrau fahren; nun wollte er hinauf zu ihr, aber

er glitschte immer wieder herunter. Da war er ganz betrübt und sprach zu sich selbst: „am besten ist, du baust dir hier eine Hütte, Essen und Trinken hast du ja.“ Also baute er sich eine Hütte und saß darin ein ganzes Jahr und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht hinauf zu ihr kommen.

Da hörte er einmal wie drei Riesen sich schlugen, und rief ihnen zu: „Gott sey mit euch!“ Sie hielten bei dem Ruf inne, als sie aber niemand sahen, sangen sie wieder an sich zu schlagen und das zwar ganz gefährlich. Da sprach er wieder: „Gott sey mit euch!“ sie hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, fuhren sie auch wieder fort sich zu schlagen. Da sprach er zum drittenmal: „Gott sey mit euch!“ und dachte, du mußt doch sehen, was die drei vorhaben, ging hin und fragte sie, warum sie so auf einander loschlugen. Da sagte der eine, er hätte einen Stod gefunden, wenn er damit wider eine Thür schlug, so spränge sie auf; der andere sagte, er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhinge, so war er unsichtbar; der dritte aber sprach, er hätte ein Pferd gefangen, mit dem könnte man den gläsernen Berg hinaufreiten. Da sprach der Mann: „für die drei Sachen will ich euch etwas geben, Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die noch mehr werth sind; doch muß ich sie vorher probiren, damit ich sehe, ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.“ Da ließen sie ihn aufs Pferd steigen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stod in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen und er prügelte sie tüchtig durch, rief:

„nun, seht ihr zufrieden?“ und ritt den Berg hinauf. Oben aber vor dem Schloß, das war verschlossen, da schlug er mit dem Stock vor die Thür, gleich sprang sie auf, und er ging hinein und die Treppe hinauf oben in den Saal, da saß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor sich stehen; sie konnt' ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring vom Finger, den sie ihm gegeben hatte und warf ihn in den Kelch, daß es klang. Da rief sie: „das ist mein Ring, so muß auch der Mann da seyn, der mich erlöst!“ Sie suchten im ganzen Schloß, und fanden ihn nicht, er aber war hinaus gegangen, hatte sich auf's Pferd gesetzt und den Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Thor kamen, sahen sie ihn, und schrien vor Freude; und er stieg ab und nahm die Königstochter in den Arm, da küßte sie ihn und sagte: „jetzt hast du mich erlöst.“ Darauf hielten sie Hochzeit und lebten vergnügt mit einander.

94.

Die fluge Bauerntochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da sprach die Tochter: „wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Kottland bitten.“ Da der König ihre Armuth hörte, schenkte er ihnen auch ein Gäßchen Rasen, den hackte sie und ihr Vater um, und wollten ein wenig Korn und der Art Frucht darauf säen; und

als sie ihn beinah herum hatten, da fanden sie in der Erde einen Mörsel von purem Gold. „Hör', sagte der Vater zu dem Mädchen, weil unser Herr König so gnädig ist gewesen und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Mörsel wiedergeben.“ Die Tochter aber wollt' es nicht bewilligen und sagte: „Vater, wenn wir den Mörsel haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer schaffen, darum schweigt lieber still.“ Er wollt' ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörsel und trug ihn zum Herrn König und sagte, den hätt' er gefunden in der Heide. Der König nahm den Mörsel und fragte, ob er nichts mehr gefunden? nein, sprach der Bauer, da sagte der König: „er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen.“ Der Bauer sprach, den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm soviel, als hätt' er's in den Wind gesagt, er ward in's Gefängniß gesetzt und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängniß kriegt, da hörten sie, wie der Mann als firt schrie: „ach! hätt' ich meiner Tochter gehört! ach! ach! hätt' ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als firt schrie: „ach! hätt' ich doch meiner Tochter gehört!“ und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befohl er den Bedienten, sie sollten ihn vor ihn bringen und da fragte der Herr König, warum er also firt schreie: „ach! hätt' ich meiner Tochter gehört!“ „Was hat eure Tochter denn gesagt?“ — „Ja, sie hat gesprochen, ich sollt' den Mörsel nicht bringen, sonst müßt' ich auch den Stößer schaffen.“

„Habt ihr dann so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen.“ Also mußte sie vor den König kommen; der fragte sie, ob sie dann so klug wäre? und sagte, er wollt' ihr ein Räthsel aufgeben, wann sie das treffen könnte, dann wollt' er sie heirathen. Da sprach sie ja, sie wollts errathen. Da sagte der König: „Komm zu mir nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heirathen.“ Da ging sie hin, und zog sich aus splinter nackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn und setzte sich hinein und wickelte sich hinein, da war sie nicht nackend, und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, daran er sie fortschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren, und mußte sie der Esel in der Fahrgleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Weg und nicht außer dem Weg. Und wie sie so daher kam, sagte der König, sie hätte das Räthsel getroffen und sey alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängniß und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche mit Ochsen und etliche mit Pferden. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllen, das lief weg und legte sich an einen Wagen, wo zwei Ochsen davor

waren, mittendrein. Als nun die Bauern zusammen kamen, singen sie an sich zu zanken, schmeißen und lärmen und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte, die Ochsen hätten's gehabt, und der andere sagte, nein, seine Pferde hätten's gehabt und es wär' sein. Der Pant kam vor den König und der that den Ausspruch: wo das Füllen gelegen hätte, da sollt' es bleiben, und also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentirte über sein Füllchen; nun so hatte er gehört, wie daß die Frau Königin so gnädig sey, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre, ging zu ihr und bat sie, ob sie ihm nicht helfen könnte, daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie: „ja, wenn ihr mir versprecht, daß ihr mich nicht verrathen wollt, will ich's euch sagen: morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt euch hin mitten in die Straße, wo er vorbei kommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und thut als fischet ihr, und fischt also fort und schüttet es aus, als wenn ihr's voll hättet,“ und sagte ihm auch, was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da, und fischte auf einem trockenen Platz; wie der König vorbei kam und das sah, schickte er seinen Käufer hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhabe. Da gab er zur Antwort: „ich fische.“ Fragte der Käufer, wie er fischen könnte, es wär' ja kein Wasser da. Sagte der Bauer: „so gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fischen.“ Da ging der Käufer hin und brachte dem König

die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte? und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht thun und sagte immer, Gott bewahr! er hätt' es von sich. Sie banden ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalteten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: „warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin, deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du kommen bist, in dein Bauernhäuschen.“ Doch erlaubte er ihr eins: sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen, was sie wußte und das sollte ihr Abschied seyn. Sie sagte: „ja lieber Mann, wenn du's so befehlst, will ich es auch thun,“ und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach, sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlafrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken, der König that einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig, da gerieth er bald in einen tiefen Schlaf. Und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor der Thüre tragen und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn auf ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um und sagte: „ach Gott! wo bin ich denn?“ rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vor's Bett und sagte: „lieber Herr König, ihr habt mir befohlen, ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab'

ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab' ich dich mitgenommen.“ Der König sagte: „liebe Frau, du sollst mein seyn und ich dein,“ und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich auf's neue mit ihr vermählen und werden sie ja wohl noch auf heutigen Tag leben.

95.

Der alte Hildebrand.

Es war amahl a Baur und a Bäurin, und dō Bäurin, dō hat der Pfarra im Dorf gern gsegn, und da hat er allemal gewünscht, wann er nur amahl an ganzen Tag mit der Bäurin allan recht vergnügt zubringa kunnt, und der Bäurin der wars halt a recht gwesn. No da hat er amahl zu der Bäurin gsagt: „hang mei liebi Bäurin, hiegt hab i was austubirt, wie wir halt amahl recht vergnügt mitanander zubringa kunnten. Wißt's was, dō legts eng auf'm Mittwoch in's Bett, und sagts engern Mon dō seits frang, und amatirts und übelts nur recht, und das treibts fort bis auf'm Sunta, wann i die Prebi halt, und da wir (werde) i predigen, daß mer i' Haus a frangs Kind, an frangen Mon, a frangs Weib, an frangen Bader, a frange Muader, a frange Schwester, Bruader, oda wer's sunst naja is, hat, und der thut a Wollfarth auf'm Götterliberg in Wälischland, wo ma um an Kreuzer an Mehen Forberbladeln kriegt, dem wird's frange Kind, der frange Mon, 's frange Weib, der frange Ba-

der, d' frange Muader, d' frange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha is, auf der Stell gsund."

„Dds wir i schon machen," hat die Bäurin drauf gesagt. No, drauf, auf'm Mittwoch hat si halt d' Bäurin in's Bett glegt und hat g'lamarirt und g'übelt als wie, und ihr Mon hat ihr alles braucht, was er nur g'wißt hat, s' hat aber halt nix g'holfn. Wie denn der Sunta kuma is, hat d' Bäurin gsagt: „mir is zwar so miserabel als ob i glei verschaden sollt, aber ans möcht i do no vor mein End, i möcht halt in Herrn Pfarra sei Predi hörn, dd er heund halten wird.“ „A mei Kind, sagt der Baur drauf, thu do dds nit, du kunntst schlechter wern, wannst aufstundst. Schau, es wir i in d' Predi gehn, und wir recht acht gebe, und wir dir alles wieder bezöhl'n was der Herr Pfarra gsagt hat.“ „No, hat d' Bäurin gsagt, so geh halt und gib recht Acht und bezöhl mir alles was d' ghört hast.“ No und da is der Baur halt in d' Predi ganga, und da hat der Herr Pfarra also angfangt zun predigen und hat halt gsagt, wann ans a frangs Kind, an frangen Mon, a frangs Weib, an frangen Vater, a frange Muader, a frange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Haus hât, und der wollt a' Wollfarth machen auf'm Scherliberg in Bälischland, wo der Regen Korberbladeln an Kreuzer kost, dem wird's frange Kind, der frange Mon, 's frange Weib, der frange Vater, d' frange Muader, d' frange Schwester, Bruader, oda wer's sunst nacha war, auf der Stell gsund wern, und wer also dd Ras unternehma wollt, der soll nach der Meß zu ihm kuma, da wird er ihm den Korbersack gebn

und den Kreuzer. Da war niembb fröher als der Baur und nach der Meß is er gleich zum Pfarra ganga und der hat ihm also den Forbersack gehn und den Kreuzer. Drauf is er nach Haus kuma und tat schon bei der Hausthür eini gschrien: „jucheha liebe Weib! hiegt is so viel, als obst gsund warst! Der Herr Pfarra hat heunt predigt, daß wer a frangs Kind, an frangen Mon, a frangs Weib, an frangen Bader, a frange Muader, a frange Schwester, Bruader, oda wer's sunst nacha war, z' Haus hat, und ier macht a Boffarth auf'm Gdckerliberg in Bälischland, wo der Mehen Forberbladeln an Kreuzer kost, dem wird 's frange Kind, der frange Mon, 's frange Weib, der frange Bader, d' frange Muader, d' frange Schwester, Bruader oda wer's sunst nacha war, auf der Stell gsund, und hiegt hab i mir schon den Forbersack ghohlt vom Herrn Pfarra und den Kreuzer, und wir glei mein Wanderschaft antreten, daß d' deßto ehender gsund wirst;“ und drauf is er fort ganga. Er war aber kam fort, so is die Bäurin schon auf gwesn und der Pfarra war a glei do. Hiegt lassen mir aber dd zwa indessen auf der Seiten, und gānga mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er deßto ehender auf'm Gdckerliberg kummt, und wie halt so geht, begegnt ihm sein Gvatter. Sein Gvatter dds war an Armon (Giermann), und der is jußt von Mark kuma, wo er seine Ar verkauft hat. „Gloht seyst, sagt sein Gvatter, wo gehst denn so trahi hin Gvatter?“ „In Ewigkeit, Gvatter,“ sagt der Baur, „mein Weib is frang worn, und da hab' i heund in Herrn Pfarra sein Predi ghört, und da hat er predigt, daß wann aner z' Haus

an frangs Kind, an frangen Mon, a frangs Weib, an frangen Vater, a frange Muader, a frange Schwester, Bruader, oba wers sunst nacha war, hat, und er macht a Wollfarth auf'm Gdäckerliberg in Wäldschland, wo der Meezn Forberbladeln an Kreuzer kost, dem wird 's frange Kind, der frange Mon, 's frange Weib, der frange Vater, d' frange Muader, d' frange Schwester, Bruader, ober wers sunst nacha war, auf der Stell gsund, und da hab i mir von Herrn Pfarra den Forbersack und den Kreuzer g'hohlt, und hiegt trit i halt mein Wanderschaft an." „Aber hanz Gvatter, hat der Gvatter zum Baur gsagt, seits denn gar so dackel (einfältig), daß so was glauben könts. Wißt's was is? der Pfarra möcht gern mit engern Weib an ganzen Tag allan recht vergnügt zubringa, drum hab'n's eng den Bärn anbunden, daß ihr'en auf'n Füßen kumts." „Rein, hat der Baur gsagt, so möcht i do wissen, ob das wahr is." „No, hat der Gvatter gsagt, waßt was, setz di in mein Arkorb eini, so will i di nach Haus trag'n, und da wirst es selber segn." No, das is also g'shegn, und der Baur hit si in Gvatter sein Arkorb eini g'setzt, und der hat'n nach Haus trag'n. Wie's nach Haus kuma san, holla, da is schon lustig zuzanga. Da hat die Bäurin schon fast alles, was nur in ihren Hof war, abg'stochen g'habt, und Krapfen hats backen, und der Pferra war a schon da, und hat a sein Geige mitbracht g'habt. Und da hat halt der Gvatter anklopft und d' Bäurin hat g'fragt, wer draussen war. „I bin's Gvatterin, hat der Gvatter gsagt, mei gebts mir heund Nacht a Herberg, i hab meini Ar auf'm Mark nit verkauft, und hiegt

muß i's wieder nach Haus trage, und so san gar z'schwer, i bring's nit fort, es is a schon finster." „Ja mein Gvatter, setz d'Bäurin drauf, ds kumts mir recht zur unlegna Zeit. Wo, weils halt aber nit anders is, so kumts eina, und setz's en dort auf d'Ofenbank." No, hat si der Gvatter also mit sein Buckelkorb auf d'Ofenbank gsetzt. Der Pfarra aber und d'Bäurin dd warn halt recht lusti. Endli fangt der Pfarra an und sagt: „hang mein liebi Bäurin, ds könts ja so schön singa, sing's mit do ans." „A, sagt die Bäurin, hiegt kann i nit mehr singa, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl könnna, aber hiegt is schon vorbei." „Ei, sagt wieber der Pfarra, sing's do, nur a bißl." No, da fangt die Bäurin an und singt:

„I hab mein Mon wohl ausgesandt
Auf'm Gdckerlsberg in Wälschland!"

Drauf singt der Pfarra:

„I wellt er blieb da a ganzes Jahr-
Was fragt i nach dem Lorbersack,
Halleluja!"

Hiegt fangt der Gvatter hinten an, und singt (da muß i aber verzöhln, daß der Baur Hildebrand ghasser hat), singt also der Gvatter:

„Ei du, mein lieber Hildebrand,
Was machst du auf der Ofenbank?
Halleluja!"

Und hiegt singt der Baur in Korb drinna:

„Sieht kann i das Singa nimmermehr leiden
 Sieht muß i aus mein Buckelkorb steigen.“
 und steigt aus 'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus
 hinaus.

96.

De drei Büggelens.

Et is wol hufent un meere Jaare hen, da wören hier im
 Lanne luter kleine Rünige, da heb auch einer up den Reuterberge
 wünt (gewohnt), de gink sau geren up de Jagd. Ase nu mal
 mit sinen Jägern vom Schlotte heruttrok, höen hüteten) unner
 den Berge drei Mäkens ire Rödge (Rühe), un wie sei den Rün-
 nig mit den vielen Rün seien, so reip de älteste den annern be-
 den Mäkens to, un weiß up den Rünig: „helo! helo! wenn ik
 den nig kriege, so will ik keinen!“ da antworde de tweide up
 de annere Side vom Berge, un weiß up den, de dem Rünige
 rechter Hand gink: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will
 ik keinen!“ Da reip de jüngste un weiß up den, de linker
 Hand gink: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik kei-
 nen.“ Dat wören averst de beiden Ministers. Dat hörde de
 Rünig alles, un ase von der Jagd heime kummen was, leit he
 de drei Mäkens to sik kummen un fragete se, wat se da gistern
 am Berge segd hedden. Dat wullen se nig seggen, de Rünig
 frag averst de älteste, ob se ün wol tom Manne hewen wulle?
 da segde se ja, un ere beiden Süstern friggeten de beiden Mi-

nisters, denn se wören alle drei scheun un schir (Mar, schön) von Angesicht, besunners de Königin, de hadde Hare ase Flaß.

De beiden Süstern awerst kregen keine Kinner, un ase de König mal verreisen moße, let he se tor Königin kummen, um se up to munnern, denn se war grae (gerad) swanger. Et kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritsch-roen Stern mit up de Weib. Da sehden de beiden Süstern, eine tor annern, se wullen den hübsken Jungen in't Water werpen. Wie se'n darin worpen hadden (ik glöve, et is de Weser west) da flügt 'n Bügelken in de Högte, dat sank:

tom Daude bereit,
up wieteren Bescheib,
tom Lilien-Strus:
wacker Junge, bist du's?

Da dat de beiden hörten, kregen se de Angst up'n Lieve un makten, dat se fort keimen. Wie de König na Hus kam, sehden se to um, de Königin hebbe 'n Hund kregen, da segde de König: „wat Gott deiet, dat is wole dahn!“

Et wunde awerst 'n Fisker an den Water, de fiskebe den kleinen Jungen wier herut, ase noch awen lebennig was, un da sine Fru kene Kinner hadde, foerden (fütterten) se 'n up. Na'n Jaar was de König wier verreist, da kreg de Königin wier 'n Jungen, den namen de beiden falsken Süstern un warpen'n auß in't Water, da flügt dat Bügelken wier in die Högte un sank:

tom Daude bereit,
up wieteren Bescheib,

tem

tom Lillen-Strus:

wacker Junge, bist du's?

Un wie de König torägge kam, sehden se to ün, de Königin hebde wier 'n Hund bekummen, un he segde wier: „wat Gott beit, dat is wole dahn!“ Awerst de Fister trot düsen auch ut den Water, un foerb 'n up.

Da verreisde de König wier, un de Königin freg 'n klein Mäken, dat warpen de falschen Süstern auch in't Water, da flügt dat Bögelfen wier in die Högte un sank:

tom Daube bereit,

up wieteren Bescheid,

tom Lillen-Strus:

wacker Mäken, bist du's?

Un wie de König na Hus kam, sehden se to ün, de Königin hebde 'ne Ratte fregt. Da worde de König heuse und leit sine Fru in't Gefänknis smieten, da heb se lange Jaare in setten.

De Kinner wören unnerdes anewassen, da gink de ölleste mal mit annern Jungens herut to fischen, da wült ün de annern Jungens nig twisken sül herwen un segget: „du Fündling, gaa du dier Wege,“ da ward he ganz bedröwet un frägt den olen Fister, ob dat war wöre? De vertellt ün, dat he mal fished hebde un hebde ün ut den Water trocken (gezogen). Da segd he, he wulle fart un sinen Leiten (Water) söken. De Fister de bibbet 'n, he mögde doch bliven, awerst he let sül gar nig hallen, bis de Fister et tolest to givt. Da givt he sül up den Weg un geit meere Dage hinner 'n annert, endlich kümmt he vor 'n graut all:

Kindermärchen II.

⊞

mächtig Water, davor steit 'ne ole Fru un fiskebe. „Guden Dag, Moer,“ segde de Junge. — „Groten Dank!“ — „Du süst da wol lange fischen, e du 'n Fiſſ fängeſt.“ — „Un du wol lange ſöken, e du dinen Zeiten findest: wie wuſt du der denn da över't Water kummen?“ sehdde de Fru. — „Ja, dat mag Gott witten!“ — Da nümmt de ole Fru ün up den Rüggen un drägt 'n der dörch, un he söcht lange Tiid un kann sinen Zeiten nig sinnen. Ase nu wol 'n Jaar vordwer is, da trekt de tweide auch ut, un will sinen Broer söken. He kümmt an dat Water un da geit er ün ewen so, ase sinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein to Hus, de jammerde so vil na eren Broern, dat se upt leſt auch den Fiſſer bad, he mögte se trecken laten, se wulle ere Broers söken. Da kam se auch bie den grauren Water, da sehdde se tor olen Fru: „guden Dag, Moer!“ — „groten Dank!“ — „Gott helpe ju bie juen fischen.“ Ase de ole Fru dat hörde, da word se ganz fründlich, un drog se över't Water, un gab er 'n Roe (Ruthe) un sehdde to er: „nu gah man jümmer up dūsen Wege to, mine Dochter! un wenn du bie einen groten schwarzen Hund vorbei kümmeſt, so muſt du still un driſt, un one to lachen, un one ün an to licken, vorbie gaan. Dann kümmeſt du an 'n grot open Schloſſ, up'n Süll (Schwelle) moſt du de Roe fallen laten un ſtraßs dörch dat Schloſſ an den annern Side wier herut gahen; da is 'n olen Brunnen, darut is 'n groten Boom waſſen, daran hängeſt 'n Bugel im Buer, den nümmeſt af, dann nümmeſt noch 'n Glas Water ut den Brunnen, un gaa mit dūsen beiden den ſüßigen Weg wier torügge, up den Süll nümmeſt de Roe auch wiſ.

mit, un wenn du dann wier bie den Hund vorbeie kummst, so schlah ün in't Gesicht, awerst sü to, dat du ün trëppest, un dann kumm nur wier to mie torügge." Da fand se et grade so, ase de Fru et' sagb hadde, un up den Rückwege da fand se de beiden Broer, de sit de halve Welt dorchsöcht hadden. Se ging tosammen, bis wo de swarte Hund an den Weg lag, den schlog se in't Gesicht, da word et 'n schönen Prinz, de geit mit ün, bis an dat Water. Da stand da noch de ole Fru, de frögede sit ser, da se alle wier da wören, un trog se alle över't Water, un dann gink se auch weg, denn se was nu erlöst. De annern awerst gingen alle na den olen Fister, un alle wören froh, dat se sit wier funnen hadden, den Wügel awerst hängen se an der Wand

De tweide Sohn kunne awerst nig to Huße rasten un nam 'n Klüßebogen un gink up de Jagd. Wie he möe was, nam he sine Flötepipen un machte 'n Stückken. De König awerst wör auch up de Jagd un hörbe dat, da ging he hin, un wie he den Jungen drap, so sehbe he: „we hett die verlömt hier to jagen?“ — „O, neimes (niemand).“ — „Wen hörst du dann to?“ — „Ik bin den Fister sin Sohn.“ — „De hett ja keine Rinner!“ — „Wenn durt nig glöwen must, so kum mit.“ Dat behe de König un frog den Fister, be vertälle ün alles, un dat Wügelken an der Wand sing an to singen:

De Mdhme (Mutter) sitt allein,
wol in dat Kerkerlein!
o König, edeles Blob!
Dat sind vñne Rinner gob.

De salften Süstern beide
 de behen de Kinnekes Leide,
 wol in des Waters Grund,
 wo se de Fisser fund!

Da erschraden se alle un de König nam den Bugel, den Fisser
 un de drei Rinner mit sik na den Schlotte, un leit dat Gefänknis
 upschluten un nam sine Fru wier herut, de was averst ganz
 kränklich un elennig woren. Da gav er de Dochter von den We-
 ter ut den Brunnen to drinken, da war se frist un gesund. De
 beiden salften Süstern woren averst verbrennt un de Dochter
 friggede den Prinzen.

97.

Das Wasser des Lebens.

Es war einmal ein König, der ward krank und glaubte nie-
 mand, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei
 Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloß-
 garten und weinten, da begegnete ihnen ein alter Mann, der
 fragte sie nach ihrem Kummer. Sie erzählten ihm, ihr Vater
 war so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm
 nichts helfen. Da sprach der Alte: „ich weiß ein Mittel, das ist
 das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder
 gesund; es ist aber schwer zu finden.“ Da sagte der älteste: „ich
 will es schon finden,“ ging zum kranken König und bat ihn, er
 möge ihm erlauben auszugehen um das Wasser des Lebens zu

suchen, das ihn allein heilen könne. „Nein, sprach der König, dabei sind zu große Gefahren, lieber will ich sterben.“ Er hat aber so lange, bis es der König zugab; der Prinz dachte auch in seinem Herzen: „hol' ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich.“

Also machte er sich auf, und als er eine Zeit lang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Weg, der rief ihn an und sprach: „wohinaus so geschwind?“ „Du Knirps, sagte der Prinz ganz stolz, das brauchst du nicht zu wissen;“ und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch gethan; wie nun der Prinz fortritt, kam er in eine Bergschlucht, und je weiter, je enger thaten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte, und auch das Pferd konnte er nicht wenden und selber nicht absteigen und mußte da eingesperrt stehen bleiben. Indessen wartete der kranke König auf ihn; aber er kam nicht und kam nicht. Da sagte der zweite Prinz: „so will ich ausziehen und das Wasser suchen“ und dachte bei sich, das ist mir eben recht, ist der tobt, so fällt das Reich mir zu. Der König wollt' ihn auch anfangs nicht ziehen lassen, endlich aber mußte er's doch zugeben. Der Prinz zog also gleiches Wegs fort und begegnete demselben Zwerg, der hielt ihn wieder an und fragte: „wohinaus so geschwind?“ „Du Knirps, sagte der Prinz, das brauchst du nicht zu wissen;“ und ritt in seinem Stolz fort. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er gerieth wie der andere in eine

Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht's aber den Hochmüthigen.

Wie nun der zweite Prinz ausblieb, sagte der jüngste, er wollte ausziehen und das Wasser holen und der König mußte ihn endlich auch gehen lassen. Als er den Zwerg auf dem Wege fand, und der fragte: wohinaus so geschwind? so antwortete er ihm: „ich suche das Wasser des Lebens, weil mein Vater sterbenskrank ist.“ — „Weißt du denn, wo das zu finden ist?“ „Nein,“ sagte der Prinz. „So will ich dir's sagen, weil du mir ordentlich Rede gestanden hast; es quillt aus einem Brunnen, in einem verwünschten Schloß, und damit du dazu gelangst, geb' ich dir da eine eiserne Ruthe und zwei Laiberchen Brot, mit der Ruthe schlag dreimal an das eiserne Thor am Schloß, so wird es aufspringen; inwendig werden dann zwei Löwen liegen und den Rachen aufsperrn, wenn du ihnen aber das Brot hineinwirfst, wirst du sie stillen, und dann eil' dich und hol' von dem Wasser des Lebens, eh' es zwölf schlägt, sonst geht das Thor wieder zu und du bist eingesperrt.“ Da dankte ihm der Prinz und nahm die Ruthe und das Brot, ging hin und war da alles, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Thor sprang beim dritten Ruthenschlag auf und als die Löwen gesänftigt waren, ging er in das Schloß hinein und fand einen großen schönen Saal, und darin verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe ab; und dann nahm er ein Schwert, und ein Brot, das lag da. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin war eine schöne Jungfrau, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte, er hätte sie erlöst und sollte ihr

ganzes Reich haben; in einem Jahre sollt' er kommen und die Hochzeit mit ihr feiern. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen, eh' es zwölf schläge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, darin stand ein schönes, frischgebedecktes Bett und weil er müd' war, wollt' er sich erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein, wie er aber erwachte, schlug es drei Viertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen, und schöpfte sich einen Becher, der daneben stand, voll, und eilte daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Thor hinausging, da schlug's zwölf, und das Thor fuhr zu, so heftig, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens hatte und ging heimwärts und wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: „damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals alle.“ Da dachte der Prinz, ohne deine Brüder willst du zum Vater nicht nach Haus kommen und sprach: „lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind, die waren früher, als ich, nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wieder kommen.“ „Zwischen zwei Bergen sind sie eingeschlossen, sprach der Zwerg, dahin hab' ich sie verwünscht, weil sie so übermüthig waren.“ Da bat der Prinz so lange, bis sie der Zwerg wieder los ließ, aber er sprach noch: „hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz.“

Wie sie nun kamen, da freute er sich und erzählte ihnen alles, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst habe, die wolle ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden und er bekäm ein großes Reich. Darnach ritten sie zusammen fort und geriethen in ein Land, wo Hunger und Krieg war und der König glaubte schon, er sollte verderben in der Noth; da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, damit speiste und sättigte er sein ganzes Reich, und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert und damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und sein Schwert wieder zurück und die drei Brüder ritten weiter; sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert und hatte nun drei Reiche gerettet. Und darnach setzten sie sich auf ein Schiff und fuhren über's Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden ältesten unter sich: „der jüngste hat das Wasser gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt und er wird uns unser Glück wegnehmen.“ Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten mit einander, daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten aber bis er einmal fest eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein.

Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem Kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwasser getrunken, da ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an und sagten, er habe ihn vergiften wollen, das rechte Wasser des Lebens hätten sie gefunden und mitgebracht, und reichten es dem König. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine Krankheit verschwinden und ward stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Darnach gingen die beiden zu dem jüngsten, spotteten sein und sagten: „nun, hast du das Wasser des Lebens gefunden? du hast die Mühe gehabt und wir den Lohn, du hättest die Augen aufthun sollen, wir haben dir's genommen, wie du auf dem Meere eingeschlafen warst. Ueber's Jahr da holt sich einer von uns deine schöne Königstochter; aber hüt' dich, daß du davon nichts dem Vater verräthst, er glaubt dir doch nicht und wenn du ein Wort sagst, so sollst du auch noch dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dir's geschenkt seyn.“

Der alte König aber war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte, er hätte ihm nach dem Leben getrachtet, also ließ er den Hof versammeln und das Urtheil über ihn sprechen, daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt, und nichts davon wußte, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren, und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm: „lieber Jäger, was fehlt dir?“ der Jäger sprach: „ich kann's nicht

sagen und soll es doch.“ Da sprach der Prinz: „sag's nur heraus, was es ist, ich will dir's verzeihen.“ — „Ach, sagte der Jäger, ich soll euch todeschützen, der König hat mir's befohlen.“ Da erschrak der Prinz und sprach: „lieber Jäger, laß mich leben, da geb' ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein schlechtes.“ Der Jäger sagte: „das will ich gern thun, ich hätte doch nicht nach euch schießen können.“ Da nahm der Jäger des Prinzen Kleid und der Prinz das schlechte vom Jäger und ging fort in den Wald hinein.

Ueber eine Zeit, da kamen beim alten König drei Wagen mit Geschenken an Gold und Edelsteinen für seinen jüngsten Sohn, sie waren aber von den drei Königen geschickt, denen der Prinz das Schwert und das Brot geliehen, womit sie die Feinde geschlagen und ihr Land ernährt hatten. Das fiel dem alten König auf's Herz und er dachte, sein Sohn könnte doch unschuldig gewesen seyn und sprach zu seinen Leuten: „ach! wär' er noch am Leben, wie thut mir's so herzlich leid, daß ich ihn habe tödten lassen.“ „So hab' ich ja recht gethan, sprach der Jäger, ich hab' ihn nicht todt schießen können,“ und sagte dem König, wie es zugegangen wäre. Da war der König froh und ließ bekannt machen in allen Reichen, sein Sohn solle wieder kommen, er nehme ihn in Gnaden auf.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Leuten, wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der

rechte, und den sollten sie einlassen, wer aber daneben käme, der wär' der rechte nicht und den sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteste, er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für ihren Erlöser ausgeben, da bekam er sie zur Gemahlin und das Reich dabei. Also ritt er fort; als er vor das Schloß kam und die schöne goldene Straße sah, dachte er: „ei, das wäre jammerschade, wenn du darauf rittest,“ lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor's Thor kam, sagten die Leute zu ihm, er wär' der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er: „ei! es wäre jammerschade, das könnte etwas abtreten,“ lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor's Thor kam, sagten die Leute, er wär' der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Leid vergessen. Also machte er sich auf und dachte immer an sie und wär' gern schon bei ihr gewesen und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüber hin und als er vor's Thor kam, ward es aufgethan und die Königstochter empfing ihn mit Freuden, und sagte, er wär' ihr Erlöser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß ihn sein Vater habe zu sich entkoren und ihm verziehen. Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen, und er doch dazu geschwiegen.

hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich auf's Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

98.

Doctor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doctor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doctor gerade zu Tisch, da sah der Bauer was er schön aß und trank und das Herz ging ihm darnach auf und er wär' auch gern ein Doctor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doctor werden. „O ja, sagte der Doctor, das ist bald geschehen, erstlich kauf dir ein ABC-Buch, so eins, wo vorne ein Gdckelhahn drin ist; mach' deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doctorrei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ich bin der Doctor Allwissend; und das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig geboctert, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doctor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen mußte, wo das Geld hinkommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus in's Dorf

und fragte bei ihm an, ob er der Doctor Allwissend wäre? „Ja, der wär' er.“ — „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wiederschaffen;“ „o ja, aber die Grethe seine Frau müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in dem Wagen sitzen und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adelichen Hof kamen, war der Tisch gedeckt; da sollt' er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau die Grethe auch,“ sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, rief der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der erste.“ Und meinte, es wär' derjenige, welcher das erste Essen brachte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen, das ist der erste Dieb und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „der Doctor weiß alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wär' der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie der nun mit seiner Schüssel herein kam, rief der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verbedekte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doctor, er sollte seine Kunst zeigen und rathen was darunter lag, es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußt' nicht, wie er sich helfen sollte und sprach: „ach ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „da! er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er blinzelte den Doctor an, er mögt' einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen, sie wollten's ja gern herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte; es ging ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doctor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der süßte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doctor noch mehr wußte. Der saß aber und schlug sein ABC-Buch auf, blätterte darin hin und her und suchte den Gockelhahn, weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wär' gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „der Mann weiß alles!“ Nun zeigte der Doctor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

99.

Der Geist im Glas.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die späte Nacht; als er sich endlich etwas Geld zusammen gespart hatte, sprach er zu seinem Jungen: „du bist mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit sauerem Schweiß

erwerben, zu deinem Unterricht anwenden; wenn du etwas recht: ichoffenes lernst, so kannst du mich im Alter ernähren, wenn ich einst daheim sitzen muß und meine Glieder steif geworden sind.“ Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, so daß ihn seine Lehrer rühmten und blieb eine Zeit lang dort; als er ein paar Schulen durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war das Wischen Armuth, das der Vater erworben, drauf gegangen und er mußte wieder zu ihm heim kehren. „Ach, sprach der Vater betrübt, ich kann dir nichts mehr geben und kann in der theuern Zeit auch keinen Heller mehr verdienen, als das tägliche Brot.“ „Lieber Vater, antwortete der Sohn, macht euch darüber keine Gedanken, wenns Gottes Wille also ist, so wird's zu meinem Besten ausschlagen; ich will mich schon drein schicken: ich bleibe bei euch und gehe mit hinaus in den Wald, um etwas am Walterholz (d. h. am Zuhauen und Aufrichten) zu verdienen.“ „Ja, mein Sohn, sagte der Vater, das soll dir beschwerlich ankommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus; ich habe auch nur eine Art und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen.“ „Geht nur zum Nachbar, antwortete der Sohn, der leiht euch seine Art so lange, bis ich mir selbst eine verdient habe.“

Da ging der Vater zum Nachbar und borgte eine Art und am andern Morgen, wie der Tag anbrach, gingen sie mit einander hinaus in den Wald. Der Sohn half dem Vater und war ganz munter und frisch dabei. Als nun die Sonne über ihnen stand, sprach der Vater: „wir wollen rasten und Mittag halten,

hernach gehts noch einmal so gut.“ Der Sohn nahm sein Brot in die Hand und sprach: „ruht euch nur aus, Vater, ich bin nicht müd‘, ich will in dem Wald ein wenig auf und abgehen und Vogelnester suchen.“ „O du Geck! sprach der Vater, was willst du da herum laufen, hernach bist du müd‘ und kannst den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und setz dich zu mir.“

Der Sohn aber ging in den Wald, aß sein Brot ganz fröhlich und sah in die grünen Zweige hinein, ob er etwa ein Nest entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer großen, gefährlichen Eiche kam, die gewiß schon viele hundert Jahre da gestanden, und die keine fünf Menschen umspannt hätten. Er blieb stehen und sah sie an und dachte, es muß doch mancher Vogel sein Nest hinein gebaut haben! da dächte ihm auf einmal, als hörte er eine Stimme. Er horchte darnach und vernahm, wie es mit so einem recht dumpfen Ton rief: „laß mich heraus! laß mich heraus!“ Er sah sich rings um, konnte aber nichts entdecken, auch war es ihm, als ob die Stimme unten aus der Erde käme; da rief er: „wo bist du?“ Die Stimme antwortete: „da unten stecke ich, bei der Eichwurzel! laß mich heraus! laß mich heraus!“ Der Schüler fing an unter dem Baum aufzuzäumen und bei den Wurzeln zu suchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine Glasflasche entdeckte. Er hob sie in die Höhe und hielt sie gegen das Licht, da sah er ein Ding, gleich einem Frosch gestaltet, das sprang darin auf und nieder. Laß mich heraus! laß mich heraus! rief von neuem, und der Schüler, der an nichts Böses dachte, nahm den Pfropfen von der Flasche ab.

Xli:

Als bald stieg ein Geist heraus und fing an zu wachsen und nahm in jedem Augenblick so gewaltig zu, daß er halb als ein entsetzlicher Kerl, und wie der halbe Baum so groß, vor dem Schüler stand. „Weißt du, rief er mit einer fürchterlichen Stimme, was dein Lohn dafür ist, daß du mich heraus gelassen hast?“ „Nein, antwortete der Schüler ohne Furcht, wie soll ich das wissen!“ „So will ich dir's sagen, rief der Geist, den Hals muß ich dir dafür brechen!“ „Das hättest du mir früher sagen sollen, antwortete der Schüler, so hätte ich dich stecken lassen; mein Kopf aber soll vor dir wohl feststehen, da müssen mehr Leute gefragt werden.“ „Mehr Leute hin, mehr Leute her! deinen verdienten Lohn den sollst du haben!“ „Denkst du, ich war aus Gnade da so lange Zeit eingeschlossen worden, nein es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Mercurius, wer mich losläßt, dem muß ich den Hals brechen.“ „Gachte, antwortete der Schüler, so geschwind geht das nicht, erst muß ich auch wissen, daß du wirklich in der kleinen Flasche gefessen und du der rechte Geist bist; kannst du auch wieder hinein, so will ich's glauben und dann magst du mit mir anfangen, was du willst.“ „O, sprach der Geist hochmüthig, das ist mir ein geringes,“ und zog sich zusammen und machte sich so dünn und klein, wie er anfangs gewesen, also daß er durch dieselbe Oeffnung und den Hals der Flasche wieder hineinkroch. Kaum aber war er darin, so drückte der Schüler den abgezogenen Pfropfen wieder auf und warf die Flasche unter die Eichwurzeln an ihren alten Platz und der Geist war betrogen.

Nun wollte der Schüler zu seinem Vater zurückgehen, aber der Geist rief ganz kläglich und sprach: „ach! laß mich doch heraus! laß mich doch heraus!“ „Nein, antwortete der Schüler, zum zweitenmale nicht wieder; wer mir einmal nach dem Leben gestrebt hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder gefangen habe.“ „Mach mich frei, rief der Geist, so will ich dir so viel geben, daß du dein Lebtag genug hast.“ „Nein, antwortete der Schüler, du betrügst mich, wie das erstemal.“ „Du verschmerzest dein Glück, sprach der Geist, ich will dir nichts thun, sondern dich reichlich belohnen.“ Der Schüler dachte, ich will's wagen, vielleicht hält er Wort und anhaben soll er mir doch nichts; da nahm er den Pfropfen ab, und der Geist stieg wie das vorigemal heraus, dehnte sich auseinander und ward gewaltig groß. Da reichte er dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaster und sprach: „wenn du mit dem einen Ende eine Wunde bestreichst, so heilt sie, und wenn du mit dem anderen Stahl und Eisen bestreichst, so wird es in Silber verwandelt seyn.“ „Das muß ich erst versuchen,“ sprach der Schüler, ging an einen Baum und rigte die Rinde mit seiner Art und bestrich sie mit dem einen Ende des Pflasters, alsbald schloß sie sich wieder zusammen und war geheilt. „Nun, es hat seine Richtigkeit, sprach er zum Geist, jetzt können wir uns trennen.“ Der Geist dankte ihm für seine Erlösung, und der Schüler dankte dem Geist für sein Geschenk und ging zurück zu seinem Vater.

„Wo bist du herumgelaufen? sprach der Vater, und hast die Arbeit vergessen; ich hab's ja gleich gesagt, daß du nichts thun

würdest.“ „Geht euch zufrieden, Vater, ich will's nachholen.“ „Ja nachholen, sprach der Vater zornig, das hat keine Art.“ „Habt acht, Vater, den Baum da will ich gleich einhauen, daß er umkrachen soll.“ Da nahm er sein Pflaster, bestrich die Art damit und that einen gewaltigen Hieb, aber das Eisen war in Silber verwandelt und die Schärfe legte sich ganz um. „Ei Vater, seht einmal, was habt ihr mir für eine schlechte Art gegeben, die ist ganz schief geworden!“ Da erschrak der Vater und sprach: „ach, was hast du gemacht! nun muß ich die Art bezahlen und weiß nicht womit; das ist der Rugen, den ich von deiner Arbeit habe.“ „Werdet nicht böse, antwortete der Sohn, die Art will ich schon bezahlen.“ „O du Dummbart, rief der Vater, wovon willst du sie bezahlen? du hast nichts, als was ich dir gebe; das sind Studentenkniffe, die dir im Kopf stecken, vom Holzhacken hast du keinen Verstand.“

Ueber ein Weilchen sprach der Schüler: „Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Feierabend machen.“ „Ei was, antwortete er, meinst du ich wollte auch die Hände in den Schooß legen, wie du? ich muß noch schaffen, du kannst dich heim packen.“ „Vater, ich bin zum erstenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht nur mit mir.“ Weil sich der Zorn gelegt hatte, so ließ er sich endlich bereben und ging mit ihm heim. Da sprach er zum Sohn: „geh und verkauf die verschändete Art und sieh zu, was du dafür kriegst; das übrige muß ich verdienen, um sie zu bezahlen.“ Der Sohn nahm die Art und trug sie in die Stadt zu einem Goldschmied, der pro-

birte sie, legte sie auf die Wage und sprach: „sie ist vierhundert Thaler werth, so viel hab' ich nicht baar.“ Der Schüler sprach: „geht mir, was ihr habt, das übrige will ich euch borgen.“ Der Goldschmied gab ihm dreihundert Thaler und blieb einhundert noch schuldig. Darauf ging der Schüler heim und sprach: „Vater, ich habe Geld, geht und fragt, was der Nachbar für die Art haben will.“ „Das weiß ich schon, antwortete der Alte, einen Thaler sechs Groschen.“ „So gebt ihm zwei Thaler zwölf Groschen, das ist das Doppelte und ist genug; seht ihr, ich habe Geld in Ueberfluß;“ und gab dem Vater einhundert Thaler und sprach: „es soll euch niemals fehlen, lebt nach eurer Bequemlichkeit.“ „Wein Gott, sprach der Alte, wie bist du zu dem Reichtum gekommen?“ Da erzählte er ihm wie alles zugegangen wäre, und wie er im Wald im Vertrauen auf sein Glück einen so reichen Fang gethan. Mit dem übrigen Geld aber zog er wieder hin auf die hohe Schule und lernte weiter, und weil er mit seinem Pflaster alle Wunden heilen konnte, ward er der berühmteste Doctor auf der ganzen Welt.

100.

Des Teufels ruhiger Bruder.

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und wußte sich nicht mehr zu helfen. Da ging er hinaus in den Wald und als er ein Weibchen gegangen war, begegnete ihm ein kleines Männchen, das war aber der Teufel. Das Männchen sagte zu ihm:

„was fehlt dir? du siehst ja so trübselig aus.“ Da sprach der Soldat: „ich habe Hunger und kein Geld.“ Der Teufel sagte: „willst du dich bei mir vermietzen und mein Knecht seyn, so sollst du für dein Lebtag genug haben; sieben Jahre sollst du mir dienen, dann bist du wieder frei, aber eins sag ich dir, du darfst dich nicht waschen, nicht kämmen, nicht schnippen, keine Nägel und Haare abschneiden und kein Wasser aus den Augen wischen.“ Der Soldat sprach: „wohlan so solls seyn!“ und ging mit dem Männchen fort, das führte ihn nun geradeswegs in die Hölle hinein. Da sagte es ihm, was er zu thun habe: er mußte das Feuer schüren unter den Kesseln, wo die Höllebraten brin saßen, das Haus rein halten, den Kehrbrett hinter die Thüre tragen und überall auf Ordnung sehen, aber guckt' er ein einziges Mal in die Kessel hinein, so sollt's ihm schlimm gehen. Der Soldat sprach: „es ist gut, ich will's schon besorgen.“ Da ging nun der alte Teufel wieder hinaus auf seine Wanderung und der Soldat trat seinen Dienst an, legte Feuer zu,kehrte und trug den Kehrbrett hinter die Thüre; wie der alte Teufel wieder kam, war er zufrieden und ging zum zweitenmal fort. Der Soldat schaute sich nun einmal recht um, da standen die Kessel rings herum in der Hölle und war ein gewaltiges Feuer darunter, und es kochte und brugelte darin. Da häßt' er für sein Leben gern hineingeschaut, es war ihm aber so streng verboten; endlich konnt' er sich nicht mehr anhalten, ging herbei und hob vom ersten Kessel ein klein Wischen den Deckel auf und guckte hinein. Da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen: „aha! Vogel,

sprach er, treff' ich dich hier! du hast mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" ließ geschwind den Deckel fallen, schürte das Feuer und legte noch frisch zu. Darnach ging er zum zweiten Kessel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da saß sein Hähnrich darin: „aha! Vogel, treff' ich dich hier, du hast mich gehabt, jetzt hab' ich dich," machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der sollt' ihm erst recht heiß machen. Nun wollt' er auch sehen, wer im dritten Kessel säße, da war's gar sein General: „aha! Vogel, treff' ich dich hier! du hast mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" holte den Blasbalg und ließ das Hölle Feuer recht unter ihm flackern. Also that er sieben Jahr seinen Dienst in der Hölle, wusch sich nicht, kämte sich nicht, schnippte sich nicht, schnitt sich die Nägel und Haare nicht, und wuschte sich kein Wasser aus den Augen, und die sieben Jahr waren ihm so kurz, daß er meinte, es wär' nur ein halb Jahr gewesen. Wie nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und sagte: „nun, Hans, was hast du gemacht?" — „Ich hab' das Feuer unter den Kesseln geschürt, ich hab' gekehrt und den Kehrdreck hinter die Thüre getragen." — „Aber du hast auch in die Kessel geguckt; dein Glück ist, daß du noch Holz zugelegt hast, sonst war dein Leben verloren; jetzt ist deine Zeit herum, willst du wieder heim?" „Ja, sagte der Soldat, ich wollt' auch gern sehen, was mein Vater daheim macht." Sprach der Teufel: „damit du deinen verdienten Lohn kriegst, geh' und raff' dir deinen Kanten voll Kehrdreck und nimm's mit nach Haus, du sollst auch gehen ungewaschen und ungekämmt, mit langen Haaren am Kopf und am

Bart, mit ungeschnittenen Nägeln und mit trüben Augen, und wenn du gefragt wirst, woher du kämst, sollst du sagen: aus der Hölle; und wenn du gefragt wirst, wer du wärst, sollst du sagen: des Teufels ruhiger Bruder und mein König auch." Der Soldat schwieg still und that was der Teufel sagte, aber er war mit seinem Lohn gar nicht zufrieden.

Wie er nun wieder auf die Welt kam und im Wald war, hob er seinen Ranzen vom Rücken und wollte ihn ausschütten; wie er ihn aber öffnete, so war der Rehrbeck pureß Gold geworden. Als er das sah, war er vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem Wirthshaus stand der Wirth und wie er ihn herankommen sah, erschrak er, weil Hans so entseßlich aussah, ärger als eine Vogelscheu, und rief ihn an: „woher kommst du?“ — „Aus der Hölle.“ — „Wer bist du?“ — „Des Teufels sein ruhiger Bruder, und mein König auch.“ Nun wollte der Wirth ihn nicht einlassen, wie er ihm aber das Gold zeigte, ging er und klinkte dem Hans selber die Thüre auf. Da ließ er sich die beste Stube geben, köstlich aufwarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmte sich nicht, wie ihm der Teufel geheißen hatte, und legte sich endlich schlafen. Dem Wirth aber war der Ranzen voll Gold vor den Augen und ließ ihm keine Ruh, bis er in der Nacht hinschlich und ihn wegkahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, dem Wirth bezahlen und weiter gehen wollte, da war sein Ranzen weg. Er saßte sich aber kurz, dachte, du bist ohne Schuld unglücklich gewesen, und kehrte wieder um, geradezu in die Hölle; da klagte er

es dem alten Teufel und bat ihn um Hülfe. Der Teufel sagte: „setz dich, ich will dich waschen, kämmen, schnippen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen auswischen,“ und als er fertig mit ihm war, gab er ihm den Ranzen wieder voll Rehrbreit und sprach: „geh hin und sag' dem Wirth, er sollt' dir dein Gold wieder herausgeben, sonst wollt' ich kommen und ihn abholen an deinen Plag.“ Hans ging hinauf und sprach zum Wirth: „du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinen Plag und sollst aussehen wie ich.“ Da gab ihm der Wirth das Gold und noch mehr dazu und bat ihn nur still davon zu sehn, und Hans war nun ein reicher Mann.

Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Linnenkittel auf den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte er bei dem Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein alter König im Land, vor dem mußte er spielen, und der gerieth darüber in solche Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte, daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel heirathen sollte, sprach sie: „eh ich das thät, wollt' ich lieber in's tieffte Wasser gehen.“ Da gab ihm der König die jüngste, die wollt's ihrem Vater zu Liebe gern thun, und also bekam des Teufels ruhiger Bruder die Königstochter, und als der alte König gestorben war, auch das ganze Reich.

Der Teufel Grünroß.

Es waren drei Brüder, die stießen den jüngsten immer zurück, und als sie ausgehen und in die Welt ziehen wollten, sprachen sie zu ihm: „wir brauchen dich nicht, du kannst allein wandern.“ Also verließen sie ihn und er mußte allein für sich ziehen, kam auf eine große Heide und war sehr hungrig. Auf der Heide aber stand ein Ring von Bäumen, darunter setzte er sich und weinte. Auf einmal hörte er ein Brausen, und wie er aufsah, da kam der Teufel daher in einem grünen Roß und mit einem Pferdefuß und redete ihn an: „was fehlt dir, warum weinst du?“ Da klagte er ihm seine Noth und sagte: „meine Brüder haben mich verstoßen.“ Da sprach der Teufel: „ich will dir wohl helfen, zieh diesen grünen Roß an, der hat Taschen, die sind immer voll Geld, du magst hineingreifen, wann du willst; aber dafür verlange ich, daß du dich in sieben Jahren nicht wäschst, deine Haare nicht kämmst und nicht betest. Stirbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, so bist du frei und bist reich dazu auf dein Lebtag.“ Da trieb ihn die Noth, daß er dem Teufel zusagte und dieser zog den grünen Roß aus und er zog ihn an, und wie er seine Hand in die Tasche steckte, hatte er sie voll Geld.

Nun ging er mit dem grünen Roß in die Welt, das erste Jahr war's gut, was er sich nur wünschte, konnte er mit seinem Geld bezahlen, und er ward noch ziemlich für einen Menschen

angesehen. Im zweiten Jahr giengs schlimmer, da waren die Haare ihm schon so lang gewachsen, daß ihn niemand erkennen konnte und niemand wollt' ihn herbergen, weil er so abscheulich ausseh. Und je länger, je ärger ward es, er gab aber den Armen überall viel Geld, damit sie für ihn beten möchten, daß er in den sieben Jahren nicht stürbe und in die Hände des Teufels fielen. Da kam er einmal im vierten Jahre in ein Wirthshaus, der Wirth wollt' ihn auch nicht aufnehmen, er zog aber einen Haufen Geld heraus und bezahlte vorher, da erhielt er endlich eine Stube. Abends hörte er im Nebenzimmer ein laut Jamern, da ging er hin und sah einen alten Mann darin sitzen, der weinte und beklagte sich und sagte zu ihm, er solle nur wieder weggehen, er könne ihm doch nicht helfen. Da fragte er ihn, was ihm fehle; der Alte sprach, er hätte kein Geld und wär viel im Wirthshaus schuldig, nun hätten sie ihn so lange festgesetzt, bis er bezahlte. Da sagte der im grünen Rock: „wenn's weiter nichts ist, Geld hab ich genug, das will ich schon bezahlen,“ und machte den Alten frei.

Der Alte aber hatte drei schöne Töchter und sprach zu ihm, er sollte mit ihm gehen und zur Belohnung eine davon zur Frau haben. Da ging er mit ihm, wie sie aber zu Haus ankamen und die älteste ihn sah, schrie sie, daß sie einen so entsetzlichen Menschen, der gar keine menschliche Gestalt mehr habe und wie ein Bär aussehe, heirathen solle; die zweite lief auch fort und wollte lieber in die weite Welt gehen; die jüngste aber sprach: „lieber Vater, weil ihr es versprochen habt und er euch auch in

der Roth geholfen, so will ich euch gehorsam seyn.“ Da nahm der Grünrock einen Ring von seinem Finger und brach ihn durch, gab ihr die eine Hälfte und behielt die andere für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine schrieb er ihren, und sagte, sie möchte den halben Ring gut aufheben. Da blieb er noch ein Weilchen bei ihr und sprach dann: „nun muß ich Abschied nehmen, drei Jahre bleib ich aus und so lange sei mir treu, dann komm ich wieder und soll unsere Hochzeit seyn, bin ich aber in drei Jahren nicht zurück, so bist du frei, denn da bin ich todt; bet' aber für mich, daß mir Gott das Leben schenke.“

In den drei Jahren machten sich nun die beiden ältesten Schwestern recht lustig über die jüngste und sagten, sie müßten einen Bär zum Manne nehmen, und kriegte nicht einmal einen ordentlichen Menschen. Sie aber schwieg still und dachte, du mußt deinem Vater gehorchen, es mag kommen wie es will. Der Grünrock aber zog in der Welt herum, griff oft in die Tasche und kaufte für seine Braut das Schönste was ihm nur vor die Augen kam, that nichts Böses, sondern Gutes, wo er konnte, und gab den Armen, daß sie für ihn beteten. Da erzeigte ihm Gott die Gnade, daß die drei Jahre verflossen und er gesund und lebendig blieb. Wie nun die Zeit herum war, ging er wieder hinaus auf die Heide und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Da sauste es wieder ganz gewaltig daher und der Teufel kam ganz brummend und giftig und warf ihm seinen alten Rock hin und forberte den grünen. Da zog ihn der Jüngling mit Freuden aus und reichte ihn dem Teufel und war nun frei und reich auf

immer. Dann ging er nach Haus, machte sich rein und pugte sich aus und zog fort zu seiner Braut. Als er an's Thor kam, begegnete ihm der Vater; er grüßte ihn und gab sich als den Bräutigam an, aber der Vater erkannte ihn nicht und wollte ihm nicht glauben. Da ging er hinauf zur Braut, die wollte ihm auch nicht glauben. Endlich fragte er, ob sie den halben Ring noch habe. Da sagte sie ja, ging hin und holte ihn; er aber zog den seinen heraus und hielt ihn daran, da paßten sie zusammen und war es gewiß, daß es niemand als ihr Bräutigam seyn konnte. Und wie sie nun sah, daß es ein schöner Mann war, freute sie sich und hatte ihn lieb und sie hielten Hochzeit miteinander; die beiden Schwestern aber, weil sie ihr Glück versäumt hatten, waren so böse, daß am Hochzeitstag die eine sich ersäufte, die andere sich erhenkte. Am Abend klopfte und brummte etwas an der Thüre und als der Bräutigam hinging und aufmachte, so war's der Teufel im grünen Rock, der sprach: „siehst du, da hab' ich nun zwei Seelen für deine eine!“

102.

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerzeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spaziren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ — „Das ist der König der Vögel, sagte der Wolf, vor dem müssen wir uns neigen;“ es war aber der

Baunkönig. „Wenn das ist, sagte der Bär, möchte ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst, sprach der Wolf, du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch und wollten ihre Zungen äßen. Der Bär wäre gern nun gleich hintenbrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „nein, du mußt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin; „ist das der königliche Palast? sagte der Bär, das ist ein elender Palast! ihr seyd auch keine KönigsKinder, ihr seyd unehrliche Kinder!“ Wie das die jungen Baunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrien: „Win, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute, Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Baunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „wir essen kein Fliegenbeinchen und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „seyd nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Fleg darauf mit der Frau Königin dem

Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Brummbär, du haßt meine Kinder gescholten, das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Gethier berufen: Dachs, Esel, Hind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Baunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Baunkönig Rundschaffer aus, wer der kommandirende General des Feindes war. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Gethier, du sollst General seyn und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da sprach der Fuchs: „Ich hab' einen schönen, langen, bauschigten Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch, wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut und ihr müßt drauf los marschiren, laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verrieth dem Baunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu! da kam das vierfüßige Gethier dahergerennt mit Gebräus, daß die Erde zitterte; Baunkönig mit seiner Armee kam auch

durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem Angst wurde; und gingen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen, beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wär' verloren und gingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder seyd fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „noch essen wir nicht, der Bär soll erst vor's Nest kommen und Abbitte thun und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären, und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Eiß zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf legten sich die jungen Zaunkönige zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

103.

Vom süßen Brei.

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald und begegnete ihm darin eine alte Frau, die wußte seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Topfchen, zu dem sollt' es sagen: „Topfchen Koch!“ so kochte es guten, süßen Hirsenbrei, und wenn es sagte: „Topfchen Steh!“ so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim und nun waren sie ihrer Armuth und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei, so oft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter: „Topfchen Koch!“ da kocht es und sie ist sich satt; nun will sie, daß das Topfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort und der Brei steigt über den Rand heraus, und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die größte Noth und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim und spricht nur: „Topfchen Steh!“ da steht es und hört auf zu kochen, und wenn sie wieder in die Stadt wollten, haben sie sich durchessen müssen.

104.

Die treuen Thiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte gar nicht viel Geld, und mit dem wenigen das ihm übrig blieb, zog er in die weite Welt. Da kam er in ein Dorf, wo die Jungen zusammen liefen, schrien und lärmten. „Was habt ihr vor, ihr Jungen?“ fragte der Mann. „Ei, antworteten sie, da haben wir eine Maus, die muß uns tanzen, seht einmal, was das für ein Spaß ist! wie die herumtrippelt!“ Den Mann aber dauerte das arme Thierchen und er sprach: „laßt die Maus laufen, ihr Jungen, ich will euch auch Geld geben.“ Da gab er ihnen Geld und sie ließen die Maus gehen, die lief, was sie konnte, in ein Loch hinein. Der Mann ging fort und kam in ein anderes Dorf, da hatten die Jungen einen Affen, der mußte tanzen und Purzelbäume machen, und sie lachten darüber und ließen dem Thier keine Ruh. Da gab ihnen der Mann auch Geld, damit sie den Affen losließen. Darnach kam der Mann in ein drittes Dorf, da hatten die Jungen einen Bären und ließen ihn tanzen, und wenn er das zu brummte, war's ihnen eben recht. Da kaufte ihn der Mann auch los, und der Bär war froh, daß er wieder auf seine vier Beine kam und trabte fort.

Der Mann aber hatte nun sein Bißchen übriges Geld ausgegeben und keinen rothen Heller mehr in der Tasche. Da sprach er zu sich selber: „der König hat so viel in seiner Schatzkammer, was er nicht braucht, Hungers kannst du nicht sterben, du willst

da etwas nehmen, und wenn du wieder zu Geld kommst, kannst du's ja wieder hineinlegen." Also machte er sich über die Schatzkammer, und nahm sich ein wenig davon, allein beim Heraus-schleichen ward er von den Leuten des Königs erwischt. Sie sagten, er wäre ein Dieb und führten ihn vor Gericht, da ward er verurtheilt, daß er in einem Kasten sollte aufs Wasser gesetzt werden. Der Kastenbeckel war voll Löcher, damit Luft hinein konnte, auch ward ihm ein Krug Wasser und ein Laib Brot mit hinein gegeben. Wie er nun so auf dem Wasser schwamm und recht in Angst war, hört er was Krabbeln am Schloß, nagen und schnauben, auf einmal springt das Schloß selber auf und der Deckel in die Höhe, und stehen da Maus, Affe und Bär, die hatten's gethan; weil er ihnen geholfen, wollten sie ihm wieder helfen. Nun wußten sie aber nicht, was sie noch weiter thun sollten und rathschlagten mit einander, indem kam ein weißer Stein auf dem Wasser daher geschwommen, der sah aus wie ein rundes Ei. Da sagte der Bär: „der kommt zu rechter Zeit, das ist ein Wunderstein, wem der eigen ist, der kann sich wünschen, wozu er nur Lust hat." Da fing der Mann den Stein, und wie er ihn in der Hand hielt, wünschte er sich ein Schloß mit Garten und Marstall, und kaum hatte er den Wunsch gesagt, so saß er in dem Schloß mit dem Garten und dem Marstall, und war alles so schön und prächtig, daß er sich nicht genug verwundern konnte.

Nach einer Zeit zogen Kaufleute des Wegs vorbei. „Sch einmal einer, riefen sie, was da für ein herrliches Schloß steht.

und das legtemal wie wir vorbeikamen, lag da noch schlechter Sand.“ Weil sie nun neugierig waren, gingen sie hinein und erkundigten sich bei dem Mann, wie er alles so geschwind hätte bauen können. Da sprach er: „das hab' ich nicht gethan, sondern mein Wunderstein.“ — „Was ist das für ein Stein?“ fragten sie. Da ging er hin und holte ihn und zeigte ihn den Kaufleuten. Die hatten große Lust dazu und fragten, ob er nicht zu erhandeln wäre, auch boten sie ihm alle ihre schönen Waaren dafür. Dem Manne stachen die Waaren in die Augen, und weil das Herz unbeständig ist, ließ er sich bethören, und meinte, die schönen Waaren seyen mehr werth, als sein Wunderstein und gab ihn hin. Kaum aber hatte er ihn aus den Händen gegeben, da war auch alles Glück dahin und er saß auf einmal wieder in dem verschlossenen Kasten auf dem Fluß mit einem Krug Wasser und einem Laib Brot. Die treuen Thiere, Maus, Affe und Bär, wie sie sein Unglück sahen, kamen wieder und wollten ihm helfen, aber sie konnten nicht einmal das Schloß aufsprengen, weil's viel fester war, als das erstemal. Da sprach der Bär: „wir müssen den Wunderstein wieder schaffen, ober es ist alles umsonst.“ Weil nun die Kaufleute in dem Schloß noch wohnten, gingen die Thiere mit einander hin, und wie sie nah dabei kamen, sagte der Bär: „Maus geh hin und guck durch's Schlüßelloch und sieh, was anzufangen ist, du bist klein, dich merkt kein Mensch.“ Die Maus war willig, kam aber wieder und sagte: „es geht nicht, ich hab' hinein geguckt, der Stein hängt unter dem Spiegel an einem rothen Bändchen und hüben und drüben

sigen ein paar große Ragen mit feurigen Augen, die sollen ihn bewachen.“ Da sagten die andern: „geh nur wieder hinein und wart' bis der Herr im Bett liegt und schläft, dann schleich dich durch ein Loch hinein und krieche auf's Bett und zwick' ihn an der Nase und beiß ihm seine Haare ab.“ Die Maus ging wieder hinein, und that wie die andern gesagt hatten, und der Herr wachte auf, rieb sich die Nase, war ärgerlich und sprach: „die Ragen taugen nichts, sie lassen mir die Mäuse die Haare vom Kopf abbeißen“ und jagte sie alle beide fort. Da hatte die Maus gewonnen Spiel.

Wie nun der Herr die andere Nacht wieder eingeschlafen war, machte sich die Maus hinein, knuperte und nagte an dem rothen Band, woran der Stein hing, so lang, bis es entzwei war und herunterfiel, dann schleifte sie's bis zu der Hausthür. Das ward aber der armen kleinen Maus recht sauer, und sie sprach zum Affen, der schon auf der Lauer stand: „nimm du nun deine Pfote und hol's ganz heraus!“ Das war dem Affen ein Leichtes, der trug den Stein und sie gingen so mit einander bis zum Fluß; da sagte der Affe: „wie sollen wir aber nun zu dem Rastern kommen?“ Der Bär sagte: „das ist bald geschehen, ich geh' ins Wasser und schwimme, Affe, setz du dich auf meinen Rücken, halt dich aber mit deinen Händen fest und nimm den Stein ins Maul; Mäuschen, du kannst dich in mein rechtes Ohr setzen.“ Also thaten sie und schwammen den Fluß hinab. Nach einer Zeit war's dem Bären so still, fing an zu schwätzen und sagte: „hör' Affe, wir sind doch brave Kameraden, was meinßt

du?“ — Der Affe aber antwortete nicht und schwieg still. „Ei! sagte der Bär, willst du mir keine Antwort geben? das ist ein schlechter Kerl, der nicht antwortet!“ Wie der Affe das hört, thut er das Maul auf, läßt den Stein ins Wasser fallen und sagt: ich konnt' ja nicht antworten, ich hatte den Stein im Mund, jetzt ist er fort, daran bist du allein Schuld.“ „Sei nur ruhig, sagte der Bär, wir wollen schon etwas erdenken.“ Da berathschlagten sie sich und riefen die Laubfrösche, Unken und alles Ungeziefer, das im Wasser lebt, zusammen und sagten: „es kommt ein gewaltiger Feind, macht, daß ihr viele Steine sammelt, so wollen wir euch eine Mauer bauen und euch schützen.“ Da erschrakn die Thiere und brachten Steine von allen Seiten herbeigeschleppt, endlich kam auch ein alter, dicker Quackfrosch recht aus dem Grund herauf gerudert und hatte das rothe Band mit dem Wunderstein im Mund. Wie der Bär das sah, war er vergnügt: „da haben wir, was wir wollen,“ nahm dem Frosch seine Last ab, sagte den Thieren, es sey schon gut und machte einen kurzen Abschied. Darauf fuhren die drei hinab zu dem Mann im Kasten, sprengten den Deckel mit Hülfe des Steins und kamen noch zu rechter Zeit, denn er hatte das Brot schon aufgezehrt und das Wasser getrunken und war schon halb verschmachtet. Wie er aber den Stein in die Hände bekam, da wünscht' er sich wieder frisch und gesund und in sein schönes Schloß mit dem Garten und Marstall und lebte vergnügt und die drei Thiere blieben bei ihm und hatten's gut ihr Lebelang.

Mährchen von der Unke.

I.

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine Unke gekrochen und senkte ihr Köpfchen in die Schüssel und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder und so eine Zeit lang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort bloß die Milch trank und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein bißchen auf den Kopf und sagte: „Ding,iß auch Brocken!“ Das Kind war seit der Zeit schön und groß geworden, seine Mutter aber stand gerade hinter ihm, und sah die Unke, da lief sie herbei und schlug sie todt; von dem Augenblick an ward das Kind mager und ist endlich gestorben.

II.

Ein Waisen-Mädchen saß an der Stadtmauer und spann, sah eine Unke herkommen. Da breitete es ein blau seiden Tuch, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen, neben sich aus. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Da nahm das Mädchen die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinnst; nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder, wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor

Leid ihr Hauptlein so lang dawider, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich todt da lag. Hätte das Mädchen die Arzene liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

(Die Unke ruft:) huhu! huhu! (Kind spricht:) Komm herut!
(Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen:) „hast du Rothstrümpfchen nicht gesehen?“ (Unke:) „Ne, ik og nit: wie du denn? huhu! huhu! huhu!“

106.

Der arme Müllerbursch und das Käzchen.

In einer Mühle dienten einmal drei Müllerburschen, worin nur ein alter Müller lebte ohne Frau und Kind. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gedient hatten, sagte er zu ihnen: „zieht einmal fort, und wer mir das beste Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben.“ Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem ghrnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal! Da gingen alle drei mit einander hinaus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernen Hans: „du kannst nur hier bleiben, du kriegst doch dein Lebtag keinen Gaul.“ Der Hans aber ging doch mit und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich

schlafen. Die zwei Klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort, ließen das Häschen liegen und meinten's recht fein gemacht zu haben; ja! es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle, er guckte sich überall um und rief: „ach Gott! wo bin ich!“ Da erhob er sich und kraselte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte: „wie soll ich nun zu einem Pferd kommen!“ Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Käzchen, sprach: „Hans, wo willst du hin?“ — „Ach! du kannst mir doch nicht helfen.“ — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl, sprach das Käzchen, du willst einen hübschen Gaul haben, komm mit mir und sey sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner, als du dein Lebtag einen gesehen hast.“ Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schloßchen, er mußte ihr dienen und alle Tage Holz klein machen, dazu kriegte er eine Art von Silber und die Reile und Eäge von Silber und der Schläger war von Kupfer. Nun da machte er's klein, blieb bei ihm, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als das bunte Käzchen. Einmal sagte es zu ihm: „geh hin und mäh meine Wiese und mach das Gras trocken“ und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wegstein, hieß ihm aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging der Hans hin und that was es heißen hatte, und als er fertig war und die Sense, den Wegstein und das Heu nach Haus brachte, fragte er, ob es ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein, sagte die Kaze,

du sollst mir erst noch einerlei thun, da ist Bauholz von Silber, Zimmerart, Winkelleisen und was nöthig ist, alles von Silber, daraus bau mir erst ein kleines Häuschen.“ Da baute der Hans das Häuschen fertig und sagte, er hätte nun alles gethan und noch kein Pferd; die sieben Jahre aber waren ihm herumgegangen, wie ein halbes. Fragte die Kage: ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja,“ sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf und weil sie die Thüre so aufmacht, da stehen zwölf Pferde: ach! die waren gewesen ganz stolz! die hatten geblänkt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leib darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken und sprach: „geh nun heim, dein Pferd geb' ich dir nicht mit, in drei Tagen aber komm' ich und bring' dir's nach;“ also ging Hans heim und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neu Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpichtes Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, da waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da, jeder hatte zwar ein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm. Sie fragten ihn: „Hans, wo hast du dein Pferd?“ — „In drei Tagen wird's nachkommen.“ Da lachten sie und sagten: „ja, du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegern, das wird was rechtes seyn!“ Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er sollte nicht an den Tisch kommen, er wär' zu zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand herein käme. Da gaben sie ihm sein Bißchen Essen hin-

aus, und wie sie Abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Gänsestallchen kriechen und sich auf ein wenig Stroh hineinlegen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, ei! die glänzten; daß es schön war und ein Bedienter der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerbursch, aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Käggchen, dem der arme Hans sieben Jahr gebient hatte. Sie fragte den Müller, wo der dritte Mahlbursch, der Kleinknecht, wäre? Da sagte der Müller: „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestall.“ Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken; da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Dannach wollte die Jungfrau die Pferde sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hätten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen; wie der Müller das sah, sprach er, so eins war ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das ist für den dritten Mahlbursch“ sprach sie. „Da muß er die Mühle haben,“ sagte der Müller; die Königstochter aber sprach, da war’ sein Pferd, er solle die Mühle auch behalten; und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren erst nach dem

kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß und ist alles darin von Silber und Gold, und da hat sie ihn geheirathet und war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll keiner sagen, daß wer albern ist, deshalb nichts rechts werden könne.

107.

Die Krähen.

Es hatte ein rechtschaffener Soldat etwas Geld verdient und zusammengespart, weil er fleißig war und es nicht, wie die andern, in den Wirthshäusern durchbrachte. Nun waren zwei von seinen Kameraden, die hatten eigentlich ein falsches Herz und wollten ihn um sein Geld bringen; sie stellten sich aber äußerlich ganz freundschaftlich an. Auf eine Zeit sprachen sie zu ihm: „hör, was sollen wir hier in der Stadt liegen, wir sind ja eingeschlossen darin, als wären wir Gefangene, und gar einer wie du, der könnt' sich daheim was ordentliches verdienen und vergnügt leben.“ Mit solchen Reden setzten sie ihm auch so lange zu, bis er endlich einwilligte und mit ihnen austreten wollte; die zwei andern hatten aber nichts anders im Sinn, als ihm draußen sein Geld abzunehmen. Wie sie nun ein Stück Wegs fortgegangen waren, sagten die zwei: „wir müssen uns da rechts einschlagen, wenn wir an die Gränze kommen wollen.“ — „Ei! Gott bewahre, da geht's gerade wieder in die Stadt zurück, links müssen wir weiter.“ — „Was! willst du dich mausig machen?“ riefen die zwei,

drangen auf ihn ein, schlugen ihn, bis er niederfiel, und nahmen ihm sein Geld aus den Taschen; das war aber noch nicht genug, sie stachen ihm auch die Augen aus, schleppten ihn zum Galgen und banden ihn daran fest. Da ließen sie ihn, und gingen mit dem gestohlenen Geld in die Stadt zurück.

Der arme Blinde mußte aber nicht, an welchem schlechten Ort er war, fühlte um sich und merkte, daß er unter einem Balken Holz saß. Da meinte er, es wäre ein Kreuz, sprach: „es ist doch gut von ihnen, daß sie mich wenigstens unter ein Kreuz gebunden haben, Gott ist bei mir,“ und fing an recht zu Gott zu beten. Wie es ungefähr Nacht werden mochte, hörte er etwas flattern; das waren aber drei Krähen, die ließen sich auf dem Balken nieder. Darnach hörte er, wie eine sprach: „Schwester, was bringt ihr Gutes? ja, wenn die Menschen wüßten, was wir wissen! die Königstochter ist krank und der alte König hat sie demjenigen versprochen, der sie heilt, das kann aber keiner, denn sie wird nur gesund, wenn die Kröte in dem Teich dort zu Asche verbrannt wird und sie die Asche trinkt.“ Da sprach die zweite: „ja, wenn die Menschen wüßten, was wir wissen! heute Nacht fällt ein Thau vom Himmel, so wunderbar und heilsam, wer blind ist und bestreicht seine Augen damit, der erhält sein Gesicht wieder.“ Da sprach auch die dritte, „ja, wenn die Menschen wüßten, was wir wissen! Die Kröte hilft nur einem und der Thau hilft nur wenigen, aber in der Stadt ist große Noth, da sind alle Brunnen vertrocknet und niemand weiß, daß der große viereckige Stein auf dem Markt muß weggenommen und darunter

gegraben werden, dort quillt das schönste Wasser.“ Wie die drei Krähen das gesagt hatten, hörte er es wieder flattern und sie flogen da fort! er aber machte sich allmählig von seinen Banden los, und dann bückte er sich und brach ein paar Gräserchen ab und bestrich seine Augen mit dem Thau, der darauf gefallen war. Als bald warb er wieder sehend und waren Mond und Sterne am Himmel und sah er, daß er neben dem Galgen stand. Danach suchte er Scherben, und sammelte von dem köstlichen Thau, so viel er zusammen bringen konnte und wie das geschehen war, ging er zum Teich, grub das Wasser davon ab und holte die Kröte heraus, und dann verbrannte er sie zu Asche und ging damit an des Königs Hof. Da ließ er nun die Königstochter von der Asche einnehmen und als sie gesund war, verlangte er sie, wie es versprochen war, zur Gemahlin. Dem König aber gefiel er nicht, weil er so schlechte Kleider an hatte, und er sprach, wer seine Tochter haben wollte, der mußte der Stadt erst Wasser verschaffen und damit hoffte er ihn los zu werden. Er aber ging hin, hieß den Leuten den viereckigen Stein auf dem Markt wegheben und darunter nach Wasser graben. Das thaten sie auch und kamen bald zu einer schönen Quelle, da war Wasser zum Ueberfluß; der König aber konnte ihm nun seine Tochter nicht länger abschlagen und er wurde mit ihr vermählt und lebten sie in ihrer vergnügten Ehe.

Auf eine Zeit, als er durch's Feld spaziren ging, begegneten ihm seine beiden ehemaligen Kameraden, die so treulos an ihm gehandelt hatten. Sie kannten ihn nicht, er aber erkannte sie

gleich, ging auf sie zu und sprach: „seht, das ist euer ehemaliger Kamerad, dem ihr so schändlich die Augen ausgestochen habt, aber der liebe Gott hat mir's zum Glück gedeihen lassen.“ Da fielen sie ihm zu Füßen und baten um Gnade, und weil er ein gutes Herz hatte, erbarmte er sich ihrer und nahm sie mit sich, gab ihnen auch Nahrung und Kleider. Er erzählte ihnen darnach, wie es ihm ergangen und wie er zu diesen Ehren gekommen wäre; als die zwei das vernahmen, hatten sie keine Ruhe und wollten auch eine Nacht sich unter den Galgen setzen, ob sie vielleicht auch etwas Gutes hörten. Wie sie nun unter dem Galgen saßen, flatterte auch bald etwas über ihren Häuftern und kamen die drei Krähen. Die eine sprach zur andern: „hört Schwestern, es muß uns jemand behorcht haben, denn die Prinzessin ist gesund, die Kröte ist fort aus dem Teich, ein Blinder ist sehend geworden und in der Stadt haben sie einen frischen Brunnen gegraben, kommt, laßt uns suchen, vielleicht finden wir ihn.“ Da flatterten sie herab und fanden die beiden und eh sie sich helfen konnten, saßen sie ihnen auf den Köpfen und hackten ihnen die Augen aus und hackten weiter so lange ins Gesicht, bis sie ganz tobt waren. Da blieben sie liegen unter dem Galgen. Als sie nun in ein paar Tagen nicht wieder kamen, dachte ihr ehemaliger Kamerad, wo mögen die zwei herumirren und ging hinaus, sie zu suchen. Da fand er aber nichts mehr, als ihre Gebeine, die trug er vom Galgen weg und legte sie in ein Grab.

Hans mein Igel.

Es war ein reicher Bauer, der hatte mit seiner Frau keine Kinder; öfters, wenn er mit den andern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie ihn und fragten, warum er keine Kinder hätte. Da ward er einmal zornig und als er nach Haus kam, sprach er: „ich will ein Kind haben und sollt's ein Igel seyn.“ Da kriegte seine Frau ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge, und als sie das Kind sah, erschrak sie und sprach: „siehst du, du hast uns verwünscht!“ Da sprach der Mann: „was kann das alles helfen, getauft muß der Junge werden, aber wir können keinen Gevatter dazu nehmen.“ Die Frau sprach: „wir können ihn auch nicht anders taufen als Hans mein Igel.“ Als er getauft war, sagte der Pfarrer: „der kann wegen seiner Stacheln in kein ordentlich Bett kommen.“ Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre und sein Vater war ihn müde, und dachte, wenn er nur stürbe; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun trug es sich zu, daß in der Stadt ein Markt war und der Bauer wollte darauf gehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. „Ein wenig Fleisch und ein paar Brote, was zum Haushalt gehört,“ sprach sie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Löffel und Zwitzelstrümpfe, endlich sagte er

auch: „Hans mein Igel, was willst du denn haben?“ — „Väterchen, sprach er, bringe mir doch einen Dubelsack mit.“ Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr mitgebracht hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwickelstrümpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Dubelsack. Und wie Hans mein Igel den hatte, sprach er: „Väterchen, geht doch vor die Schmiede und laßt mir meinen Gückelhahn beschlagen, dann will ich fortreiten und will nimmermehr wiederkommen.“ Da war der Vater froh, daß er ihn los werden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Esel mit, die wollte er draußen im Walde hüten. Im Walde aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete die Esel und Schweine, und saß lange Jahre bis die Heerde ganz groß war, und wußte sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Dubelsack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte sich verirrt und hörte die Musik; da verwunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er sollte sich einmal umgucken, wo die Musik herkäme. Der guckte sich um, sah aber nichts, als ein kleines Thier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein Gückelhahn, auf dem ein Igel saß und machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten, er sollte fragen, warum es da säße und ob es nicht wüßte, wo der Weg in sein Königreich ging. Da flog Hans mein Igel vom Baum und sprach,

sprach, er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihm wollte verschreiben und versprechen, was ihm zuerst begegnete am königlichen Hofe, wenn er nach Haus käme. Da dachte der König, das kannst du leicht thun, Hans mein Igel versteht's doch nicht und kannst schreiben was du willst. Da nahm der König Feder und Dinte und schrieb etwas auf, und als es geschehen war, zeigte Hans mein Igel ihm den Weg und er kam glücklich nach Haus. Seine Tochter aber, wie sie ihn von weitem sah, war so voll Freuden, daß sie ihm entgegen ging und ihn küßte. Er gedachte an Hans mein Igel und erzählte ihr, wie es ihm gegangen wäre, und daß er an ein wunderliches Thier, das auf einem Hahn geritten und schöne Musik gemacht, hätte verschreiben sollen, was ihm daheim zuerst begegnen würde; er hätte aber geschrieben, es sollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht lesen. Darüber war die Prinzessin froh und sagte, das wäre gut, denn sie wäre doch nimmermehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Esel und Schweine, war immer lustig und saß auf dem Baum und blies auf seinem Duddelsack. Nun geschah es, daß ein anderer König gefahren kam mit seinen Bedienten und Käufern und hatte sich verirrt und wußte nicht wieder nach Haus zu kommen, weil der Wald so groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Käufer, was das wohl wäre, er sollt' einmal ansehen, woher es käme. Da ging der Käufer hin unter den Baum und sah den Gockelhahn sitzen und Hans mein Igel oben drauf. Der Käufer fragte ihn, was er da oben vorhätte. „Ich

hüte meine Gsel und Schweine; was ist euer Begehren?“ Der Bauer sagte, sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder in's Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte. Da stieg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter und sagte zu dem alten König, er wollt' ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu eizen gehen wollte, was ihm zu Haus vor seinem königlichen Schlosse das erste begegnen würde. Der König sagte ja und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollt' es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem Gockelhahn voraus und zeigte ihm den Weg und gelangte er glücklich wieder in sein Königreich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber; nun hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die kam ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und freute sich, daß ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch, wo er so lang in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr, er hätte sich verirrt und wär' beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren, hätte einer halb wie ein Igel, halb wie ein Mensch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, dafür aber er ihm versprochen, was ihm am königlichen Hofe zuerst begegnete, und das wäre sie, und das thäte ihm nun so leid. Da versprach sie ihm aber, sie wollte gern mit ihm gehen, wann er käme, ihrem alten Vater zu Liebe.

Hans mein Igel aber hütete seine Schweine und die Schweine bekamen wieder Schweine und diese wieder und wurden ihrer 14

viel, daß der ganze Wald voll war. Da ließ Hans mein Igel seinem Vater sagen, sie sollten alle Ställe im Dorf ledig machen und räumen, er käme mit einer so großen Heerde Schweine, daß jeder schlachten sollte, der nur schlachten könnte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte, Hans mein Igel wäre schon lang' gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Gockelhahn, trieb die Schweine vor sich her ins Dorf und ließ schlachten; hu! da war ein Gemegel und ein Pöken, daß man's zwei Stunden weit hören konnte. Darnach sagte Hans mein Igel: „Väterchen, laßt mir meinen Gockelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit' ich fort und komm' mein Lebtag nicht wieder.“ Da ließ der Vater den Gockelhahn beschlagen und war froh, daß Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatte der König befohlen, wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Dubsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schießen, hauen und stechen, damit er nicht in's Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen sie mit den Bajonetten auf ihn ein, er aber gab dem Hahn die Sporn, flog auf, über das Thor hin vor des Königs Fenster, setzte sich da und rief ihm zu: „sollt' ihm geben, was er versprochen hätte, sonst so wollt' er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen.“ Da gab der König seiner Tochter gute Worte, sie möchte zu ihm hinaus gehen, damit sie ihm und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weiß an und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs

Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut; sie setzte sich ein und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dubelfack neben sie, dann nahmen sie Abschied und zogen fort und der König dachte, er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte, denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog sie Hans mein Igel aus und stach sie mit seiner Igelhaut bis sie ganz blutig war, sagte: „das ist der Lohn für eure Falschheit, geh' hin, ich will dich nicht,“ und jagte sie damit nach Haus und war sie beschimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Wüddelhahn und mit seinem Dubelfack nach dem zweiten Königreich, wo er dem König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatte bestellt, wenn einer kam, wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr vor ihm präsentiren, ihn frei hereinführen, Livat rufen und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Prinzessin sah, war sie erschrocken, weil er doch gar so wunderbarlich ausah, sie dachte aber, es wäre nicht anders, sie hätte es ihrem Vater versprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr bewillkommt, mußte mit an die königliche Tafel gehen und sie setzte sich zu seiner Seite und sie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, daß sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln, er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, es geschähe ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er sollte vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammerthüre und ein großes Feuer anzünden, und wann er in die Kammer eingehe und sich ins Bett legen wolle, würde er aus seiner Igelhaut herauskriechen und sie

vor dem Bett liegen lassen; dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie in's Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun elfe schlug, da ging er in die Kammer und streifte die Igelschale ab, und ließ sie vor dem Bett liegen, da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer, und als sie das Feuer verzehrt hatte, da war er erldst und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlschwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamirte ihn, da ward er weiß und war ein schöner junger Herr. Wie das die Prinzessin sah, war sie froh, und sie stiegen auf mit Freuden, aßen und tranken und ward die Vermählung gehalten, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre herum waren, fuhr er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte, er wäre sein Sohn, der Vater aber sprach, er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wäre aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden und in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und ging mit ihm in sein Königreich.

109.

Das Todtenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Mäblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte ohne ihm gut zu seyn und sie hatte es auch lieber, als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind Nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gegessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „ach Mutter! hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen, und sagte: „siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab.“ Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

Der Jude im Dorn.

Ein Bauer hatte einen gar getreuen und fleißigen Knecht, der diente ihm schon drei Jahre, ohne daß er ihm seinen Lohn bezahlt hatte. Da fiel es ihm endlich bei, daß er doch nicht ganz umsonst arbeiten wollte, ging vor seinen Herrn und sprach: „ich habe euch unverdrossen und redlich gebient die lange Zeit, darum so vertraue ich zu euch, daß ihr mir nun geben wollet, was mir von Gottes Recht gebührt.“ Der Bauer aber war ein Filz und wußte, daß der Knecht ein einfältiges Gemüth hatte, nahm drei Pfennige und gab sie ihm, für jedes Jahr einen Pfennig, damit wäre er bezahlt. Und der Knecht meinte ein großes Gut in Händen zu haben, dachte: „was willst du dir's länger sauer werden lassen, du kannst dich nun pflegen und in der Welt frei lustig machen.“ Steckte sein großes Geld in den Sack und wanderte fröhlich über Berg und Thal.

Wie er auf ein Feld kam singend und springend, erschien ihm ein kleines Männlein, das fragte ihn seiner Lustigkeit wegen. „Ei! was sollt' ich trauern, gesund bin ich, und Geldes hab' ich grausam viel, brauche nichts zu sorgen; was ich in drei Jahren bei meinem Herrn erdient, das hab' ich gespart und ist all' mein.“ „Wie viel ist denn deines Guts?“ sprach das Männlein. Drei ganzer Pfennig, sagte der Knecht. „Schenk' mir deine drei Pfennige, ich bin ein armer Mann.“ Der Knecht war aber gutmüthig, erbarmte sich und gab sie hin. Sprach der Mann: „weil

du reines Herzens bist, sollen dir drei Wünsche erlaubt seyn, für jeden Pfennig einer, so hast du was dein Sinn begehrt.“ Das war der Knecht wohl zufrieden, dachte, Sachen sind mir lieber als Geld und sprach: „erstens wünsche ich mir ein Vogelrohr, das alles trifft, was ich ziele, zweitens eine Fiedel, wenn ich die streiche, muß alles tanzen, was sie hört; drittens, warum ich die Leute bitte, daß sie es mir nicht abschlagen dürfen.“ Das Männchen sagte: alles sey dir gewährt und stellte ihm Fiedel und Vogelrohr zu; darauf ging es seiner Wege.

Mein Knecht aber, war er vorher froh gewesen, dankte er sich jetzt noch zehnmal froher, und ging nicht lange zu, so begegnete ihm ein alter Jude. Da stand ein Baum und oben drauf auf dem höchsten Zweig saß eine kleine Lerche und sang und sang. „Gotts Wunder! was so ein Thierlein kann, hätt' ich's, gäb' viel darum.“ „Wenn es weiter nichts ist, die soll bald herunter,“ sagte der Knecht, setzte sein Rohr an und schoss die Lerche auf das Haar, daß sie den Baum herabfiel, „geht hin und leset sie auf,“ sie war aber ganz tief in die Dornen unten am Baum hineingefallen. Da kroch der Jude in den Busch und wie er miteten drin stand, zog mein Knecht seine Fiedel und geigte, fing der Jude an zu tanzen und hatte keine Ruh, sondern sprang immer stärker und höher; der Dorn aber zerstach seine Kleider, daß die Bege herum hingen und rigte und wundete ihn, daß er am ganzen Leibe blutete. „Gotts willen! schrie der Jude, laß der Herr sein Geigen seyn, was hab' ich verbrochen?“ Die Leute hast du genug geschunden, dachte der lustige Knecht, so geschieht dir kein

Unrecht, und spielte einen neuen Häßs auf. Da legte sich der Jude auf Bitten und Versprechen und wollte ihm Geld geben, wenn er aufhörte, allein das Geld war dem Knecht erst lange nicht genug und trieb ihn immer weiter, bis der Jude ihm hundert harte Gulden verhielt, die er im Beutel führte und eben einem Christen abgeprellt hatte. Wie mein Knecht das viele Geld sah, sprach er: „unter dieser Bedingung ja,“ nahm den Beutel und stellte sein Fiebeln ein; darauf ging er ruhig und vergnügt weiter die Straße.

Der Jude riß sich halb nackt und armselig aus dem Dornstrauch, überschlug, wie er sich rächen möchte, und fluchte dem Gefellen alles Böse nach. Lief endlich zum Richter, klagte daß er von einem Bösewicht unverschuldbeter Weise seines Geldes beraubt und noch dazu zerschlagen wäre, daß es erbarmte, und der Kerl, der es gethan hätte, trüge ein Rohr auf dem Buckel und eine Geige hänge an seinem Hals. Da sandte der Richter Boten und Häscher aus, die sollten den Knecht fassen, wo sie ihn könnten sehen, der wurde bald ertappt und vor Gericht gestellt. Da klagte der Jude, daß er ihm das Geld geraubt hätte, der Knecht sagte: „nein, gegeben hast du mir's, weil ich dir aufgespielt habe,“ aber der Richter machte das Ding kurz und verurtheilte meinen Knecht zum Tod am Galgen. Schon stand er auf der Leiterprosse, den Strick am Hals, da sprach er: „Herr Richter, gewährt mir eine letzte Bitte!“ — „Wosfern du nicht dein Leben bittest, soll sie gewährt seyn.“ „Nein, um mein Leben ist's nicht, laßt mich noch eins auf meiner Geige geigen zu guter Letzt.“ Da schrie

der Jude: „bewahre Gott! erlaubt's ihm nicht! erlaubt's ihm nicht!“ allein das Gericht sagte: „einmal ist es ihm zugestanden und dabei soll's bewenden,“ auch durften sie's ihm nicht weigern, weil er die Gabe hatte, daß ihm keiner die Bitte abschlug. Da schrie der Jude: „bindet mich fest, um Gotteswillen!“ mein Knecht aber faßte seine Fiedel und that einen Strich, da wankte alles und bewegte sich, Richter, Schreiber und Schergen und den Juden konnte keiner binden, und er that den zweiten Strich, da ließ ihn der Henker los und tanzte selber, und wie er nun ordentlich in's Geigen kam, tanzte alles zusammen, Gericht und der Jude voran und alle Leute auf dem Markt die da wollten zuschauen. Und anfangs ging's lustig, weil aber das Geigen und Tanzen kein Ende nahm, so schrien sie jämmerlich und baten ihn, abzulassen, aber er that's nicht eher, bis ihm der Richter das Leben nicht nur schenkte, sondern auch versprach die hundert Gulden zu lassen. Aber noch rief er dem Juden zu: „Spieghub' gesteh wo du das Geld her hast, sonst hör' ich dir nicht auf zu spielen.“ „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen und du hattest es ehrlich verdient“ schrie der Jude, daß es alle hörten. Da ließ mein Knecht die Geige ruhen und der Schust wurde für ihn an den Galgen gehängt.

Der gelernte Jäger.

Es war einmal ein junger Bursch, der hatte die Schlosserhandthierung gelernt und sprach zu seinem Vater, er müßte in die Welt gehen und sich versuchen. „Ja, sagte der Vater, das bin ich zufrieden“ und gab ihm etwas Geld auf die Reise. Also zog er herum; auf eine Zeit, da wollt' ihm das Schlosserwerk nicht mehr folgen und stand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Lust zur Jägerei. Da begegnete ihm auf der Wanderschaft ein Jäger in grünem Kleide, der fragte, wo er h'r käm' und hin wollte? Er wär' ein Schlossergesell, sagte der Bursch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, hätte Lust zur Jägerei, ob er sie ihm lehren wollte. — „O ja, wenn du mit mir gehen willst.“ Da ging der junge Bursch mit und vermiethete sich etliche Jahre bei ihm und lernte die Jägerei. Darnach wollt' er sich weiter versuchen, und der Jäger gab ihm nichts zum Lohn als eine Windbüchse, die hatte aber die Eigenschaft, wenn er damit schoss, so traf er ohnfehlbar. Da ging er nun fort und kam in einen sehr großen Wald, von dem konnt' er in einem Tag das Ende nicht finden; wie's Abend war, setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er aus den wilden Thieren käme. Gegen Mitternacht zu, däuchte ihm, schimmerte ein kleines Lichtchen von weitem, da sah er durch die Aeste darauf hin und behielt in acht, wo es war. Doch nahm er erst noch seinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er darnach gehen wollte, wann er

herabgestiegen war, als nach einem Zeichen. Nun kletterte er herunter, ging auf seinen Hut los, setzte ihn wieder auf und zog gerades Wegs fort. Je weiter er ging, je größer ward das Licht, und wie er nahe dabei kam, sah er, daß es ein gewaltiges Feuer war und saßen drei Riesen dabei, und hatten einen Hirschen am Spieß und ließen ihn braten. Nun sprach der eine: „ich muß doch schmecken, ob das Fleisch bald gahr ist,“ riß ein Stück heraus und hielt es an den Mund, indem schuß es ihm der Jäger aus der Hand.“ „Nun ja, sprach der Riese, da weht mir der Wind das Stück aus der Hand!“ und nahm sich ein anderes. Wie er eben anbeißen wollte, schuß es ihm der Jäger abermals weg; da gab der Riese dem, der neben ihm saß, eine Ohrfeige und rief zornig: „was reißt du mir mein Stück weg!“ „Ich habe dir nichts weggerissen,“ sprach der andere, „es wird dir ein Scharfschuß weggeschossen haben.“ Der Riese nahm sich das dritte Stück, er konnte aber nicht in der Hand behalten, der Jäger schuß es ihm heraus. Da sprachen die Riesen: „das muß ein guter Schütze seyn, der den Bissen vor dem Maul wegschießen kann, so einer wär’ uns nützlich“ und riefen laut: „komm herbei, du Scharfschütze, setz dich ans Feuer und isß dich satt, wir wollen dir nichts thun; aber kommst du nicht und wir holen dich mit Gewalt, so bist du verloren.“ Da trat der Bursch herzu und sagte, er wär’ ein gelernter Jäger und wornach er mit seiner Büchse zielte, das treffe er auch sicher und gewiß. Da sprachen sie, wenn er mit ihnen gehe, solle er gut haben und erzählten ihm, vor dem Wald sey ein groß Wasser, dahinter stünd ein Thurm, und in

dem Thurm saß eine schöne Königstochter, die wollten sie gern rauben. „Ja, sprach er, die will ich bald geschafft haben.“ Sagten sie weiter: „es ist aber etwas noch dabei, es liegt ein kleines Hündchen dort, das fängt gleich an zu bellen, wann sich jemand nähert, und sobald das bellt, wacht auch alles am königlichen Hofe auf, darum können wir nicht hinein kommen; unterstehst du dich, das Hündchen todt zu schießen?“ „Ja, sprach er, das ist mir ein kleiner Spaß.“ — Darnach setzte er sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser, und wie er bald beim Land war, kam das Hündchen gelaufen und wollte bellen, aber er kriegte seine Windbüchse und schoss es todt. Wie die Riesen das sahen, freuten sie sich, und meinten, sie hätten die Königstochter nun schon gewiß; er sprach aber zu ihnen, sie sollten haufen bleiben, bis er ihnen rief. Da ging er in das Schloß und es war mäusestill und schlief alles; wie er das erste Zimmer aufmachte, hing da ein Säbel an der Wand, der war von purem Silber und ein goldener Stern darauf und des Königs Name; daneben aber stand ein Tisch und auf dem Tisch lag ein versiegelter Brief, den brach er auf und stand darin, wer den Säbel hätte, könnte alles ums Leben bringen, was ihm vorkäme. Da nahm er den Säbel von der Wand, hing ihn um und ging weiter, da kam er in das Zimmer, wo die Königstochter lag und schlief, und sie war so schön, daß er still stand und sie betrachtete und den Athem anhielt. Wie er sich weiter umschaute, da standen unter dem Bett ein Paar Pantoffeln, auf dem rechten stand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr Name mit einem Stern. Sie hatte

auch ein großes Halstuch um, von Seide mit Gold ausgestickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihr Name, alles mit goldenen Buchstaben. Da nahm der Jäger eine Scheere und schnitt den rechten Schläppchen ab und stopfte ihn in seinen Mantel und dann nahm er auch den rechten Pantoffel mit des Königs Namen, und steckte ihn hinein. Nun lag die Jungfrau noch immer und schlief, und sie war ganz in ihr Hemd eingenäht, da schnitt er auch ein Stückchen von dem Hemd ab und steckte es zu dem andern, doch that er das alles, ohne sie anzurühren. Dann ging er wieder fort und ließ sie schlafen und als er wieder ans Thor kam, standen da die Riesen noch draußen, warteten auf ihn und dachten, er würde die Königstochter bringen. Er rief ihnen aber zu, sie sollten sich auch herein machen, die Jungfrau wäre schon in seiner Gewalt; die Thüre konnte er ihnen aber nicht aufmachen, da war ein Loch, durch welches sie kriechen mußten. Nun kam der erste näher, da wickelte der Jäger des Riesen Haar um seine Hand, zog den Kopf herein und hieb ihn mit seinem Säbel in einem Streich ab und hieb (zog) ihn dann vollends herein. Dann rief er den zweiten und hieb ihm gleichfalls das Haupt ab, und endlich auch dem dritten, und war froh, daß er die schöne Jungfrau von ihren Feinden befreit hatte, und schnitt ihnen die Zungen aus und steckte sie in seinen Mantel. Da dachte er, ich will heim gehen zu meinem Vater und ihm zeigen, was ich schon gethan habe, dann will ich in der Welt herum ziehen, das Glück, das mir Gott bescheren will, wird mich schon erreichen.

Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, sah drei Riesen da todt liegen; ging in die Schlafkammer seiner Tochter, weckte sie auf und fragte, wer das wohl gewesen, der die Riesen ums Leben gebracht. Da sagte sie: „lieber Vater, ich weiß es nicht, ich habe geschlafen.“ Wie sie nun aufstand und ihre Pantoffeln anziehen wollte, da war der rechte weg, und wie sie ihr Halstuch betrachtete, war es durchschnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie sie ihr Hemd ansah, war ein Stückchen heraus. Der König ließ den ganzen Hof zusammen kommen, Soldaten und alles was da war, und fragte, wer seine Tochter befreit und die Riesen hätte ums Leben gebracht? Nun hatte er einen Hauptmann, der war eindäugig und ein häßlicher Mensch, der sagte, er hätte es gethan. Da sprach der alte König, so er das vollbracht, sollte er seine Tochter auch heirathen. Die Jungfrau aber sagte: „lieber Vater, dafür, daß ich den heirathen soll, will ich lieber in die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen.“ Da sprach der König, wenn sie den nicht heirathen wollte, sollte sie die königlichen Kleider ausziehen und Bauernkleider anthun, und fortgehen; und sie sollte zu einem Töpfer gehen und sich einen irden Geschirr-Handel anfangen. Da that sie ihre königlichen Kleider aus und ging zu einem Töpfer und borgte sich einen Kram irden Werk; versprach ihm auch, wenn sie's am Abend verkauft hätte, es zu bezahlen. Nun sagte der König, sie sollte sich an eine Ecke damit setzen und es verkaufen, dann bestellte er etliche Bauernwagen, die sollten mitten durchfahren, daß alles in tausend Stücke ging. Wie nun die

Königstochter ihren Kram auf die Straße hingestellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben; fing sie an zu weinen und sprach: „ach Gott! wie will ich nun dem Adpfer bezahlen.“ Der König aber hatte sie damit zwingen wollen, den Hauptmann zu heirathen, statt dessen ging sie wieder zum Adpfer und fragte ihn, ob er ihr noch einmal borgen wollte. Er antwortete nein, sie sollte erst das Vorige bezahlen. Da ging sie zu ihrem Vater und schrie und sagte, sie wollte in die Welt hineingehen. Da sprach er, sie sollt hingehen in den Wald, da wollt' er ihr ein Häuschen bauen, darin sollt' sie ihr Lebtag sitzen und für jedermann kochen; dürfte aber kein Geld nehmen. Also ließ er ihr ein Häuschen im Wald bauen, vor die Thüre ein Schild, darauf stand geschrieben: „heute umsonst, morgen für Geld.“ Da saß sie lange Zeit und sprach es sich in der Welt herum, da saß eine Jungfrau, die kochte umsonst und das stand vor der Thüre an einem Schild. Das hörte auch der Jäger und dachte: ei! das wär' etwas für dich, du bist doch arm und hast kein Geld; nahm also seine Windbüchse und seinen Kasten, worin noch alles steckte, was er damals im Schloß als Wahrzeichen hineingethan hatte, und ging in den Wald und fand auch das Häuschen mit dem Schild: „heute umsonst, morgen für Geld.“ Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Riesen den Kopf abgehauen hatte, trat so in das Häuschen hinein und ließ sich etwas zu essen geben. Er freute sich über das schöne Mädchen, es war aber auch hübschön. Sie fragte ihn, wo er her kam und hin wollte, da sagte er: „ich reise in der Welt herum.“ Da fragte sie

sie ihn, wo er den Degen her hätte, da stände ja ihres Vaters Name darauf! Fragte er, ob sie des Königs Tochter wäre? „ja“ sagte sie. „Mit diesem Säbel, sprach er, hab' ich drei Riesen den Kopf abgehauen“ und holte zum Zeichen ihre Zungen aus dem Ranzgen, dann zeigte er ihr auch den Pantoffel, den Schlippen vom Halstuch und das Stück vom Hemd. Da war sie voller Freude und sagte, er wär' derjenige, der sie erlöst hätte. Darauf gingen sie zusammen zum alten König, und sie führte ihn in ihre Kammer und sagte ihm, der Jäger sey der rechte, der sie erlöst hätte von den Riesen. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle sah, da konnt' er nicht mehr zweifeln und sagte, das wär' ihm lieb, und er sollte sie nun auch zur Gemahlin haben; darüber war die Jungfrau von Herzen froh. Darauf kleideten sie ihn, als wenn er ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gastmahl anstellen. Als sie nun zu Tisch gingen, kam der Hauptmann auf die linke Seite der Königstochter, der Jäger aber auf die rechte, und der Hauptmann meinte, das sey ein fremder Herr und wär' zum Besuch gekommen. Wie sie gegessen und getrunken hatten, sprach der alte König zum Hauptmann, er wollt' ihm etwas aufgeben, das sollt' er errathen: wenn einer sprach, er hätte drei Riesen ums Leben gebracht und er gefragt würde, wo die Zungen der Riesen wären, und er müßte zusehen, und wären keine in ihren Köpfen, wie das zugehe? Da sagte der Hauptmann: „sie werden keine gehabt haben.“ „Ei! sagt' der König, jed' Gethier hat eine Zunge,“ und fragte weiter, was der werth wäre, daß ihm widerführe? Da sprach der Haupt-

mann: „der gehört in Stücke zerrissen zu werden.“ Da sagte der König, er hätte sich selber sein Urtheil gesprochen, und ward der Hauptmann gefänglich gesetzt und dann in vier Stücke zerrissen, die Königstochter aber mit dem Jäger vermählt, der holte seinen Vater und seine Mutter und die lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Königs Tod bekam er das Reich.

112.

Der Dreschflegel vom Himmel.

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochsen zum Pflügen aus, als er aufs Land kam, da fingen den beiden Thieren die Hörner an zu wachsen, wuchsen fort, und als er nach Haus wollte, waren sie so groß, daß er nicht mit zum Thor hinein konnte. Zu gutem Glück kam gerade ein Mehger daher, dem überließ er sie, und schlossen sie den Handel dergestalt, daß er sollte dem Mehger ein Maaß Rübsamen bringen, der wolle ihm dann für jedes Korn einen brabantischen Thaler aufzählen. Das helf ich mir gut verkauft! Der Bauer ging nun heim und trug das Maaß Rübsamen auf dem Rücken herbei; unterwegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Mehger bezahlte ihm nach dem Handel richtig aus; hätte der Bauer das eine Korn nicht verloren, so hätte er einen brabantischen Thaler mehr gehabt. Indessen, wie er wieder des Wegs zurück kam, war aus dem Korn ein Baum gewachsen, der reichte bis an den Himmel. „Gedachte der Bauer, weil die Gelegenheit da ist, mußt du doch sehen,

was die Engel da broben machen und ihnen einmal unter die Augen gucken.“ Also stieg er hinauf und sah, daß die Engel oben Hafer broschen und schaute das mit an; wie er so schaute, merkte er, daß der Baum, worauf er stand, anfing zu wackeln und guckte hinunter und sah, daß ihn eben einer umhauen wollte. „Wenn du da herab stürzest, das wär' ein böses Ding!“ dachte er, und in der Noth wußt' er sich nicht besser zu helfen, als daß er die Spreu vom Hafer nahm, die haufenweis da lag und daraus einen Strick drehete, auch griff er nach einer Hacke und einem Dreschflegel, die da herum im Himmel lagen und ließ sich an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes, tiefes Loch, und da war es ein rechtes Glück, daß er die Hacke hatte, denn die nahm er und hackte sich eine Treppe und brachte den Dreschflegel zum Wahrzeichen mit.

113.

De beiden Rünneskinner.

Et was mol en Rünig west, de hadde en kleinen Jungen frengen, in den sin Zeiken (Zeichen) hadde stahn, he sull von einen Hirsch ünnebracht wêren, wenn he sestein Johr alt wêre. Als he nu so wit anewassen was, do gingen de Jâgers mol mit ünne up de Jagd. In den Holte, da kûmmt de Rünigesohn bie de anneren denne (von den andern weg), up ein mol sâht he da ein grooten Hirsch, den wull he scheiten, he kunn en awerft nig drepren; up't leßt is de Hirsch so lange für ünne herut laupen, bis

gans ut den Holte; da steht da up einmol so ein grot lant Mann
 Rab des Hirsch, de segt: „nu dat is gut, dat ik di hewe,
 schon 6 paar gläserne Schlitschau hinner bi caput jaget, un hewe
 di nig kriegen könn.“ Da nümmt he ün mit sik un schlippet
 em hur ein grot Water bis für en grot Königschlott, da mut
 he mit an'n Dist un eten wat. Ase se tosammen wat geeten het,
 segt de König: „ik hewe drei Döchter, die der blesten mußt du
 en Nacht waken, von des Obends niegen Uhr bis Morgen sesse,
 un ik kumme jedesmol, wenn de Klocke schlätt, sülwens un rope.
 Un wenne mie dann immer Antwort givst, so salst du se tor Bruen
 hewen.“ Ase do die jungen Eube up de Schlopfammer kämen,
 da stund der en steinern Christoffel, da segt de Königsdochter to
 emme: „um niegen Uhr kummet min Zeite (Vater), alle Stunne
 bis et dreie schlätt, wenn he froget, so givet gi em Antwort statt
 des Königssohns,“ da nickede de steinerne Christoffel mit den
 Koppe gans schwinne un dann jümmer langsamer, bis he to leste
 vier stille stund. Den anneren Morgen, da segt de König to
 emme: „du heft dine Sacken gut macket, awerst mine Döchter
 kann ik nig hergiewen, du müstest dann tin Nachte die de zweiten
 wacken, dann will ik mie mal drup bedenken, ob du mine ölleste
 Döchter tor Brugge hewen kannst; awerst ik kumme olle Stunne
 sülwens, un wenn ik die rope, so antworte mie, un wenn ik die
 rope un du antwortest nig, so soll sleiten bin Bland für mie.“
 Un da gengen de beiden up de Schlopfammer, da stahnd da noch
 en gröteren steineren Christoffel, dato segt de Königsdochter:
 „wenn min Zeite frögt, so antworte du,“ da nickede de grote

steinerne Christoffel wier mit den Koppe ganz schwinne un dann jümmer langsamer, bis he to leste wier stille stund. Un de Königssohn legte sik up den Dörsül (Thürschwelle), legte de Hand unner den Kopp un schläpt inne. Den anneren Morgen seh de König to ünne: „du hast dine Sacken twaren gut macket, awerst mine Dochter kann ik nig hergiewen, du müstest süs bie der jungen Königsdochter en Nacht wacken, dann will ik mie bedenken, ob du mine tweide Dochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik summe alle Stunne sülwenst, un wenn ik rope, so antworte mie, un wenn ik bie rope un du antwortest nig, so soll fleiten dein Blaud für mie.“ Da gingen se wier tohope (zusammen) up ehre Schlopfammer, da was da noch en viel grötern un viel längern Christoffel, ase bie de twei ersten; dato segde de Königsdochter: „wenn min Zeite rüpet, so antworte du,“ da nickede de grote lange steinerne Christoffel wohl ene halwe Stunne mit den Koppe, bis de Kopp toleste wier stille stund. Un de Königssohn legte sik up de Dörsül und schläp inne. Den annern Morgen da segd de König: „du hast twaren gut macket, awerst ik kann bie noch mine Dochter nig giewen, ik hewe so en groten Ball, wenn du mie den von hute Morgen sesse bis tin Morgen afhoggest, so will ik mie drup bedenken.“ Da dehe (that d. i. gab) he ünne en gläserne Art, en gläsernen Kiel un en gläserne Holt-Paße midde. Wie he in dat Holt kummen is, da hoggete he einmal to, da was de Art entwei, da nam he den Kiel un schlett einmal mit de Holt-Paße daruppe, da is et so kurt un so klein ase Grutt (Sand). Da was he so bedröwet un glöbte, nu müste he ster-

wen, un he geit sitten un grient (weinte). Affet nu Ribdag is, da segd de Künig: „eine von juch Râken mott ünne wat to etten bringen.“ — „Nee, segged de beiden ðleesten, wie wilt ün nicks bringen, wo he dat leste die wacket het, de kann ün auch wat bringen.“ Da mutt de jungesten weg un bringen ünne wat to etten. Ase in den Walle kummet, da frâgt se ün, wie et ünne ginge? O, sehe he, et ginge ün ganz schlechte. Do sehe se, he sull herkummen un etten erst en bitten; nee, seh he, dat künne he nig, he mößt jo doch sterwen, etten wull he nig mehr. Do gav se ünne so viel gute Moore, he möchte et doch versöken; do kummt he un ett wat. Ase he wat getten het, do sehe se: „il will die eest en bitten lusen, dann werst du annerst to Sinnen.“ Do se ün luset, do werb he so möhe un schöppet in, un do nümmet se ehren Dood un binnet en Knupp do in und schlätt ün drei mol up de Gere un segd: „Arweggers herut!“ Do wâren glîck so viele Gerdmânneken herfurkummen un hadden froget, wat de Künigsdochter beselbe. Do seh se: „in Lîed von drei Stunnen mutt de groote Wall afhoggen un olle dat Holt in Hôpen settet sien.“ Do gingen de Gerdmânneken herum un boen ehre ganze Berwanschap up, dat se ehnen an de Arweist helpen sullen. Do singen se glîck an un ase de drei Stunne ümme wâren, do is alles to enne west; un do keimen se wier to der Künigsdochter un sehen't ehr. Do nümmet se wier ehren witten Dood un segd: „Arweggers nah Hus!“ Do stet se olle wier wege west. Do de Künigssohn upwacket, do werb he so frau, do segd se: „wenn et nu sesse schloen het, so kumme nah

pus!“ Dat het he auf bevolget un do frägt de Künig: „heft du den Ball aawe?“ „Ja“ segb de Künigssohn. Ase se do an en Diste sittet, do seh de Künig: „it kann bie nau mine Dochter nie tor Frugge giewen,“ he möste eest nau wat umme se dohen. Do frägt he, wat dat den sien sulle? „It hewe so en grot Dieß, seh de Künig, do most du den annern Morgen hönne, un most en ufschloen, dat he so blank is, ase en Spegel, un et müttet von ollerhand Fiste dorinne sien.“ Den annern Morgen do gav ünne de Künig ene gleserne Schute (Schüppe) un segb: „umme seß Uher mot de Dieß fertig sien.“ Do geit he weg, ase he bie den Dieß kummet, do steket he mit de Schute in de Muhe (Moor, Sumpf), do brack se af; do steket he mit de Hacken in de Muhe un et was wier caput. Do wert he ganz bebröwet. Den Middag brachte de jüngste Dochter ünne wat to etten, do frägt se, wo et ünne ginge? Do seh de Künigssohn, et ginge ünne ganz schlechte, he sull sienem Kopp wohl mißen mutten; „dat Geschirr is mie wier klein gohen.“ — „D, seh se, he sull kummen un etten eest wat, dann weßt du annern Sines.“ „Nee, segbe he, etten kunn he nig, he wer gar to bebröwet,“ do givt se ünne viel gude Moore, bis he kummet un ett wat. Do luset se ünn wier, un he schloppet in, se nümmet von nigger en Dood, schlett en Knupp do inne, un kloppet mit den Knuppe dreimol up de Gere un segb: „Arweggers herut!“ da kummt glick so viele Gerdmännkens un froget olle, wat ehr Begeren wär? „In Lieb von drei Stunne mosten se den Dieß ganz ufschloen hewen un he möste so blank sien, dat man sik inne

speigelen künne, un von ollerhand Gifte moosten dorinne sien.“
Do gingen de Gerbmännkens hün un boen ehre Berwanschap up,
dat se ünnen helpen sullen; un et is auch in twee Stunnen ferrig
weest. Do kummet se wier un sehget: „wie hät dohen, so us
besolen is.“ Do nümmet de Königsdochter den Dood un schlett
wier dremol up de Gere un segt: „Arweggers to Hus!“ do siet
se olle wier weg. Ase do de Königssohn upwecket, do is de Died
ferrig. Do geit de Königsdochter auch weg und segt, wenn et
sesse wär, bann sull he nah Hus kummen; ase he do nah Hus
kummet, do frägt de König: „hes du den Died ferrig?“ „Jo“
seh de Königssohn. „Dat wer schöne.“ Do se do wier to
Diste seiten, do seh de König: „du hast den Died twaren fer-
rig, awerst ik kann die mine Dochter noch nie giewen, du moost
eerst nau eins dohen.“ — „Wat is dat den?“ frögte de Kö-
nigssohn. „He hebbe so en grot Berg, do wären luter Doren-
buske anne, de moosten olle afhoggen weren, un bowen up mooste
he en grot Schlott buggen, dat mooste so wacker sien, ase't nu
en Menste denken kunne, un olle Ingebdmse, de in den Schlott
gehorden, de moosten der olle inne sien.“ Do he nu den annern
Morgen up steit, do gav ünne de König en gleseren Eren un en
gleseren Boren mie, et mott awerst um sess Uhr ferrig sien. Do
he an den eersten Dorenbuske mit de Ere an hogget, do ging se
so lurt un so klein, dat de Stücker rund um ünne herfloen un de
Boren kunn he auch nig brucken. Do war he gans bedröwet un
tofft (wartete) up sine Leiweste, op he nie keime un ünn ut der
Kaub hülpe. Aset do Middag is, do kummet se und bringt wat

to etten, do geit he ehr in de Môte (entgegen) un vertellt ehr alles, un ett wat, un lett sik von ehr lusen, un schloppet in. Do nümmet se wier den Knupp un schlett domit up de Gere un segd: „Arweggers herut!“ Do kummet wier so viel Gerbmännkens un froget, wat ehr Begeren wär? Do seh se: „in Lieb von drei Stunnen müttet ju de gansen Buss affoggen un bowen uppe den Berge, do mot en Schlott stahen, dat mot so wacker sien, ase't nu ener denken kann un olle Ingebömsen muttet do inne sien.“ Do ginge se hünne un boen ehre Berwanschap up, dat se helpen sullen, un ase de Lieb umme was, do was alles ferrig. Do kummet se to der Königsdochter, un segget dat, un de Königsdochter nümmet den Dood un schlett dreimol domit up de Gere un segd: „Arweggers to Hus!“ Do siet se glick olle wier weg west. Do nu de Königssohn upwecket un alles soh, do was he so frau, ase en Vogel in der Luft. Do et do sesse schloen hadde, do gingen se tohaupe nah Hus. Do segd de König: „is dat Schlott auch ferrig?“ „Jo“ seh de Königssohn. Ase do to Diste sittet, do segd de König: „mine jungeste Dochter kann ik nie giewen, besur de twei ältesten frigget het.“ Do wor de Königssohn un de Königsdochter ganz bebröwet, un de Königssohn wuste sik gar nig to bergen (helfen). — Do kummet he mol bie Nachte to der Königsdochter un löppet dermed furt. Ase do en bitken wegsiet, do ticket de Dochter mol umme un sicht ehren Väter hinner sik: „o, seh se, wo sull wie dat machen? min Väter is hinner us, un will us ummeholen, ik will die grade to'n Dörenbusch machen un mie tor Rose un ik will mie immer midden

in den Buß waaren (schüßen).“ Ase do de Bader an de Stelle kummet, do steit do en Dörenbuß un ene Rose do anne; do will he de Rose afbrocken, do kummet de Dören un stücket an in de Finger, dat he wier nah Hus gehen mut. Do frögt sine Frugge, worumme he se nig hebbe middebrocht? do seh he, he wär der bald bie weft, awerst he hebbe se uppen mol ut den Gesichte verloren, un do hebbe do en Dörenbuß un ene Rose stohn. Do seh de Königin: „hebdest du ment (nur) de Rose afbrocken, de Buß hebbe sulken wohl kummen.“ Do geit he wier weg un will de Rose herholen. Unnerdes waren awerst de beiden schon wiet dwer Feld un de König löppet der hinner her. Do kicket sik de Dochter wier umme un seht ehren Bader kummen, do seh se: „o, wo sull wie et nu machen? ik will die grabe tor Kerke machen un mie tom Pastroer; do will ik up de Kanzel stohn un priedigen.“ Ase do de König an de Stelle kummet, do steiht do ene Kerke un up de Kanzel is en Pastroer un priediget, do hort he de Priedig to un geit wier nah Hus. Do frägt de Königinne, worumme he se nig midde brocht hebbe, do segb he: „nee, ik hewe se so lange nachlaupen, un as ik glovte, ik wer der hold bie, do steit do en Kerke un up de Kanzel en Pastroer, de priedigte.“ „Du hebdest sulken ment den Pastroer bringen, seh de Fru, de Kerke hebbe sulken wohl kummen; dat ik die auch (wenn ich gleich dich) schide, dat kann nig mer helpen, ik mut sulwenst hünne gehen.“ Ase se do ene Wiele wege is, un de beiden von feren sät, do kicket sik de Königsdochter umme un süht ehre Moder kummen un segb: „nu se, wie unglücklich! nu kummet miene Moder sulwenst, ik

will die grade tom Dieck maaken un mie tom Fift.“ Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dieck un in de Midde sprank en Fift herumme un lucte mit dem Kopp ut den Water un was ganz lustig. Do wull se geren den Fift krigen, awerst se kunn ün gar nig fangen. Do werd se ganz böse un drincket den ganzen Dieck ut, dat se den Fift krigen will, awerst do werd se so üwel, dat se sik spiggen mott un spigget den ganzen Dieck wier ut. Do seh se: „ik sehe do wohl, dat et olle nig mehr helpen kann; sei mogten nu wier to ehr kummen.“ Do gohet se dann auch wier hünne, un de Königinne givt de Dochter drei Ballnütte un segt: „do kannst du die mit helpen, wenn du in dine högste Raub bist.“ Un do gingen de jungen Lude wier to hause weg. Do se do wohl tein Stunne gohen hadden, do kummet se an dat Schlott, wovon de Königssohn was, un dobie was en Dorp. Ase se do anne keimen, do segt de Königssohn: „blief hie, mine Leiweste, ik will eest up dat Schlott gohen un dann will ik mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die affholen.“ Ase he do up dat Schlott kummet, do werd se olle so frau, dat se den Königssohn nu wier hett; do vertelt he, he hebbe ene Brut un de wär jetzt in den Dorpe, se wullen mit den Wagen hintrecken un se holen. Do spannt se auch glick an un viele Bedeinten setten sik up den Wagen. Ase do de Königssohn instiegen wull, do gab ün sine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat sehen was un auch wat he dohen will; do besal de Moder, se sullen wier utspannen un do gingen se olle wier in't Hus. Dat Mäken awerst sitt in Dorpe un luert un luert un meint,

he full se affholen, et kummet awerst keiner. Do vermaiet (vermietet) sif de Königsdochter in de Mühle, de hoerde bie dat Schlott, do moeste se olle Nohmiddage bie den Water sitten un Stunze schären (Gefäße reinigen). Do kummet de Königinne mol von den Schlotte gegohen un gohet an den Water spaßelern un seihet dat wackere Mäken do sitten, do segd se: „wat is dat fur en wacker Mäken! wat gefüllt mie dat gut!“ Da kilet se et olle an, awerst keen Menske hadde et fand. Do gelt wohl ene lange Lieb vorbie, dat dat Mäken eerlick un getrugge bie den Müller deint. Unnerdes hadde de Königinne ene Frugge fur ehren Sohn socht, de is ganz feren ut der Welt west. Ase da de Brut ankummet, do söllt se glik tohaupe giewen weeren. Et laupet so viele Lude tofamen, de dat alle seihen willt, do segd dat Mäken to den Müller, he mögte ehr doch auch Berlöv giewen. Do seh de Müller: „goh menten hünne.“ Ase't do weg will, do macket et ene van den drei Ballnütten up, do legt do so en wacker Kleid inne, dat trecket et an un ginf domie in de Kerle gigen den Altor stohen; up enmol kummet de Brut un de Bräme (Bräutigam) un settet sif für den Altor, un ase de Pastor se da insegnen wull, do kilet sif de Brut van der halwe (seitwärts), un süht et do stohen, do steit se wier up un segd, se wull sif nie giewen loten, bis se auch so en wacker Kleid hädde, ase de Dame. Da gingen se wier nah pus un läten de Dame froen, ob se et dat Kleid wohl verkofte. Nee, verkaupen dau seit nig, awerst verbeinen, dat mögte wohl sien. Do frogten se ehr, wat se denn bohen süken? Do segd se, wenn se van Nachte fur dat Dohr

van den Königssohn schlafen doffte, bann wull se et wohl dohen. Do seget se: „jo, dat sull se menten dohen.“ Do muttet de Bedeinten den Königssohn en Schlopbrunt ingiewen un do legt se sik up den Stull un gänfelt (wänfelt) de heile Nacht: „se hädde den Wall fur ün afhoggen loten, se hädde den Dieß fur ün utschloen, se hädde dat Schlott fur ün bugget, se hädde ünne to'n Dörenbusß macket, bann wier tor Kerke un tolest tom Dieß un he hädde se so geschwinne vergeten.“ De Königssohn hadde nicks davon hört, de Bedeinten awerst würen upwacket, un hadden tolustert, un hadden nie wußt, wat et sull bedüen. Den anneren Morgen, ase se upstohen würen, do trock de Brut dat Kleid an un fort mit den Brümen nah der Kerke; ünnerdes macket dat wackere Mäken de tweide Wallnutt up, un do is nau en schöner Kleid inne, dat thüt et wier an un geit domie in de Kerke gigen den Altor stohen, do geit et bann ewen, wie dat vürge mol. Un dat Mäken liegt wier en Nacht fur den Stull, de nah des Königssohns Stobe geit, un de Bedeinten süllt ün wier en Schlopbrunt ingiewen; de Bedeinten kummet awerst un giewet ünne wat to wacken, domie legt he sik to Bedde un de Müllersmaged fur den Dörsüll gänfelt wier so viel un segt, wat se dohen hädde. Dat hört alle de Königssohn un werd ganz bedröwet un et süllt ünne alle wier bie, wat vergangen was, do will he nah ehr gohen, awerst sine Mober hadde de Dör toschlotten. Den annern Morgen awerst ging he glies to seiner Leiwesten un vertellte ehr alles, wie et mit ünne togangen wer, un se mögte ünne doch nig beuse sin, dat he se so lange vergetten hädde. Do macket de Königs-

dochter de briede Wallnutt up, do is nau en viel wacker Kleid inne, dat trecket se an un fört mit ehren Brumen nah de Kerke, un do keimen so viele Kinner, de geiven ünne Blomen, un hellen ünne bunte Wänner fur de Hôte, un se leiten sik insenen un hellen ene lustige Hochtied; awerst de falske Mober un Brut mosten weg. Un we da' leßt vertellt het, den is de Mund noch wärm.

114.

Vom flugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu rathe auf, und wenn er's nicht errathen konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer's erräthte, sollte sich mit ihr vermählen und möchte kommen, wer da wollte. Nun fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich gethan, und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's wohl auch hier treffen; der dritte aber war ein kleines unnützes Ding, das nicht einmal sein Handwerk verstand. Da sprachen die zwei zu ihm: „bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem Bißchen Verstand auch nicht weit kommen;“ das Schneiderlein ließ sich aber nicht irre machen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wär' die ganze Welt sein.

Da meldeten sie sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihr Räthsel vorlegen; es wären die rechten Leute

angekommen, die hätten einen feinen Verstand, den könnte man wohl in eine Nadel fädeln. Da sprach die Prinzessin: „ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ „Wenn's weiter nichts ist, sagte der erste, es wird schwarz und weiß seyn, wie Kümmel und Salz.“ Die Prinzessin sprach: „falsch gerathen; antworte der zweite.“ Da sagte der zweite: „ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und roth, wie meines Vaters Bratenroth.“ „Falsch gerathen, sagte die Prinzessin, antworte der dritte, dem seh ich's an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein hervor und sprach: „die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinahe hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte sicher geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun; unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen, wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heirathen.“ Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tügel gekommen war. Das Schneiderlein sprach vergnügt: „das will ich auch noch vollbringen.“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht; der Bär wollt' auch gleich auf es los und ihm mit seiner Tügel einen guten Willkommen geben. „Sachte,

sachte, sprach das Schneiderlein, ich kann dich noch bispen (zur Ruh bringen).“ Da holte es, als hätt' es keine Sorgen, Beltsche-Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne; wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nüsse, sondern Backersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, er konnt' aber nichts aufbeißen, er mochte drücken wie er wollte. „Ei, dachte er, was bist du für ein dummer Klotz, du kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen“ und sprach zum Schneiderlein: „mein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du was du für ein Kerl bist, sprach das Schneiderlein, hast so ein groß Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack! war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probiren, sprach der Bär, wenn ich's so ansehe, ich mein', ich müßt's können.“ Da gab ihm das Schneiderlein wieder die Backersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Vesselskräften hinein; Gott geh, er hätte sie aufgebracht! Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär das hörte, konnt' er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „hör, ist das Geigen schwer?“ „Ei gar nicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da geht's lustig, hoppsa vivallalera!“ „Willst du mir's lehren?“ sprach

sprach der Bär, so geigen, das mögt' ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, wann ich Lust hätte." — „Von Herzen gern, sagte das Schneiderlein, wenn du's lernen willst, aber weis einmal deine Tagen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir erst die Nägel ein wenig abschneiden." Da holte es einen Schraubstock und der Bär legte seine Tagen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „nun warte bis ich wiederkomme mit der Schere;" ließ den Bär brummen, so viel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als der freute sich recht und mit dem Schnaider war's jetzt vorbei. Am Morgen stand sie auch recht vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren und sollte sie da vermählt werden. Wie sie nun eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die falsch waren und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los, der war nun voller Wuth und rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin aber hörte ihn schnauben, da ward ihr Angst und sie sagte: „ach! der Bär ist hinter uns und will dich holen." Das Schneiderlein war bei der Hand, stellte sich auf den Kopf, streckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: siehst du den Schraubstock; wann du nicht gehst, so sollst du Kludernmärchen II.

wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, behrte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut und lebte mit ihr vergnügt wie eine Heiblerche. Werß nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

116.

Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum; nun konnt' er einmal keine Arbeit finden und war die Armuth bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeß hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: „gib mir dein Geld oder ich schlag dich todt!“ Da sagte der Jude: „schenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keins und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber sprach: „du hast doch Geld und das soll auch heraus!“ brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!“ und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Taschen und suchte nach Geld, aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit,

der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heirathete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe.

Ueberlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinaus und sprach: „ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!“ Die Frau sprach: „ei! lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?“ Er antwortete: „das darf ich dir nicht sagen.“ Sie aber sprach: „wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen“ und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „die klare Sonne wird's an den Tag bringen.“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben, das versprach sie auch; als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Mutterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte; eh' aber drei Tage vergingen, wußt' es die ganze

Stadt und der Schnellher kam vor das Gericht und er ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

116.

Das blaue Licht.

Es war einmal ein König, der hatte einen Soldaten zum Diener, wie der ganz alt wurde und unbrauchbar, schickte er ihn fort und gab ihm nichts. Da mußte er nicht, womit er sein Leben fristen sollte, ging traurig fort den langen Tag und kam Abends in einen Wald. Wie er ein Weildchen gegangen war, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem kleinen Hause. darin wohnte eine alte Hexe. Er bat um ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken, sie schlug's ihm aber ab, endlich sagte sie: „ich will dich doch aus Barmherzigkeit aufnehmen, du mußt mir aber morgen meinen ganzen Garten umgraben.“ Der Soldat versprach's und ward also beherbergt. Am andern Tag hatte er der Hexe den Garten um und hatte damit Arbeit bis zum Abend, nun wollte sie ihn wegschicken, er sprach aber: „ich bin so müd, laß mich noch die Nacht hier bleiben.“ Sie wollte nicht, endlich gab sie's zu, doch sollte er ihr andern Tags ein Fuder Holz klein spalten. Der Soldat hatte den zweiten Tag das Holz und hatte sich Abends so abgearbeitet, daß er wieder nicht fort konnte, also bat er um die dritte Nacht; dafür sollte er aber den folgenden Tag das blaue Licht aus dem Brunnen holen. Da führte ihn die Hexe an einen Brunnen und band ihn

an ein lang Seil, daran ließ sie ihn hinab; und als er unten war, fand er das blaue Licht und machte das Zeichen, daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, wie er aber am Rand war, so nah, daß man sich die Hände reichen konnte, wollte sie das Licht haben, um ihn dann wieder hinunter fallen zu lassen. Aber er merkte ihre bösen Gedanken und sagte: „nein, ehe geb ich das blaue Licht nicht, als bis ich mit meinen Füßen auf dem Erdboden stehe.“ Da erboste die Hexe und stieß ihn mit sammt dem Licht hinunter in den Brunnen und ging fort. Der Soldat unten in dem dunkeln, feuchten Morast war traurig, denn ihm stand sein Ende bevor, da fiel ihm seine Pfeife in die Hand, die war noch halb voll, und er dachte: die willst du zum letzten Vergnügen doch noch austrauchen. Also steckte er sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen; als der Dampf ein wenig herumzog, so kam ein klein schwarz Männlein daher und fragte: „Herr, was befehlst du mir?“ Antwortete der Soldat: „was hab ich dir zu befehlen?“ Das Männlein sprach: „ich muß dir in allem dienen.“ — „So hilf mir vor allen Dingen aus dem Brunnen.“ — Da faßte ihn das schwarze Männchen bei der Hand und führte ihn herauf und das blaue Licht nahmen sie mit. Als sie oben waren, sagte der Soldat: „nun schlag mir die alte Hexe todt.“ Als das Männchen das gethan, offenbarte es ihm die Schätze und das Gold der Hexe, das lud der Soldat auf und nahm es mit sich. Dann sprach das Männchen: „wenn du mich brauchst, so zünde nur deine Pfeife an dem blauen Licht an.“ Darauf ging der Soldat

hat in die Stadt und in den besten Gasthof, da ließ er sich schöne Kleider machen und ein Zimmer prächtig einrichten. Wie das fertig war, rief er sein Männchen und sprach: „der König hat mich fortgeschickt und mich hungern lassen, weil ich seine Dienste nicht mehr thun konnte, nun bring' mir die Königstochter heut Abend hierher, die soll mir aufwarten wie eine Magd und thun was ich ihr helfe.“ Das Männchen sprach: „das ist ein gefährlich Ding.“ Doch ging es hin und holte die Königstochter schlafend aus ihrem Bett und brachte sie dem Soldaten, dem mußte sie nun gehorchen und thun, was er wollte; am Morgen vor Fahnenstrei trug das schwarze Männchen sie wieder zurück. Als sie aufgestanden war, erzählte sie ihrem Vater: „ich habe diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, als wär' ich weggeholt worden und die Magd von einem Soldaten gewesen, dem mußte ich aufwarten.“ Da sprach der König: „steck dir die Tasche voll Erbsen und mach ein Loch hinein: der Traum könnte wahr seyn, dann fallen sie heraus und lassen die Spur auf der Straße.“ Also that sie auch, aber das Männchen hatte gehört, was der König ihr angerathen; wie nun der Abend kam und der Soldat sagte, er sollte ihm wieder die Königstochter holen, da streute es die ganze Stadt vorher voll Erbsen und konnten die wenigen, die aus ihrer Tasche fielen, keine Spur machen und am andern Morgen hatten die Leute den ganzen Tag Erbsen zu lesen. Die Königstochter erzählte ihrem Vater wieder, was ihr begegnet war, da sprach er: „behalt einen Schuh an, und verstecke ihn heimlich, wo du bist.“ Das schwarze Männchen hörte das mit an,

und wie der Soldat wiederum die Königstochter wollte hergebracht haben, sagte es zu ihm: „jetzt kann ich dir nicht mehr helfen, du wirst unglücklich, wenns heraus kommt.“ Der Soldat aber bestand auf seinem Willen; „so mach dich nur gleich frühmorgens aus dem Thor hinaus, sagte das Männchen, wenn ich sie fortgetragen habe.“

Die Königstochter behielt nun einen Schuh an und versteckte ihn bei dem Soldaten ins Bett; am andern Morgen, wie sie wieder bei ihrem Vater war, ließ der überall in der Stadt darnach suchen, und da ward er dann bei dem Soldaten gefunden. Er hatte sich zwar aus dem Staube gemacht, wurde aber bald eingeholt und in ein festes Gefängniß geworfen. Da saß er nun in Ketten und Banden und über der eiligen Flucht war sein Bestes stehn geblieben, das blaue Licht und das Gold, und war ihm nichts übrig als ein Dukaten. Wie er nun so traurig an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen Kameraden vorbeigehen, den rief er an und sprach: „wenn du mir das kleine Bündelchen holst, das ich im Gasthause habe liegen lassen, geh' ich dir einen Dukaten;“ da ging der hin und brachte ihm für den Dukaten das blaue Licht und das Gold. Der Gefangene steckte alsbald seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen, das sprach zu ihm: „sey ohne Furcht, geh' getrost zum Gericht und laß alles geschehen, nur nimm das blaue Licht mit.“ Darauf ward er verhört und ihm das Urtheil gesprochen, daß er sollte an den Galgen gehängt werden. Wie er hinaus geführt wurde, bat er den König um eine Gnade. „Was für eine?“ sprach der.

„Daß ich noch eine Pfeife auf dem Weg rauchen darf.“ „Du kannst drei rauchen, wenn du willst,“ sagte der König. Da zog er seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Flämmchen an, alsbald trat das schwarze Männchen vor ihn; „schlag mir da alles todt, sprach der Soldat, und den König in drei Stücke.“ Also fing das Männchen an und schlug die Leute rings herum todt, da legte sich der König auf Gnadebitten und um nur sein Leben zu erhalten, gab er dem Soldaten das Reich, und seine Tochter zur Frau.

117.

Das eigensinnige Kind.

Es war einmal ein Kind eigensinnig und that nicht, was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden und kein Arzt konnte ihm helfen und in kurzem lag es auf dem Todtenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt war und Erde über es hingebett, so kam auf einmal sein Aermchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber thaten, so half das nicht, es kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehn und mit der Ruthe aufs Aermchen schlagen und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein und hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

Die drei Feldscherer.

Drei Feldscherer reisten in der Welt, meinten ihre Kunst ausgelehrt zu haben und kamen in ein Wirthshaus, wo sie übernachten wollten. Der Wirth fragte, wo sie her wären und hinaus wollten? „Sie zögen auf ihre Kunst in der Welt herum.“ — „Ei, sprach der Wirth, zeigt mir doch einmal, was ihr könnt.“ Sprach der erste: er wollte seine Hand abschneiden und morgen früh wieder anheilen; der zweite sprach: er wollte sein Herz ausreißen und morgen früh wieder anheilen; der dritte sprach: er wollte seine Augen ausstechen und morgen früh wieder einheilen. Sie hatten aber eine Salbe, was sie damit bestrichen, das heilte zusammen, und das Fläschchen, wo sie drin war, trugen sie beständig bei sich. Da schnitten sie Hand, Herz und Auge vom Leibe, wie sie gesagt hatten, legten's zusammen auf einen Teller und gaben's dem Wirth, der Wirth gab's einem Mädchen, das sollt's in den Schrank stellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen heimlichen Schatz, der war ein Soldat; wie nun der Wirth, die drei Feldscherer und alle Leute im Haus schliefen, kam der und wollte was zu essen haben. Da schloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Liebe vergaß es die Schrankthüre zuzumachen, setzte sich zum Liebsten an Tisch, und sie sprachen mit einander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Kage hereingeschlüchen, fand den Schrank offen, und nahm die Hand, das Herz und die Augen

der drei Feldscherer und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Geräth aufheben und den Schrank zuschließen wollte, da sah sie wohl, daß der Teller, den ihr der Wirth aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Schatz: „ach! was will ich armes Mädchen anfangen! Die Hand ist fort, das Herz und die Augen sind auch fort, wie wird mir's morgen früh ergehen!“ Da sprach er: „sey still, ich will dir davon helfen, gib mir nur ein scharfes Messer; es hängt ein Dieb am Galgen, dem will ich die Hand abschneiden, welche Hand war's denn?“ — „Die rechte.“ Da gab ihm das Mädchen ein scharf Messer und er ging hin, schnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab, und brachte sie. Darauf packte er die Kage und stach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt ihr nicht geschlachtet und Schweinefleisch im Keller?“ „Ja,“ sagte das Mädchen. „Nun, das ist gut,“ sagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz und gab's dem Mädchen. Das that alles wieder auf den Teller und stellte es in den Schrank, und als ihr Liebster darauf Abschied genommen hatte, legte es sich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Feldscherer aufstanden, sagten sie dem Mädchen, es sollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erste hielt sich die Diebshand an, bestrich sie mit seiner Salbe, alsbald war sie ihm angewachsen. Der zweite nahm die Kagenaugen und heilte sie ein; der dritte machte das Schweineherz fest. Der Wirth aber stand dabei, bewunderte ihre Kunst und sagte, der-

gleichen hätte er noch nicht gesehen, er wollt' sie bei Jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlten sie ihre Beche und reis-ten weiter.

Wie sie so dahin gingen, so blieb der mit dem Schweineher-zen gar nicht bei ihnen, sondern wo eine Ecke war, lief er hin, schnüffelte darin herum, wie Schweine thun. Die andern wollten ihn an dem Rockschlappen zurückhalten, aber das half nichts, er riß sich los und lief hin, wo der dickste Dreck lag. Der zweite stellte sich auch wunderbar an, rieb die Augen und sagte zu dem andern: „Gamerad, was ist das? das sind meine Augen nicht, ich sehe ja nichts, leit' mich doch eines, daß ich nicht falle.“ Da gingen sie mit Mühe fort bis zum Abend und sie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten zusammen in die Wirthskube, da saß in einer Ecke ein reicher Herr vorm Tisch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckt' ein paarmal, endlich wie der Herr sich umwendete, griff er in den Haufen hin- ein und nahm eine Hand voll Geld heraus. Der eine sah's und sprach: „Gamerad, was machst du? stehlen darfst du nicht, schäm' dich!“ „Ei, sagte er, was kann ich dafür, es zuckt mir in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht.“ Sie leg-ten sich darnach schlafen, wie sie da liegen, ist's so finster, daß man keine Hand vor den Augen sehen kann. Auf einmal erwachte der mit den Ragenaugen, weckte die andern und sprach: „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr die weißen Mäuschen, die da herum- laufen?“ Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er: „es ist mit uns nicht richtig, wir haben das Un-

frige nicht wieder gekriegt, wir müssen zurück zu dem Wirth, der hat uns betrogen.“ Also machten sie sich am andern Morgen dahin auf und sagten dem Wirth, sie hätten ihr richtig Werk nicht wieder kriegt, der eine hätte eine Diebshand, der zweite Kagenaugen und der dritte ein Schweineherz. Der Wirth sprach, da müßte das Mädchen Schuld daran seyn und wollte es rufen, aber wie das die drei hatte kommen sehen, war es zum Hintertüsch fortgelaufen und kam nicht wieder. Da sprachen die drei, er sollte ihnen viel Geld geben, sonst ließen sie ihm den rothen Hahn über's Haus fliegen; da gab er, was er hatte und nur aufbringen konnte, und die drei zogen damit fort; es war für ihr Lebtag genug, sie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

119.

Die sieben Schwaben.

Einmal waren sieben Schwaben beisammen; der erste war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Markl, der vierte der Zergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Weilli; die hatten sich alle sieben vorgenommen die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Thaten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit berraffueter Hand und sicher gingen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle sieben zusammen an, vornen ging der

fähigste und männlichste, das mußte der Herr Schulz seyn, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Ketli war der letzte.

Nun geschah es, daß als sie im Hermonat eines Tags einen weiten Weg gegangen, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Mosfläfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feinblich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Speiß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach; „horcht! horcht! rief er seinen Gefellen, Gott! ich höre eine Trommel!“ Der Sackli, der hinter ihm den Speiß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach: „etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Dunschtrick!“ Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an, die Flucht zu ergreifen und sprang im Hui über einen Zaun, weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechen sprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „D wey! o wey! schrie der Herr Schulz, nimm mich gefangen, ich ergeb mich! ich ergeb mich!“ die andern sechs hüpfen auch alle einer über den andern herzu und schrien: „giebst du dich, so geb ich mich auch! giebst du dich, so geb ich mich auch!“ Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren, und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme und sie nicht damit genarrt und gespottet würden, ver-

schwuren sie unter einander so lang davon still zu schweigen, bis einer das Maul aufthät.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden; denn nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Haas in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen, gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschrafen sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Thieres insgesamt und hielten Rath, was zu thun das wenigst gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie: „wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf wagen! Frisch gewagt ist halb gewonnen!“ faßten alle siebene den Spieß an, der Herr Schulz vornen und der Weilli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Weilli aber war hinten ganz muthig geworden, wollte losbrechen und rief:

„stoß zu in aller Schwabe Name!
sonst wünsch i, daß ihr mögt erlahme!“

Aber der Hans mußte ihn zu treffen und sprach:

„beim Element, du hast gut schwätze,
bistst stets der letscht beim Drachehege!“

Der Michal rief:

„es wird nit fehle um ei Haar,
so ischt es wohl der Teufel gar!“

Drauf kam an den Fergli die Reih, der sprach:

„isch er es nit, so ischs sei Mutter
oder des Teufels Stiefbruder!“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Weilli:

„gang, Weilli, gang, gang du voran,
i will dahinte vor di stahn!“

Der Weilli hörte aber nicht drauf und der Zackli sagte:

„der Schulz, der muß der erschte sei
denn ihm gebührt die Ehr allei!“

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitatisch:

„so zieht denn herzhast in den Streit,
hieran erkennt man tapfre Leut!“

Und da gingen sie insgesammt auf den Drachen los, der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an; wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst: „hau! hurlehau! hau! hauhau!“ Davon erwachte der Haas, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„poß, Weilli, lueg, lueg, was isch das?
das Ungehüer isch a Haas!“

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abentheuer und kam an die Mosel, ein moßiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind, sondern man an mehreren Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberichtet waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann verstand wegen der Weite, auch wegen ihrer

Sprache nicht, was sie wollten, und fragte auf sein trübseliges: „wat? wat?“ Da meinte der Herr Schulz, er spräche nicht anders als: „wade, wade durchs Wasser,“ und hub an, weil er der Vorberste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden, tiefen Wellen; seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer und ein Frosch setzte sich dabei und quackte, wat, wat, wat! Die sechs andern hörten das drüben und sprachen: „unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waden, warum wir nicht auch?“ Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch allein ihrer sechs ums Leben brachte und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

120.

Die drei Handwerksburschen.

Es waren drei Handwerksbursche, die hatten es verabredet, immer mit einander zu wandern und in einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber war kein Verdienst mehr, so daß sie ganz abgerissen wurden und nichts zu leben hatten, da sprach der eine: „was sollen wir anfangen? zusammenbleiben können wir nicht länger, das soll die letzte Stadt seyn, wo wir jetzt hineinkommen, finden wir keine Arbeit, so wollen wir beim Herbergsvater ausmachen, daß wir ihm schreiben, wo wir uns aufhalten und einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns tren-

trennen;“ das schien den andern auch das Beste. Wie sie noch im Gerede waren, so kam ein reich gekleideter Mann ihnen entgegen, der fragte, wer sie wären? „Wir sind Handwerksleute, suchen Arbeit und haben uns bisher zusammen gehalten, weil wir aber keine mehr finden, wollen wir uns trennen.“ „Ei, das hat keine Noth, sprach der Mann, wenn ihr thun wollt, was ich euch sage, soll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr sollt große Herren werden und in Kutschen fahren.“ Der eine sprach: „wenn's unserer Seele und Seligkeit nicht schadet, so wollen wir's wohl thun.“ „Nein, antwortete der Mann, ich habe kein Theil an euch.“ Der andere aber hatte nach seinen Füßen gesehen und als er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß erblickte, wollte er sich nicht mit ihm einlassen. Der Teufel aber sprach: „gebt euch zufrieden, es ist nicht auf euch abgesehen, sondern auf eines andern Seele, der schon halb mein ist und dessen Maas nur voll laufen soll.“ Weil sie nun sicher waren, willigten sie ein und der Teufel sagte ihnen, was er verlangte, der erste sollte auf jede Frage antworten: „wir alle drei;“ der zweite: „um's Geld;“ der dritte: „und das war Recht!“ das sollten sie immer hinter einander sagen, weiter aber dürften sie kein Wort sprechen und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Geld verschwunden; so lange sie es aber befolgten, sollten ihre Taschen immer voll seyn. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel, als sie tragen konnten und hieß ihnen in die Stadt in das und das Wirthshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirth kam ihnen entgegen und fragte: „wollen Sie etwas zu

essen?" Der erste antwortete: „wir alle drei.“ „Ja, sagte der Wirth, das mein' ich auch.“ Der zweite: „um's Geld.“ „Das versteht sich,“ sagte der Wirth. Der dritte: „und das war Recht.“ „Ja wohl war's Recht,“ sagte der Wirth. Es ward ihnen nun gut Essen und Trinken gebracht und wohl aufgewartet, nach dem Essen mußte die Bezahlung geschehen, da hielt der Wirth dem einen die Rechnung hin, der sprach: „wir alle drei;“ der zweite: „um's Geld;“ der dritte: „und das war Recht.“ „Freilich ist's Recht, sagte der Wirth, alle drei bezahlen und ohne Geld kann ich nichts geben;“ sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen das mit an und sprachen: „das müssen tolle Leute seyn,“ „ja das sind sie auch, sagte der Wirth, sie sind nicht recht klug.“ So blieben sie eine Zeit lang in dem Wirthshaus und sprachen kein ander Wort als: „wir alle drei, um's Geld, und das war Recht.“ Sie sahen aber und wußten alles, was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach: „Herr Wirth, heb er mir mein Geld auf, da sind die drei närrischen Handwerksbursche, die möchten mir's stehlen.“ Das that der Wirth; wie er den Mantelsack in seine Stube trug, fühlte er, daß er schwer von Gold war, darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere Stube. Als Mitternacht war und der Wirth dachte, sie schliefen alle, kam er mit seiner Frau und sie hatten eine Holzart und schlugen den reichen Kaufmann todt; nach verbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wie's nun To-

war, gab's großen Lärm, der Kaufmann lag todt im Bett und schwamm in seinem Blut; da liefen alle Gäste zusammen, der Wirth aber sprach: „das haben die drei tollen Handwerker gethan.“ Die Gäste bestärigten es und sagten: „niemand anders kann's gewesen seyn.“ Der Wirth aber ließ sie rufen und sagte zu ihnen: „habt ihr den Kaufmann getödtet?“ „Wir alle drei,“ sagte der erste, „um's Geld,“ der zweite, „und das war Recht!“ der dritte. „Da hört ihr's nun, sprach der Wirth, sie gestehen's selber.“ Sie wurden also ins Gefängniß gebracht und sollten gerichtet werden. Wie sie nun sahen, daß es so ernsthaft ging, ward ihnen doch Angst, aber Nachts kam der Teufel und sprach: „haltet nur noch einen Tag aus und verscherzt euer Glück nicht, es soll euch kein Haar gekrümmt werden.“ Am andern Morgen wurden sie vor Gericht geführt; da sprach der Richter: „seyd ihr die Mörder?“ — „wir alle drei.“ — „Warum habt ihr den Kaufmann erschlagen?“ — „um's Geld.“ — „Ihr Bösewichter, sagte der Richter, habt ihr euch nicht der Sünde gescheut?“ — „und das war Recht.“ — „Sie haben bekannt und sind noch dazu halsstarrig, sprach der Richter, führt sie gleich zum Tod.“ Also wurden sie hinaus gebracht und der Wirth mußte mit in den Kreis treten; wie sie nun von den Henkersknechten gefaßt und eben aufs Gerüst geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte stand, kam auf einmal eine Kutsche mit vier blutrothen Füßsen bespannt, und fuhr, daß das Feuer aus dem Steinen sprang, aus dem Fenster aber winkte einer mit einem weißen Tuche. Da sprach der Scharfrichter: „es

kommt Gnade," und warb auch aus dem Wagen Gnade! Gnade! gerufen. Da trat der Teufel heraus, als ein sehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und sprach: „ihr drei seyd unschuldig; ihr dürft nun sprechen, sagt, was ihr gesehen und gehört habt.“ Da sprach der älteste: „wir haben den Kaufmann nicht getödtet, der Mörder steht da im Kreis“ und deutete auf den Wirth; „zum Wahrzeichen geht hin in seinen Keller, da hängen noch viele andere, die er ums Leben gebracht.“ Da schickte der Richter die Henkersknechte hin, die fanden es, wie's gesagt war, und als sie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirth hinauf führen und ihm das Haupt abschlagen. Da sprach der Teufel zu den Dreien: „nun hab' ich die Seele, die ich haben wollte, ihr seyd aber frei und habt Geld für euer Festtag.“

121.

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet.

Es war einmal ein Königssohn, dem gefiels nicht mehr daheim in seines Vaters Haus und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er: „ich will in die weite Welt gehen, da wird mir Zeit und Weile nicht lang und ich werde wunderliche Dinge genug sehen.“ Also nahm er von seinen Eltern Abschied und ging fort, immer zu, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei, wo hinaus ihn der Weg führte. Es trug sich zu, daß er vor eines Kiesen Haus kam, und weil er müd war, setzte er sich vor die Thüre und ruhte. Und als er seine Augen so hin und hergehen

ließ, sah er auf dem Hof des Riesen Spielwerk liegen; das waren ein Paar große Kugeln und mächtige Regel dabei. Ueber ein Weilchen bekam der Königssohn Lust, stellte sich die Regel auf und schob mit den Kugeln darnach, schrie und rief, wenn die Regel fielen und war guter Dinge. Der Riese hörte den Lärm, streckte seinen gewaltigen Kopf heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als die andern alle und doch mit seinen Regeln spielte. Da rief er: „Würmchen, kugelst du mit meinen Regeln! wer hat dir Stärke dazu gegeben?“ Der Königssohn schaute auf, sah den Riesen an und sprach: „o du Kloß, du meinst wohl, deine Arme wären allein stark! ich kann alles, wozu ich Lust habe.“ Der Riese kam herab, sah den Königssohn ganz verwundert an und sprach: „Menschenkind, wenns so mit dir beschaffen ist, so geh doch und hol mir einen Apfel vom Baum des Lebens.“ „Was willst du damit?“ sprach der Königssohn. „Ich will den Apfel nicht, antwortete der Riese, aber meine Braut die verlangt darnach; ich bin schon ausgewesen, aber ich kann den Baum nicht einmal finden.“ „Wenn ich mich erst aufmache, sagte der Königssohn, will ich den Baum schon finden und es sollte mir wunderbarlich vorkommen, wenn ich den Apfel nicht herunterholte.“ Der Riese sprach: „es ist nicht so leicht, wie du meinst; der Garten, worin der Baum steht, ist mit einem eisernen Gitter eingefaßt und vor dem Gitter liegen wilde Thiere, eins an dem andern, die halten Wache und lassen keinen Menschen hinein.“ „Mich werden sie schon einlassen“ sagte der Königssohn. „Ja, bist du auch in dem Garten und siehst den Apfel am

Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein, es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken, der den Apfel erreichen und abbrechen will und das ist noch keinem geglückt.“ „O, das ist mir aufgehoben, sprach der Königssohn, mir soll's schon glücken.“

Da nahm er Abschied von dem Riesen, ging fort über Berg und Thal durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Thiere lagen rings herum, aber sie hatten die Köpfe gesenkt und schliefen. Sie erwachten auch nicht und er stieg über sie weg und an dem Gitter hinan und kam glücklich in den Garten. Da sah er mitten inne den Baum des Lebens stehen und die rothen Äpfel leuchteten an den Ästen. Er kletterte an dem Stamm in die Höhe und wie er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er konnte ohne Mühe seine Hand durchstecken und den Apfel brechen. Der Ring aber blieb an seinem Arme fest hängen und der Königssohn fühlte auf einmal eine solche Kraft darin, daß er merkte, er würde jetzt alles bändigen können; diese Kraft verlieh ihm aber der Ring. Als er von dem Baum herabgestiegen war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern faßte das große Thor, schüttelte einmal daran und es sprang mit Krachen vor ihm auf. Da ging er hinaus und der Löwe, der davor gelegen hatte, war wach geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wuth und Wildheit, sondern er folgte ihm demüthig als seinem Herrn, gehorchte ihm und wollte seine Spur nicht wieder verlassen.

Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel. „Siehst du, sprach er, ich habe ihn ohne Mühe geholt.“ Der Riese war froh, daß er so leicht erhalten hatte, was er sich so sehr gewünscht, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel. Diese war eine schöne und kluge Jungfrau, sie sah nicht den Ring an seinem Arm und sprach: „ich glaube nicht eher, daß du den Apfel geholt, bis ich erst den Ring an deinem Arm erblicke.“ „O, sagte der Riese, ich will heimgehen und ihn holen,“ und dachte dem schwachen Menschenkind ihn abzunehmen, wenn es ihn nicht gutwillig geben wollte. Da ging er zurück und forderte den Ring von dem Königssohn; aber der wollte ihn nicht geben. „Wo der Apfel ist muß auch der Ring seyn, sprach der Riese, gibst du ihn nicht, so mußt du mit mir darum kämpfen.“

Sie rangen lange Zeit mit einander, aber der Riese konnte dem Königssohn nichts anhaben, so stark war dieser durch die Kraft des Ringes. Da erbachte der Riese eine List und sprach zu ihm: „es ist uns warm geworden bei dem Kampf, wir wollen uns erst im Flusse baden und kühlen, eh wir wieder anfangen.“ Der Königssohn, der von Falschheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Wasser, zog seine Kleider ab, streifte auch den Ring vom Arm, legte ihn daneben und ging in den Fluß. Als bald ergriff der Riese den Ring und lief damit fort, aber der Edwe, der seinem Herrn gefolgt war und den Diebstahl wohl angesehen hatte, setzte dem Riesen nach und riß ihm den Ring wieder weg. Da gerieth der Riese in Wuth und sprang nach dem Wasser zurück,

und da der Königssohn eben beschäftigt war seine Kleider wieder anzuziehen, faßte er ihn und stach ihm beide Augen aus.

Nun war der arme Königssohn blind und stand da und wußte sich nicht zu helfen. Da trat der Riese wieder zu ihm und hatte Böses im Sinn. Schweigend faßte er den Blinden bei der Hand, wie jemand der ihn leiten wollte; so führte er ihn fort auf die Spitze eines hohen Felsens. Da verließ er ihn und dachte, wenn er noch ein paar Schritte geht, so stürzt er sich todt und ich kann ihm den Ring abnehmen. Aber der treue Edwe hatte seinen Herrn nicht verlassen, hielt ihn am Kleide fest und zog ihn allmählig wieder zurück. Als der Riese zurück kam und den Todten berauben wollte, da fand er ihn gerettet. „Ist denn ein so schwaches Menschenkind nicht zu verderben!“ sprach er zornig zu sich selbst, faßte den Königssohn und führte ihn zum zweitenmal auf einem andern Weg zum Abgrund; aber der Edwe, der die böse Absicht merkte, half seinem Herrn treulich aus der Gefahr. Als sie bis zum Rand gekommen waren und der Riese die Hand des Königssohns fahren ließ, um ihn allein zurückzulassen, da sprang der Edwe mit aller Macht gegen ihn, daß das Ungeheuer hinabstürzte und ganz zerschmettert wurde.

Darnach zog er seinen Herrn wieder herab und leitete ihn zu einem Baum, an dem ein klarer Bach floß. Der Königssohn setzte sich da nieder, der Edwe aber legte sich an das Wasser und spritzte, so gut er konnte, ihm davon ins Antlitz. Ein paar Tröpfchen trafen auch glücklich die Augen und beneßten sie, und der Königssohn merkte, daß sein Gesicht etwas wiederkam, denn

er hatte einigen Schein und konnte etwas in der Nähe unterscheiden. Er wußte aber nicht woher das gekommen war. Da sah er ein Vöglein, das flog ganz nah an seinem Gesicht vorbei, gerade wider den Baumstamm, so daß es sich daran stieß, gleich als war es blind; es senkte sich aber in das Wasser und badete sich darin, dann flog es wieder auf und strich ganz sicher zwischen den Bäumen hin, so daß man wohl bemerken konnte, es sey jetzt wieder sehend. Da kam es dem Königssohn in das Herz, dies wäre ein Wink Gottes, also daß er sich herabneigte zu dem Wasser und sich darin das Gesicht wusch und badete. Und wie er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder, so hell und rein, wie sie nie gewesen waren.

Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun trug es sich zu, daß er vor ein Schloß kam, welches verwünscht war; in dem Thor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt und feinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn an und sprach: „ach, könntest du mich erlösen aus dem Zauber, der mich hier hält und Gewalt über mich hat!“ Da sagte der Königssohn: „was soll ich thun, dich zu befreien?“ Die Jungfrau antwortete: „drei Nächte mußt du in dem großen Saal des verwünschten Schlosses zubringen, aber es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Hältst du aus, was dir böses angethan wird, ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst; das Leben dürfen sie dir doch nicht nehmen.“ Da sprach der Königssohn: „ich wills mit Gottes Hülfe versuchen, ich fürchte nichts auf der ganzen Welt.“ Also

ging er fröhlich in das Schloß, setzte sich in den großen Saal und wartete bis die Nacht kam. Es war still und ruhig bis Mitternacht, da fing der Lärm an, nicht bloß durch die Thüren, aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie thaten als ob sie ihn nicht sähen, setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er: „es ist nicht richtig, es ist einer da, der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere!“ „Wart ich komme, du hinter dem Ofen,“ sagte dann ein anderer. Das Schreien ward auch immer größer und so, daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn aber fürchtete sich nicht, doch endlich sprangen die Teufel auf und fielen über ihn her, und es waren so viel, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie zerrten ihn auf die Erde und zwickten, drückten, schlugen und quälten ihn, aber er ertrug ohne Furcht und gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte, als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn und alsbald fühlte er alle Schmerzen verschwinden, war frisch und munter. Sie sprach zu ihm: „eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor;“ da ging sie wieder weg, und im Weggehen bemerkte er, daß ihre Füße weiß geworden waren. In der folgenden Nacht kamen die Teufel wieder, fingen ihr Spiel an, fielen aber bald über den Königssohn her und schlugen ihn gewaltig, viel härter

als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden ward. Doch da er alles still ertrug, mußten sie von ihm lassen und als die Morgenröthe anbrach, erschien die Jungfrau wieder und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als sie wegging, sah er mit Freuden, daß sie schon halb weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Nun hatte er nur noch eine Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufelspud kam wieder; „bist du noch da, schrien sie, wart du sollst gepeinigt werden, daß dir der Athem stehen bleibt.“ Sie stachen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und rissen ihn an den Gliedern, als wollten sie ihn von einander reißen, aber er gab keinen Laut von Schmerz und Angst von sich, tröstete sich und dachte, es wird vorübergehen, und dann ist die Jungfrau aus ihrer Gewalt befreit. Doch als die Teufel ihn verließen, so lag er da ohnmächtig und konnte sich nicht regen; er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die herein kam und ihn mit dem Wasser des Lebens benetzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit, und fühlte sich frisch und gesund, als wär er aus einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß und so schön, daß sie leuchtete wie der helle Tag. Sie sprach zu ihm: „steh auf und schwing dein Schwert dreimal über die Treppe, so wird alles erlöst seyn!“ Und als er das gethan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit. Die Jungfrau war eine reiche Königs-tochter; die Diener kamen und sagten, im großen Saale wäre

die Tafel schon zubereitet und die Speisen aufgetragen. Da setzten sie sich nieder, aßen und tranken zusammen und Abends ward in großen Freuden die Hochzeit gefeiert.

122.

Der Krautesel.

Es war einmal ein junger Jäger, der hatte ein frisches und fröhliches Herz und ging in den Wald auf Anstand, und wie er so ging und auf dem Blatt pfliff, kam ein altes, häßliches Mütterchen daher, das rebete ihn an und sprach: „guten Tag, lieber Jäger, du bist wohl guter Dinge, aber ich leide Hunger und Durst, gib mir doch ein Almosen.“ Da dauerte den Jäger das arme Mütterchen, daß er in seine Tasche griff und ihr nach seinem Vermögen etwas reichte. Nun wollte er weiter gehen, aber die alte Frau hielt ihn an und sprach: „hör an, lieber Jäger, was ich dir sage, für dein gutes Herz will ich dir ein Geschenk machen, geh nur immer deiner Wege, über ein Weilchen wirfst du an einen Baum kommen, darauf sitzen neun Vögel und raufen sich um einen Mantel. Da leg du deine Büchse an und schieß mitten Brunter, den Mantel werden sie dir wohl fallen lassen, aber auch einer von den Vögeln wird getroffen seyn und todt herabstürzen. Den Mantel nimm mit dir, es ist ein Wunschmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfst, brauchst du dich nur an einen Ort zu wünschen, gedacht, vollbracht und du bist dort. Den todtten Vogel aber schneid auf und nimm das Herz heraus und verschluck

es ganz, dann wirfst du allen und jeden Morgen früh beim Aufstehen Gold unter deinem Kopfkissen aufheben können, und das kommt dir zu von wegen des Vogelherzens.“

Der Jäger dankte der weisen Frau und dachte bei sich: „schöne Dinge, wenns auch all so einträfe!“ Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über sich in den Ästen ein Geschrei und Gezwitzchen, daß er aufschaute, da sah er einen Haufen Vögel, die rissen mit den Schnäbeln und Füßen ein Tuch herum, schrien, zerrten und balgten sich, als wollten sie jeder allein haben. „Nun, sprach der Jäger, das ist wunderbar, es kommt ja, wie das Mütterchen gesagt hat,“ nahm die Büchse von der Schulter, legte an und that seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herumflogen. Als bald nahm das Gethier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel todt herab und der Mantel sank herunter. Da that der Jäger wie ihm die Alte geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein und er wollte sehen, ob die auch einträfe. Wie er aber sein Kopfkissen in die Höhe hob, da schimmerte ihm das Goldstück entgegen, und am andern Morgen fand er wieder eins und so weiter jedesmal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er: „was hilft mir all mein Gold, wenn ich daheim bleibe! ich will ausziehen und mich in der Welt umsehen.“

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Säger-
rangen und seine Flinte um und zog in die Welt. Es trug sich
zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam und wie
er zu Ende war, lag in einer Ebene vor ihm ein ansehnliches
Schloß. In einem Fenster desselben stand gerade eine Alte mit
einer wunderschönen Jungfrau und schaute herab. Die Alte aber
war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen: „dort kommt einer
aus dem Wald, der hat einen wunderbaren Schatz im Leib, den
müssen wir darum berücken, mein Herzenstochterchen, uns steht
das besser an als ihm. Er hat ein Vogelherz bei sich, deshalb
liegt jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen.“ Und
erzählte ihr, wie es damit beschaffen wäre und wie sie darum zu
spielen hätte, und zuletzt drohte sie und sprach mit zornigen Au-
gen: „und wenn du mir nicht gehorchst, so bist du unglücklich!“
Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und
sprach zu sich: „ich bin nun so lang herum gezogen, ich will ein-
mal ausruhen und in das schöne Schloß einkehren, Geld hab ich
ja vollauf;“ eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Aug auf
das schöne Bild geworfen hatte.

Nun trat er in das Haus ein und wurde freundlich empfan-
gen und höflich bewirthet. Es dauerte nicht lange, da war er
so in das Hexenmädchen verliebt, daß er an nichts anders mehr
dachte und nur nach seinen Augen sah und was es verlangte, das
that er gern. Da sprach die Alte: „nun müssen wir das Vogel-
herz haben, er wirbs nicht spüren, wenn es ihm fehlt.“ und
richtete einen Trank zu und wie der gekocht war, that sie ihn in

einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das mußte ihn dem Jäger reichen. Sprach es: „nun, mein Liebster, trink mir zu!“ Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Leibe. Das Mädchen mußte es heimlich fortchaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte; aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anders dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe: „das Vogelherz haben wir, aber den Wunschmantel haben wir noch nicht, den müssen wir ihm auch abnehmen.“ Antwortete das Mädchen: „den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichtum verloren.“ Da ward die Alte böse und sprach: „so ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben;“ und gab dem Mädchen Anschläge und sagte, wenn es ihr nicht gehorche, sollte es ihr schlimm ergehen. Da that es nach dem Geheiß der Alten und stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wär es ganz traurig. Fragte der Jäger: „was stehst du so traurig da?“ „Ach, mein Schatz, gab es zur Antwort, da gegenüber liegt der Granatenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Darnach trag ich so großes Verlangen, daß wenn ich daran denke, ich traurig seyn muß; aber wer kann sie holen! nur die Vögel, die Fliegen, kommen hin, ein Mensch nimmermehr.“ „Ist das all euer Kummer, sagte der

Jäger, den will ich euch bald vom Herzen nehmen.“ Faßte sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Granatenberg und im Augenblick saßen sie auch beide drauf. Da schimmerte das edele Gestein von allen Seiten, daß es eine Freude war anzusehen und sie lasen das schönste und kostbarste zusammen. Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunst bewirkt, daß dem Jäger die Augen schwer wurden und er sprach zu dem Mädchen: „wir wollen ein wenig niedersitzen und ruhen, ich bin so müd, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann.“ Da setzten sie sich und er legte sein Haupt in ihren Schooß und schlief ein. Wie er entschlafen war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn um, las die Granaten und Steine auf und wünschte sich damit nach Haus.

Als aber der Jäger seinen Schlaf ausgethan hatte und aufwachte, sah er, daß ihn seine Liebste betrogen und auf dem wilden Gebirg allein gelassen hatte. „O, sprach er, wie ist die Untreue so groß auf der Welt!“ saß da in Sorg und Herzeleid und wußte nicht was er anfangen sollte. Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuern Riesen, die darauf wohnten und ihr Wesen trieben, und wie er so saß, sah er ihrer drei daher schreiten. Da dachte er, wie kann ich mich anders retten, als daß ich mich schlafend stelle und legte sich geschwind nieder, als wär er in tiefen Schlaf versunken. Nun kamen die Riesen herbei und der erste stieß ihn mit dem Fuß an und sprach: „was liegt da für ein Erdwurm und beschaut sich inwendig?“ Der zweite sprach: „tritt ihn todt!“ Der dritte aber sprach verächtlich: „das wäre der Mühe werth

werth! laßt ihn nur leben, steigt er höher auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter diesem Gespräch gingen sie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt und sobald sie fort waren, stand er auf und kletterte den Berggipfel hinauf. Als er ein Weilchen da gegessen, so schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn und trug ihn fort und zog eine Zeit lang, dann senkte sie sich und ließ sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krautgarten nieder, also daß er zwischen Kohl und Gemüse sanft auf den Boden kam.

Da sah der Jäger sich um und sprach: „wenn ich nur was zu essen hätte, ich bin so hungrig und mit dem Weiterkommen wirds schwer fallen; aber hier seh ich keinen Apfel und keine Birn und keinerlei Obst, überall nichts als Krautwerk.“ Endlich dachte er: „zur Noth kann ich von dem Salat essen, der wird mich erfrischen und stärken.“ Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er ein paar Bissen hinab geschluckt, so war ihm so wunderbar zu Muth und er fühlte sich ganz verändert und sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger spürte und ihm der saftige Salat jetzt ordentlich gut schmeckte, so aß er mit großer Gier und fraß immer zu, bis er an eine andere Art Salat kam, und kaum hatte er von diesem etwas verschluckt, so fühlte er aufs neue eine Veränderung und er war glücklich in seine menschliche Gestalt zurückgekehrt.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Müdigkeit aus, und als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt
Kindermärchen II. M

von dem bösen und dem guten Salat ab und dachte: „daß soll mir zu dem Weinigen wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen.“ Dann steckte er die Häupter zu sich und kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Liebsten zu suchen. Als er ein paar Tage herumgestrichen, war er auch so glücklich es zu finden. Da bräunte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um eine Herberge: „ich bin so müd, sprach er, und kann nicht weiter.“ Fragte die Hexe: „Landemann, wer seyd ihr und was ist euer Geschäft?“ Er antwortete: „ich bin ein Bote und bin ausgesandt, den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen ihn zu finden und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu welken droht und ich nicht weiß, ob ich es weiter bringen werde.“

Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, ward sie lüstern und sprach: „lieber Landemann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen.“ „Warum nicht, antwortete er, ich habe doch zwei Häupter mitgebracht und will euch eins geben,“ machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die Hexe dachte an nichts Arges und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Küche ging und es zubereitete. Als er fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tisch stand, sondern sie nahm gleich ein paar Blätter und steckte sie in den Mund; aber kaum waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren und sie lief als eine Feslin hinab in die

Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat da stehen und wollte ihn auftragen, unterwegs aber überfiel sie, nach alter Gewohnheit, die Lust zu versuchen und sie aß ein paar Blätter. Als bald zeigten sie ihre Kraft und sie ward ebenfalls zu einer Gselin und lief hinaus zu der Alten und die Schüssel mit Salat fiel auf die Erde. Der Bote saß in der Zeit bei dem schönen Mädchen und als niemand mit dem Salat kam und es doch auch lüftern darnach war, sprach es: „ich weiß nicht, wo der Salat bleibt.“ Da dachte der Jäger: „es wird schon etwas gegeben haben“ und sprach: „ich will einmal nach der Küche gehen“ und wie er hinab kam, sah er die zwei Gselinnen im Hof herumlaufen und den Salat auf der Erde liegen. „Schon recht, sprach er, die zwei haben ihr Theil weg!“ und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen. „Ich bring euch selbst das köstliche Essen, sprach er, damit ihr nicht länger zu warten braucht.“ Da aß sie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt und hieß als eine Gselin in den Hof.

Nun wusch sich der Jäger sein Angesicht und ging hinab in den Hof, also daß ihn die Verwandelten erkennen konnten und sprach: „jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen.“ Da band er sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam, und klopfte dem Müller an das Fenster. „Was giebt's?“ sprach der Müller. Antwortete er ihm: „da hab ich drei böse Thiere, wollt ihr sie bei euch nehmen, Futter und La-

ger geben und sie halten, wie ich euch sage, so zahl ich dafür, was ihr verlangt.“ Sprach der Müller: „warum das nicht? wie soll ich sie aber halten?“ Da sagte der Jäger: „der alten Geselin, welche die Hexe war, sollt ihr täglich dreimal Prügel und keinmal zu fressen geben; der jüngern, welche die Magd war, einmal Prügel und dreimal Futter; und der jüngsten, welche das Mädchen war, keinmal Prügel und dreimal zu fressen;“ denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß es sollte geschlagen werden. Darauf ging er zurück in das Schloß und was er nöthig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach, „er mußte melden, daß die alte Geselin, die nur Schläge bekommen hätte und nichts zu fressen, gestorben wäre; und die zwei andern, sagte er weiter, sind zwar nicht gestorben und kriegen auch zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lang mit ihnen dauern kann.“ Da erbarmte sich der Jäger und ließ allen Zorn fahren, und sprach zum Müller, er sollte sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach: „ach, mein Liebster! verzeiht mir, was ich Böses an euch gethan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen, es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen.“ Da ward er anderes Sinnes und sprach: „behalt es nur, es ist

gleich eins, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen.“ Und da ward Hochzeit gehalten und sie lebten vergnügt mit einander bis an ihren Tod.

123.

Die Alte im Wald.

Es fuhr einmal ein armes Dienstmädchen mit seiner Herrschaft durch einen großen Wald, und als sie mitten darin waren, kamen Räuber aus dem Dickicht hervor und ermordeten, wen sie fanden; da kam alles mit einander um, nur das Mädchen nicht, das war aus dem Wagen gesprungen und hatte sich hinter einen Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, trat es herbei und sah das große Unglück, da fing es an bitterlich zu weinen und sagte: „was soll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht zu finden in dem Wald, kein Haus ist da, so muß ich gewiß verhungern!“ Es ging herum, suchte einen Weg, konnte aber keinen finden, bis zum Abend, da setzte es sich unter einen Baum, befahl sich Gott und wollte da sitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geschehen, was immer wollte. Als es aber ein bißchen da gegessen, kam ein weißes Täubchen heruntergeflogen, mit einem kleinen goldnen Schlüsselchen im Schnabel, das legte es ihm in die Hand und sprach: „siehst du dort den großen Baum, daran ist ein kleines Schloß, das schließ mit dem Schlüsselchen auf, so wirst du Speise genug finden und keinen Hunger mehr leiden.“ Da ging es zu dem Baum und schloß

ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schüsselchen und Weißbrot zum Einbrocken dabei, daß es sich satt essen konnte. Als es satt war, sprach es: „jetzt ist Zeit, wo die Hühner daheim aufstiegen, ich bin so müd, könnt ich mich auch in mein Bett legen!“ Da kam das Täubchen wieder geflogen und hatt' ein anderes goldenes Schlüsselchen im Schnabel und sagt: „schließ dort den Baum auf, da wirst du ein Bett finden.“ Da schloß es auf und fand ein schönes weiches Bettchen, da betete es zum lieben Gott, er sollt' es behüten in der Nacht, legte sich und schlief ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal, brachte wieder ein Schlüsselchen und sprach: „schließ dort den Baum auf, da wirst du Kleider finden;“ und wie es aufschloß fand es Kleider mit Gold und Edelsteinen besetzt, so herrlich, wie sie keine Königtöchter hat. Also lebte es da eine Zeit lang, und kam das Täubchen alle Tage und sorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein stilles, gutes Leben.

Einmal aber kam das Täubchen und sprach: „willst du mir etwas zu Lieb' thun?“ „Von Herzen gern,“ sagte das Mädchen. Da sprach das Täubchen: „ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh' hinein, mittendrin am Heerd da wird eine alte Frau sitzen und guten Tag sagen. Aber gib ihr bei Leibe keine Antwort, sie mag auch anfangen was sie will, sondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da ist eine Thüre, die mach auf, so wirst du in eine Stube kommen, wo eine große Menge von Ringen allerlei Art auf dem Tisch liegt, darunter sind prächtige mit gläserigen Steinen, die laß aber liegen und

such einen schlichten heraus, der auch darunter seyn muß und bring ihn zu mir her so geschwind du kannst.“ Da ging das Mädchen hin zu dem Häuschen und öffnete es, da saß eine Alte, die machte große Augen, wie sie es sah, und sprach: „guten Tag mein Kind.“ Es gab ihr keine Antwort und ging auf die Thüre zu; „ei! wo hinaus?“ rief sie und faßt es beim Rock und wollte es festhalten; „das ist mein Haus, da darf niemand herein, wenn ich's nicht haben will.“ Aber es schwieg immer still, machte sich von ihr los und ging gerade in die Stube hinein. Da lag nun auf dem Tisch eine übergroße Menge von Ringen, die glühten und glimmerten ihm vor den Augen, es warf sie herum und suchte nach dem schlichten, konnte ihn aber nicht finden. Wie es so suchte, sah es die Alte, wie sie daher schlich und einen Vogelkäfig in der Hand hatte und damit fort wollte; da ging es auf sie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand und wie es ihn aufhob und hinein sah, saß ein Vogel darin, der hatte den schlichten Ring im Schnabel. Da war es froh und lief damit zum Haus hinaus und dachte, daß weiße Täubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es sich an einen Baum und wollte auf es warten, und wie es so stand, da dächte ihm, der Baum würde weich und biegsam und senkte seine Zweige herab. Und auf einmal schlangen sich die Zweige um es herum und waren zwei Arme und wie es sich umfaß, war der Baum ein schöner Mann, der es umfaßte und herzlich küßte und sagte: „du hast mich erlöst, die Alte ist eine Hexe, die mich in einen Baum verwandelt hatte, und alle Tage ein paar Stunden war ich

eine weiße Taube, und so lang sie den Ring besaß, konnte ich meine menschliche Gestalt nicht wieder erhalten.“ Da waren auch seine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei und keine Blume mehr und standen neben ihm, da fuhren sie fort in sein Reich, denn er war eines Königs Sohn, heiratheten sich und lebten glücklich.

124.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen, als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach seinem Tod das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußt er gar nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thät; verkaufen wollt' er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da fiel ihm endlich ein Rath ein und er sprach zu seinen Söhnen: „geht in die Welt und versucht auch und lerne jeder ein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtermeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was rechtschaffenes lernte; der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das

Haus; ~ der Barbier rasirte lauter vornehme Herrn und meinte auch, das Haus wär' sein; der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr.“ Als nun die gefechte Zeit herum war, kamen sie zusammen nach Haus, sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Haas übers Feld daher gelaufen. „Hi, sagte der Barbier, der kommt wie gerufen,“ nahm Becken und Seife, schaumte, bis der Haas in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasirte ihm auch in vollem Laufe ein Stugbärtchen und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir, sagte der Vater, wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein.“ Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann,“ sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl, sprach der Vater, du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll.“ Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren,“ und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden

vom Himmel göß, schwang er den Degen immer schneller, und blieb so trocken, als saß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein.“

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus, trieben ihr Handwerk und da sie so gut ausgelehrt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen und sich so lieb gehabt, alle drei in ein Grab gelegt.

125.

Der Teufel und seine Großmutter.

Es war ein großer Krieg und der König gab seinen Soldaten wenig Gold, so daß sie nicht davon leben konnten; da thaten sich drei zusammen und wollten ausreißen. Einer sprach zum andern: „wenn wir aber gekriegt werden, hängt man uns an den Galgenbaum; wie wollen wir das machen?“ Sprach der andere: „da steht ein großes Kornfeld, wenn wir hineinkriechen, findet uns kein Mensch, das Heer kommt nicht hinein.“ Da krochen sie hinein und saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn, hatten aber so großen Hunger, daß sie beinah gestorben wären, denn sie

durften nicht heraus Da sprachen sie: „was hilft uns unser Ausreißen, wir müssen elendig im Korn sterben.“ Indem kam ein feuriger Drache über das Kornfeld durch die Luft geflogen, der sah sie liegen und fragte: „was thut ihr drei da im Kern?“ Sie antworteten: „wir sind drei ausgerissene Soldaten, wir konnten von unserem Sold nicht länger im Heer leben, nun müssen wir hier Hungers sterben, weil das Heer rund herum liegt, und wir nicht entinnen können.“ „Wollt ihr mir sieben Jahre dienen, sagte der Drache, so will ich euch mitten durchs Heer führen, daß euch niemand kriegen soll?“ „Wir haben keine Wahl und sind zufrieden,“ antworteten sie. Da nahm sie der Drache in seine Klauen und unter seine Fittiche und brachte sie durch die Luft über das Heer weg in Sicherheit. Darnach ließ er sie wieder zur Erde, er war aber der Teufel und gab ihnen ein kleines Peitschen, womit sie sich Geld peitschen konnten, so viel sie wollten. „Damit, sprach er, könnt ihr große Herren werden und in Wagen fahren; nach Verlauf der sieben Jahre aber seyd ihr mein eigen“ und hielt ihnen ein Buch vor, in das mußten sie alle drei unterschreiben. „Doch will ich euch, sagte er, dann erst noch ein Räthsel geben, könnt ihr das rathen, sollt ihr frei und aus meiner Gewalt seyn.“ Da ging der Drache von ihnen ab und sie reisten fort mit ihren Peitschen, hatten Geld die Fülle, ließen sich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo sie waren, lehren sie in Freuden und Herrlichkeit, führen mit Pferden und Wagen, aßen und tranken und die sieben Jahre strichen in kurzer Zeit um. Als es nun bald ans Ende kam,

wurde ihnen angst und bang, zwei waren ganz betrübt, der dritte aber nahm's auf die leichte Schulter und sprach: „Brüder, fürchtet nichts, vielleicht können wir das Räthsel rathe.“ Wie sie so zusammen saßen, kam eine alte Frau daher, die fragte, warum sie so traurig wären. „Ach, was liegt euch daran, ihr könnt uns doch nicht helfen.“ „Wer weiß das, erzählt mir's nur.“ Da erzählten sie's ihr, daß sie fast sieben Jahr dem Teufel gedient, der hätte ihnen Geld wie Heu geschafft, sie hätten sich ihm aber verschrieben und wären sein Eigenthum, wenn sie nach den sieben Jahren nicht ein Räthsel auflösen könnten. Die Alte sprach: „soll euch geholfen werden, so muß einer von euch zum Wald hinein gehen und da wird er an eine zerfallene Klippe kommen, die aussieht wie ein Häuschen.“ Die zwei traurigen dachten, das wird uns doch nicht retten und blieben vor dem Wald, der dritte lustige machte sich auf und fand alles so, wie die Frau gesagt hatte; in dem Häuschen aber saß eine steinalte Frau, die war des Teufels Großmutter und fragte ihn, woher er käme und was er wollte? Da erzählte er ihr alles und weil er ein gar schöner Mensch war, hatte sie Erbarmen und hob einen großen Stein auf. „Darunter sitz ganz still, wann der Drache kommt, will ich ihn um die Räthsel fragen.“ Um zwölf Uhr Nachts kam der Drache geflogen und wollte sein Essen, da deckte ihm seine Großmutter den Tisch und trug Trank und Speise auf, daß er vergnügt war, und sie aßen und tranken zusammen. Da fragte sie ihn im Gespräch, wie's den Tag ergangen wäre, wie viel Seelen er kriegt hätte? „Ich hab' noch drei Soldaten, die sind

mein," sprach er. „Ja, drei Soldaten, sagte sie, haben etwas an sich, die können dir noch entkommen.“ Sprach der Teufel höhniſch: „die ſind mir gewiß, denen gebe ich ein Räthſel auf, das ſie nimmermehr rathen können.“ „Was iſt das für ein Räthſel?“ fragte ſie. „Das will ich dir ſagen: in der großen Nordſee liegt eine todte Meerſähe, das ſoll ihr Braten ſeyn; und von einem Wallfiſch die Rippe, das ſoll ihr ſilberner Löffel ſeyn; und ein alter Pferdefuß, das ſoll ihr Weinglas ſeyn.“ Da ging der Teufel fort zu ſchlafen und die alte Großmutter hob den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. „Haſt du auch alles wohl in Acht genommen?“ „Ja," sprach er, nun weiß ich mir ſchon zu helfen.“ Darauf mußte er einen andern Weg durchs Fenſter ſchnell zu ſeinen Geſellen gehen, damit ihn der Teufel nicht merkte. Wie er nun zu den andern kam, erzählte er ihnen, was er gehört hatte und ſie konnten nun rathen, was ſonſt keine Seele gerathen hätte; da waren ſie alle fröhlich und guter Dinge und peitschten ſich Geld genug. Als nun die ſieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterſchriften und sprach: „ich will euch nun in die Hölle mitnehmen, da ſollt ihr eine Mahlzeit haben, könnt ihr mir rathen, was ihr für einen Braten werdet zu eſſen kriegen, ſo ſollt ihr frei und los ſeyn und das Peitschchen dazu behalten.“ Da ſing der erſte Soldat an: „in der großen Nordſee liegt eine todte Meerſähe, das wird wohl der Braten ſeyn.“ Der Teufel ärgerte ſich, machte hm! hm! hm! und fragte den zweiten: „was ſoll euer Löffel ſeyn?“ Da antwortete er: „von einem Wallfiſch die Rippe, das

soll unser silberner Eßfel seyn.“ Der Teufel schnitt ein Gesicht, knurrte wieder dreimal hm! hm! hm! und sprach zum dritten: „was soll ever Weinglas seyn.“ „Ein alter Pferdefuß, das soll unser Weinglas seyn.“ Da flog der Teufel fort, ließ sie im Stich und that keine Gewalt mehr über sie; aber die drei behielten das Peit'schen, jagten Geld hervor, so viel sie wollten, und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

126.

Ferenand getrü un Ferenand ungetrü.

Et was mal en Mann un 'ne Fru west, de hadden so lange se rich wören kene Kinner, as se awerst arm woren, da kregen se en kleinen Jungen. Se kunnen awerst kenen Paen dato kregen, da segde de Mann, he wulle mal na den annern Ohre (Orte) gahn un tosehn, ob he da enen kregte. Wie he so gink, begegnete änn en armen Mann, de frog en, wo he hünne wulle? he segde, he wulle hünne un tosehn, dat he 'n Paen kriegte, he sie arm un da wulle änn kene Minste to Gebaher stahn. „D, segde de arme Mann, gi sieb arm un ik sie arm, ik will guhe (euer) Gebaher weren; ik sie awerst so arm, ik kann dem Kinne nix givven, gahet hen un segget de Bähmoer (Wehmutter), se sulle man mit den Kinne na der Kerken kummen.“ Ase se nu tohaup na der Kerken kummet, da is de Bettler schaun darinne, de givt dem Kinne den Namen: Ferenand getrü.

Wie he nu ut der Kerken gahet, da segb de Bettler: „nu gahet man na Hus, ik kann guh (euch) nix givven, un gi süllt mie of nix givven.“ De Bähmoer averst gav he 'n Schlüttel un segb er, se mögt en, wenn se na Hus käme, dem Waer givven, de sull'n verwahren, bis dat Kind vertein Johr old wöre, denn sull et up de Heide gahn, da wöre 'n Schlott, dato paßte de Schlüttel, wat darin wöre, dat sulle em hören. Wie dat Kind nu sewen Johr alt woren un düet (tüchtig) wassen wor, gink et mal spilen mit annern Jungens, da hadde he eine noch mehr vom Paen kriegt, ase de annere, he averst kunne nix seggen, un da grinde he un gink na Hus un segbe tom Waer: „hewe ik denn gar nix vom Paen kriegt?“ — „D ja, segbe de Waer, du heft en Schlüttel kriegt, wenn up de Heide 'n Schlott steit, so gah man hen un schlut et up.“ Da gink he hen, averst et was kein Schlott to hören un to sehen. Wier na sewen Jahren, ase he vertein Johr old is, geit he nochmals hen, da steit en Schlott darup. Wie he et upschloten het, da is der nix enne, ase 'n Perb, 'n Schümmel. Da werd de Junge so vuller Früden, dat he dat Perb hadde, dat he sik darup sett un to sinen Waer iegb (jagt). „Du hew ik auch 'n Schümmel, nu will ik auch reisen,“ segb he.

Da treckt he weg un wie he unnerweges is, ligb da 'ne Schriftebber up 'n Wegge, he will se eist (erst) upnümme, da denkt he averst wier bie sich: „o du süst se auch liggen laten, du sindest ja wol, wo du hen kümmt 'ne Schriftebber, wenn du eine bruckest.“ Wie he so weggeit, da roppt et hinner am: „Zere-

nand getrü, nimm se mit!" He sät sif ümme, sät awerst keinen, da geit he wier torugge un nümmt se up. Wie he wier 'ne Wile rien (geritten) is, kümmt he hie 'n Water vorbie, so ligd da en Fiss am Dewer (Ufer) un snappet un happet na Luft, so segd he: „Ido, min lewe Fiss, ik will die helpen, dat du in't Water kümmt," un gript 'n bie'n Schwans un werpt 'n in't Water. Da steckt de Fiss den Kopp ut den Water un segd: „nu du mie ut den Roth holpen hest, will ik die 'ne Flötepiepen givven, wenn du in de Raub bist, so flöte derup: dann will ik die helpen; wenn du mal wat in't Water hast fallen laren, so flöte man, so will ik et die herut reiden." Nu ritt he weg, da kümmt so 'n Minst to um, de frägt 'n, wo he hen wull. „D na den neggsten Ort." — „Wu he dann heite?" — „Ferenand getrü." — „Gü, da hewe wie ja fast den sülwigen Namen, ik heite Ferenand un getrü." Da trecket se beide na den neggsten Ohre in dat Wertshus.

Nu was et schlimm, dat de Ferenand ungetrü allet wuste, wat 'n annerer dacht hadde un doen wulle; dat wust he ddre so allerhand slimme Kunste. Et was awerst im Wertshuse so 'n wacker Wäken, dat hadde 'n schier (flares) Angesicht un drog sif so hübsch; dat verleiv sif in den Ferenand getrü, denn et was 'n hübschen Menschen west, un frog'n, wo he hen to wulle? „D, he wulle so herummer reisen." Da sead se, so sull he doch nur da bliewen, et wdre hier to Lanne 'n König, de neime wul geren 'n Bebeenten oder 'n Vorrüter; dachie sulle he in Diensten gahn. He antworde, he künne nig gud so to einen hingahen un been sif

sit an. Da segde bet Mäken: „o dat will ik dann schun dauen.“ Un so gink se auch stracks hen, na den Künig, un sehde unn, se wüste unn 'n hübschen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to sit kummen un wull 'n to 'm Bedeenten machen. He wull awerst leewer Borrüter sin, denn wo sin Verb wäre, da möst he auch sin; da macht 'n de Künig to 'm Borrüter. Wie düt de Ferenand ungetrú gewahr wore, da segd he to den Mäken: „töv! helpest du den an, un mie nig?“ „D, segd dat Mäken, ik will 'n auch anhelpen.“ Se dachte: „den most du bie to 'm Frünne wahren, denn he is nig to truen.“ Se geit alse vor 'm Künig stahn un beed 'n als Bedeenten an; dat is de Künig tofreen.

Wenn he nu also bet Morgens den Heren antrock, da jammerte de jümmer: „o wenn ik doch eist mine Leiweste bie mie hädde.“ De Ferenand ungetrú war awerst dem Ferenand getrú jümmer upsettsig, wie asso de Künig mal wier so jammerte, da segd he: „Sie haben ja den Vorreiter, den schicken Sie hin, der muß sie herbeischaffen und wenn er es nicht thut, soll ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden.“ Do leit de Künig den Ferenand getrú to sit kummen un sehde um, he hädde da un da 'ne Leiweste, de sull he unn herschappen, wenn he dat nig deie, sull he sterwen.

De Ferenand getrú gink im Stall to sinen Schimmel un grinde un jammerde. „D wat sin ik 'n unglücksch Menschenkind.“ Do röppet jeimes hinner um: „Ferenand getreu, was weinst du?“ He sūt sit um, sūt awerst neimes un jammerd jümmer fort: „o

min lewe Schümmelken, nu mot ik die verlaten, nu mot ik sterwen.“ Da merkt he eist, dat sin Schümmelken deit dat Fragen. „Döst du dat, min Schümmelken, fast du füren (veden)?“ un segd wier: „ik sull da un da hen un sall de Brut halen, west du nig, wie .. dat wol anfangen?“ Da antwoerd dat Schümmelken: „gah du na den Künig un segg, wenn he die giwen wulle, wat du herwen möstest, so wullest du se ünn schappen; wenn he die 'n Schipp vull Fleiß un 'n Schipp vull Brod giwen wulle, so sull et gelingen; da wöden de grauten Riesen up den Water, wenn du denen fen Fleiß midde brächtest, so terreitn se die; un da wöden de grauten Büggel, de pickeden die de Dgen ut den Koppe, wenn du fen Brod vör se häddest.“ Da lett de Künig alle Elächter im Lanne slachten un alle Becker backen, dat de Schippe vull werdt. Wie se vull sied, segd dat Schümmelken to 'm Ferenand getrü: „nu gah man up mie sitten un treck mit mie in 't Schipp, wenn dann de Riesen kümmt, so segg:

„still, still, meine lieben Riesechen,
ich hab' euch wohl bedacht,
ich hab' euch was mitgebracht!“

Un wenn de Büggel kümmt, so seggst du wier:

„still, still, meine lieben Büggelchen,
ich hab' euch wohl bedacht,
ich hab' euch was mitgebracht!“

dann doet sie die nix, un wenn du dann die dat Schlott kümmt,
dann helpt die de Riesen, dann gah up dat Schlott un nimm

in Paar Riesen mit, da ligb de Prinzessin un schlöppet; du darfst se averst nig upwecken, sonnern de Riesen mödt se mit den Bedde upnümme un in dat Schipp dregen.“ (Und da geschah nun alles, wie das Schimmeldchen gesagt hatte, und den Riesen und den Vögeln gab der Ferenand getrü was er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Riesen willig und trugen die Prinzessin im Bett zum König.) Un ase se to 'm König kümme, segb se, se künne nig live, se möste ere Schriften hewen, de wdren up eren Schlotte liggen bliven. Da werd de Ferenand getrü up Anstiffen det Ferenand ungetrü roopen, un de König bedüdt ünn, he sulle de Schriften von den Schlotte halen, süst sull he sterwen. Da geit he wier in Stall un grind un segb: „o min lewe Schimmeln, nu sull ik noch 'nmal weg, wie süll wie dat maken.“ Da segb de Schümmel, se sulen dat Schipp man wier vull laen (laden). (Da geht es wieder wie das vorigemal, und die Riesen und Vögel werden von dem Fleisch gesättigt und besänftigt.) Ase se bie dat Schlott kümme, segb de Schümmel to ünn, he sulle man herin gahn, in den Schlappzimmer der Prinzessin, up den Diske, da lägen de Schriften. Da geit Ferenand getrü hün un langet se. Ase se up 'n Water sind, da let he sine Schriftebber in 't Water fallen, da segb de Schümmel: „nu kann ik die averst nig helpen.“ Da fällt 'n dat bie mit de Flötepipen, he sänkt an to stöten, da kümmt de Fisk un het de Fiedder im Mule un langet se 'm hen. Nu bringet he de Schriften na den Schlotte, wo de Hochtib hallen werd.

De Künigin mogte awerst den König nig lien, weil he keine Nese hadde, sonnern se mogte den Ferenand getrü geren lien. Wie nu mal alle Herens vom Hove tosammen sied, da segd de Künigin, se könne auch Kunststücke machen, se könne einen den Kopp afhoggen un wier upsetten, et sull nur mant einer versöcken. Da wull awerst kener de eiste sien, da mett Ferenand getrü daran, wier up Anstiften von Ferenand ungetrü, den hogget se den Kopp af un sett'n ünn auch wier up, et is auch glick wier tau heilt, dat et ut sach ase hädde he'n roen Faen (Faden) üm'n Hals. Da segd de König to ehr: „mein Kind, wo hast du denn das gelernt?“ — „Ja, segd se, die Kunst versteh ich, soll ich es an dir auch einmal versuchen?“ — „D ja,“ segd he. Da hogget se en awerst den Kopp af un sett'n en nig wier upp, se doet as ob se'n nig darup Eriegen könne un as ob he nig fest sitten wulle. Da ward de König begrawen, se awerst frigget den Ferenand getrü.

He ribde awerst jümmer sinen Schümmel un ase he mal darup sat, da segd de to em, he sulle mal up 'ne annere Heide, de he em wißt, trecken, un da dreimal mit em herummerjagen. Wie he dat dāhen hadde, da geit de Schümmel up de Pinnerbeine stāhn un verwannelt sit in 'n Königsuhñ.

Der Eisen = Ofen.

Zur Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, ward ein Königssohn von einer alten Hexe verwünscht, daß er im Walde in einem großen Eisen = Ofen sitzen sollte. Da brachte er nun viele Jahre zu und konnte ihn niemand erlösen. Einmal kam eine Königstochter in den Wald, die hatte sich irr gegangen und konnte ihres Vaters Reich nicht wieder finden; neun Tage war sie so herum gegangen und stand zuletzt vor dem eisernen Kasten. Da fragte er sie: „wo kommst du her, und wo willst du hin?“ Sie antwortete: „ich habe meines Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder nach Haus kommen.“ Da sprach's aus dem Eisen = Ofen: „ich will dir wieder nach Haus verhelfen in einer kurzen Zeit, wann du dich willst unterschreiben, zu thun, was ich verlange. Ich bin ein größerer Königssohn, als du eine Königstochter und will dich heirathen.“ Da erschrak sie und dachte: „lieber Gott, was soll ich mit dem Eisen = Ofen anfangen!“ weil sie aber gern wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie sich doch, zu thun, was er verlangte. Er sprach aber: „du sollst wiederkommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das Eisen schrappen;“ dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der ging nebenher und sprach nicht, er brachte sie aber in zwei Stunden nach Haus. Nun war große Freude im Schloß, als die Königstochter wieder kam, und der alte König fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie war aber sehr betrübt und sprach: „lieber

Vater, wie mir's gegangen hat! ich wär' nicht wieder nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wann ich nicht wär' bei einen eisernen Ofen gekommen, dem habe ich mich müssen dafür unterschreiben, daß ich wollte wieder zu ihm zurückkehren, ihn erlösen und heirathen." Da erschrak der alte König so sehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einzige Tochter. Berathschlagten sich also, sie wollten die Müllerstochter, die schön wär', an ihre Stelle nehmen; führten die hinaus, gaben ihr ein Messer und hießen ihr an dem Eisen-Ofen schaben. Sie schrappte auch 24 Stund, konnte aber nicht das geringste herabbringen; wie nun der Tag anbrach, rief's in dem Eisen-Ofen: „mich däucht, 's ist Tag draußen!“ Da antwortete sie: „das däucht mich auch, ich meint, ich hört meines Vaters Mühle rappeln.“ — „So bist du ja eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Königstochter herkommen.“ Da ging sie hin und sagte dem alten König, der draußen wollte sie nicht, er wollte seine Tochter. Da erschrak der alte König und die Tochter weinte; sie hatten aber noch eine schöne Schweinshirtentochter, die war noch schöner, als die Müllerstochter, der wollten sie ein Stück Geld geben, damit sie für die Königstochter zum eisernen Ofen ging. Also ward sie hinausgebracht und mußte auch 24 Stund schrappen, sie bracht aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, rief's im Ofen: „mich däucht, es ist Tag draußen!“ Da antwortete sie: „das däucht mich auch, ich meint, ich hört meines Vaters Hörnchen tüten!“ — „So bist du ja eine Schweinshirtentochter, dann geh gleich hinaus und laß die

Königstochter kommen; und sag' ihr, es sollt ihr widerfahren, was ich ihr versprochen hätte, und wann sie nicht käme, sollte im ganzen Reich alles zerfallen und einstürzen und kein Stein auf dem andern bleiben.“ Als die Königstochter das hörte, fing sie an zu weinen, es war aber nun nicht anders, sie mußte ihr Versprechen halten. Da nahm sie Abschied von ihrem Vater, steckte ein Messer ein und ging zu dem Eisen-Ofen in den Wald hinaus. Wie sie nun angekommen war, hub sie an zu schrappen und das Eisen gab ihr nach und wie zwei Stunden vorbei waren, hatte sie schon ein kleines Loch geschabt. Da guckte sie hinein und sah einen so schönen Königssohn, ach! der glimmerte, daß er ihr recht in der Seele gefiel. Nun da schrappte sie noch weiter fort und machte das Loch so groß, daß es heraus konnte. Da sprach er: „du bist mein und ich bin dein, du bist meine Braut und hast mich erlöst.“ Sie bat sich aus, daß sie noch einmal dürfte zu ihrem Vater gehen und der Königssohn erlaubte es ihr, sie sollte aber nicht mehr mit ihrem Vater sprechen, als drei Worte und dann sollte sie wiederkommen. Also ging sie heim, sie sprach aber mehr als drei Worte, da verschwand alé bald der Eisen-Ofen und war weit weg über gläserne Berge und schneidende Schwerter; doch war der Königssohn erlöst und nicht mehr darin eingeschlossen. Darnach nahm sie Abschied von ihrem Vater und etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und suchte den Eisen-Ofen, allein der war nicht wieder zu finden. Neun Tage suchte sie, da ward ihr Hunger so groß, daß sie sich nicht zu helfen wußte, denn sie hatte nichts mehr zu leben. Und

wie es Abend wurde, setzte sie sich auf einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht hinzubringen, weil sie sich vor den wilden Thieren fürchtete. Als nun Mitternacht heran kam, sah sie von ferne ein kleines Lichtchen, dachte sie, „ach! da wär' ich wohl erlöst,“ stieg vom Baum und ging dem Lichtchen nach, auf dem Weg aber betete sie. Da kam sie zu einem kleinen alten Häuschen, da war viel Gras umgewachsen und stand ein kleines Häuschen Holz davor. Dachte sie: „ach! wo kommst du hier hin;“ guckte durch's Fenster hinein, so sah sie nichts darin, als dicke und kleine Tische (Kröten), aber einen Tisch, schön gedeckt mit Wein und Braten, und Teller und Becher waren von Silber. Da nahm sie sich das Herz und klopfte an; alsbald rief die Dicke:

„Jungfer grün und klein,

Hügelbein!

Hügelbeins Hündchen

Hügel hin und her!

Laß geschwind sehen, wer draußen wär.“

Da kam eine kleine Tische herbei gegangen und machte ihr auf; wie sie eintrat, hießen alle sie willkommen und sie mußte sich setzen. „Wo kommt ihr her? wo wollt ihr hin?“ Da erzählte sie alles, wie es ihr gegangen wäre, und weil sie das Gebot übertreten, nicht mehr als drei Worte zu sprechen, wäre der Ofen weg sammt dem Prinzen; nun wollte sie so lange suchen und über Berg und Thal wandern, bis sie ihn fände, da sprach die alte Dicke:

„Jungfer grün und klein,

Hügelbein!.

Hugelbeins Hündchen!

Hugel hin und her!

Bring mir die große Schachtel her!"

Da ging die kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen, hernach gaben sie ihr Essen und Trinken und brachten sie zu einem schönen gemachten Bett, das war wie Seide und Sammet, da legt sie sich hinein und schlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, stieg sie auf, und gab ihr die alte Ttsche drei Nadeln aus der großen Schachtel, die sollte sie mitnehmen; sie würden ihr nöthig thun, denn sie mußte über einen hohen gläsernen Berg und über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, wann sie das durchsegte, würde sie ihren Liebsten wiedererlangen. Nun gab sie hiermit drei Theile (Stücke), die sollte sie recht in Acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pflugrad und drei Nüsse. Hiermit reiste sie ab und wie sie vor den gläsernen Berg kam, der so glatt war, steckte sie die drei Nadeln als hinter die Füße und dann wieder vorwärts und gelangte so hinüber, und als sie hinüber war, steckte sie sie an einen Ort, den sie wohl in Acht nahm. Darnach kam sie vor die drei schneidenden Schwerter, da stellte sie sich auf ihr Pflugrad und rollte hinüber. Endlich kam sie vor ein großes Wasser und wie sie übergefahren war, in ein großes, schönes Schloß. Sie ging hinein und hielt um einen Dienst an, sie war eine arme Magd und wollte sich gern vermehren; sie wußte aber, daß der Königssohn drinne war, den sie erlöst hatte aus dem eisernen Ofen im großen Wald. Also ward sie angenommen zum Küchenmädchen für geringen Lohn. Nun

hatte der Königssohn schon wieder eine andere an der Seite, die wollte er heirathen, denn er dachte, sie wäre längst gestorben. Abends nun, wie sie aufgewaschen hatte und fertig war, fühlte sie in ihre Tasche und fand die drei Nüsse, welche ihr die alte Tische gegeben hatte. Biß eine auf und wollte den Kern essen, siehe da war ein stolzes königliches Kleid drin. Wie's nun die Braut hörte, kam sie und hielt um das Kleid an und wollte es kaufen; „es wär' kein Kleid für eine Dienstmagd.“ Da sprach sie, ja sie wollt's nicht verkaufen, doch wann sie ihr einerlei (ein Ding) wollte erlauben, so sollte sie's haben, nämlich eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zu schlafen. Die Braut erlaubt' es ihr, weil das Kleid so schön war und sie noch keins so hatte. Wie's nun Abend war, sagte sie zu ihrem Bräutigam: „das närrische Mädchen will in deiner Kammer schlafen.“ „Wann du's zufrieden bist, bin ich's auch,“ sprach er. Sie gab aber dem Mann ein Glas Wein, in das sie einen Schlaftrunk gethan hatte. Also gingen beide in die Kammer schlafen, und er schlief so fest, daß sie ihn nicht erwecken konnte. Sie weinte aber die ganze Nacht und rief: „ich hab' dich erlöst aus einem wilden Wald und aus einem eisernen Ofen, du hast mich erlöst und ich hab' dich erlöst durch ein verwünschtes Schloß, über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe und willst mich doch nicht hören.“ Die Bedienten saßen vor der Stubenthüre und hörten wie sie so die ganze Nacht weinte und sagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie sie am andern Abend aufgewaschen hatte, biß

sie die zweite Ruß auf, da war noch ein weit schöneres Kleid drin; wie das die Braut sah, wollte sie es auch kaufen. Aber Geld wollte das Mädchen nicht und bat sich aus, daß es noch einmal in der Kammer des Bräutigams schlafen dürfte. Sie gab ihm aber wieder einen Schlaftrunk und er schlief so fest, daß er nichts hören konnte. Das Küchenmädchen weinte aber die ganze Nacht und rief: „ich hab' dich erlöst aus einem wilden Walde und aus einem eisernen Ofen, du hast mich erlöst und ich habe dich erlöst, durch ein verwünschtes Schloß, über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe und willst mich doch nicht hören.“ Die Bedienten saßen vor der Stubenthüre und hörten, wie sie so die ganze Nacht weinte und sagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie sie am dritten Abend aufgewaschen hatte, biß sie die dritte Ruß auf, da war ein noch schöneres Kleid darin, das starrte von purem Gold. Wie die Braut das sah, wollte sie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn sie zum drittenmal dürfte in der Kammer des Bräutigams schlafen. Der Königssohn aber hütete sich und ließ den Schlaftrunk vorbeilaufen; wie sie nun anfing zu weinen und zu rufen: „liebster Schatz, ich habe dich erlöst aus dem grausamen, wilden Walde und aus einem eisernen Ofen, du hast mich erlöst und ich habe dich erlöst;“ so sprang der Prinz auf und sprach: „du bist mein und ich bin dein.“ Darauf setzte er sich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen und der falschen Braut nahmen sie die Kleider weg, daß sie nicht aufstehen konnte. Als sie zu dem großen Wasser kamen, da

schiffen sie hinüber, und vor den drei schneidenden Schwertern, da setzten sie sich aufs Pflugrad, und vor dem gläsernen Berg, da steckten sie die drei Nadeln hinein; und so gelangten sie endlich zu dem alten kleinen Häuschen, aber wie sie hineintraten, war's ein großes Schloß, die Ittschen waren alle erlöst und lauter Königskinder und waren in voller Freude. Da ward Vermählung gehalten und sie blieben in dem Schloß, das war viel größer, als ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte jammerte, daß er allein bleiben sollte, so fuhren sie weg und holten ihn zu sich und hatten zwei Königreiche und lebten in gutem Ehestand.

128.

Die faule Spinnerin.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte und was ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig und was sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ alles auf dem Klauel gewickelt liegen. Schalt sie nun der Mann, so war sie mit ihrem Maul doch vornen und sprach: „ei, wie sollt' ich haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff' mir einen.“ „Wenn's daran liegt, sagte der Mann, so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen.“ Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß er daraus einen Haspel machte und sie abhaspeln und dann wieder frisch spinnen mußte. Sie besann sich ein Bißchen, da kam ihr ein guter Einfall

und sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum gestiegen war, das Holz auszulesen und zu hauen, schlich sie darunter in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen konnte und rief hinauf:

„wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!“

Der Mann horchte auf, legte die Art eine Weile nieder und dachte nach, was das wohl zu bedeuten habe. „Ei was, sprach er endlich, was wird's gewesen seyn, es hat dir in den Ohren geklungen, mach dir keine unnöthige Furcht;“ also ergriff er die Art von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder unten:

„wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!“

Er hielt ein, kriegte Angst und Bang und sann dem Ding nach; wie aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder und er langte zum drittenmal nach der Art und wollte zuhauen. Aber zum drittenmal rief's und sprach's laut:

„wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!“

Da hatte er's genug und alle Lust war ihm vergangen, so daß er eilends den Baum herunterstieg und sich auf den Heimweg machte. Die Frau lief, was sie konnte, auf Nebenwegen, damit sie eher nach Haus käme; wie er nun in die Stube trat, that sie unschuldig, als wäre nichts vorgefallen und sagte: „nun, bringst du ein gutes Haspelholz?“ „Nein, sprach er, ich sehe wohl, es

geht mit dem Haspeln nicht," erzählte ihr, was ihm im Walde begegnet war, und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an, sich über die Unordnung im Hause zu ärgern und es lief bei ihm über: „Frau, sagte er, es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Klauel liegen bleibt.“ „Weißt du was, sprach sie, weil wir doch zu keinem Haspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Klauel hinaufwerfen und du wirfst ihn herunter, so gibt's doch einen Strang.“ „Ja, das geht," sagte der Mann; also thaten sie das und wie sie fertig waren, sprach er: „das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gekocht werden.“ Der Frau ward wieder Angst; sie sprach zwar: „ja, wir wollen's gleich morgen früh kochen," dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an, und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen Klumpen Berg hinein und ließ es so zu kochen. Darauf ging sie zum Manne, der noch im Bette lag, und sprach zu ihm: „ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel überm Feuer steht, aber du mußt's bei Zeit thun, gib wohl Acht, denn wo der Hahn kräht und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Berg.“ Der Mann war bei der Hand und wollte nichts versäumen, stand eilend auf, so schnell er konnte, und ging in die Küche; wie er aber zum Kessel kam und hinein sah, da erblickte er mit Schrecken nichts als einen Klumpen Berg. Da schwieg er mäusehstill.

achte, er hätt's versehen und wär' Schulb daran und ließ in Zukunft die Frau mit Garn und Spinnen immer zufrieden.

129.

Die vier kunstreichen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne, wie die nun herangewachsen waren, sprach er zu ihnen: „lieben Kinder, ihr müßt in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte, macht euch auf in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht, wie ihr euch durchschlägt.“ Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Thor hinaus. Als sie ein Stück Wegs gemacht hatten, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der älteste: „hier müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir uns an dieser Stelle wieder treffen und in der Zeit unser Glück versuchen.“

Nun ging jeder seinen Weg und dem ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn, wo er hinaus wollte und was er vorhätte. „Ich will ein Handwerk lernen“ antwortete er. Da sprach der Mann; „geh mit mir und werde ein Dieb.“ „Nein, antwortete er, das ist jetzt kein ehrliches Handwerk mehr und das End vom Lieb, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird.“ „D! sprach der Mann, vor dem Galgen brauchst du dich nicht zu fürchten, ich will dich bloß lehren das zu holen, was sonst kein Mensch kriegen kann und wo dir niemand auf die Spur

kommt.“ Da ließ er sich überreden und ward bei dem Manne ein gelernter Dieb und so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieselbe Frage an ihn that, was er in der Welt lernen wolle. „Ich weiß es noch nicht, antwortete er.“ „So geh mit mir und werde ein Sterngucker, nichts besser, als das, es bleibt einem nichts verborgen.“ Er ließ sich das gefallen und ward ein so geschickter Sterngucker, daß sein Meister, als er ausgelernt hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Glas gab und zu ihm sprach: „damit kannst du sehen, was auf Erden und am Himmel vorgeht und kann dir nichts verborgen bleiben.“ Der dritte Bruder begegnete einem Jäger, der nahm ihn mit in die Lehre und gab ihm in allem was zur Jägerei gehörte, so guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschied eine Büchse und sprach: „die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmst, das triffst du auch.“ Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. „Hast du nicht Lust ein Schneider zu werden?“ „Ach nein, sprach der Junge, das Krummsitzen von Morgens bis Abends, das Pin- und Perfege mit der Nadel und das Bügeleisen will mir nicht in den Sinn.“ „Ei was, antwortete der Mann, bei mir lernst du eine ganz andere Schneiderkunst.“ Da ließ er sich überreden, ging mit und lernte die Kunst des Mannes aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach: „damit kannst du zusammennähen was dir vorkommt, es sey so weich wie ein Ei
ober

oder so hart als Stahl und es wird so zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist."

Zu der bestimmten Zeit, nach Jahresfrist, kamen die vier Brüder an dem Kreuzwege zusammen, herzten und küßten sich und kehrten heim zu ihrem Vater. Sie erzählten ihm, wie es ihnen ergangen wäre und daß jeder das seinige gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum, da sprach der Vater: „ich will euch einmal versuchen und sehen, was ihr könnt.“ Darnach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne: „oben im Gipfel dieses Baums sitzt ein Buchfinken-Nest, sag mir doch, wie viel Eier liegen darin?“ Der Sterngucker nahm sein Glas, schaute hinauf und sprach: „fünfe liegen darin.“ „Jetzt, sagte der Vater zum ältesten, holst du die Eier, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird.“ Der künstliche Dieb stieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des Tisches eins und das fünfte in die Mitte und sprach zum Jäger: „du schießest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.“ Der Jäger legte seine Büchse an und schosß die Eier, wies der Vater verlangt hatte, alle fünf und zwar in einem Schuß. „Nun kommt die Reihe an dich, sprach dieser zu dem vierten Sohn; du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vöglein, die darin sind, so daß ihnen der Schuß nichts schadet.“ Der Schneider holte seine Nadel und nähte nach Vorschrift. Als er fertig war, mußte der

D

Dieb sie wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas gewahr ward, wieder unter legen. Das Thierchen brütete sie vollends aus und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo der Schneider sie zusammengenäht, ein roth Streifchen um den Hals.

„Ja, sprach der Alte zu seinen Söhnen, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was rechtschaffenes gelernt, ich kann nicht sagen, wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nur eure Kunst bald anwenden könnt!“ Nicht lang darnach kam ein großer Lärm ins Land, die Königstochter war von einem Drachen entführt. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen: „wer sie zurückbrächte, sollte sie zur Gemahlin haben.“ Die vier Brüder sprachen unter einander, das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns könnten sehen lassen und beschloßen, die Königstochter zu befreien. „Wo sie ist, will ich bald wissen,“ sprach der Sterngucker, schaute durch sein Glas und sprach: „ich sehe sie, sie sitzt weit von hier, auf einem Felsen im Meer, bei dem Drachen, der sie hütet.“ Da ging er zu dem König, und bat ihn um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen fort und über das Meer, bis sie zur Stätte hinkamen. Die Königstochter saß da und der Drache lag in ihrem Schooß und schlief; der Jäger sprach: „ich darf ihn nicht schießen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich tödten.“ „So will ich mein Heil versuchen,“ sagte der Dieb und stahl sie unter dem Drachen weg, so leise und behend, daß das Unthier nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr

auf's Schiff und segelten in das Meer hinein, da kam der Drache, der wach geworden war und die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, wüthend hinter ihnen her durch die Luft geschraubt; als er eben über dem Schiff war und sich herablassen wollte, da legte der Jäger seine Büchse an und schoss ihm gerade ins Herz, daß er todt herabfiel. Es war aber ein so gewaltiges Unthier, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte und sie nur noch auf ein paar Brettern in der offenen See schwammen. Da war der Schneider nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte mit ein paar großen Stichen einige Bretter zusammen, setzte sich darauf, schiffte hin und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er sie so behend zusammen, daß gar bald das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als sie dem König seine Tochter wiederbrachten, da war große Freude und er sprach zu den vier Brüdern: „einer von euch soll sie zur Gemahlin haben; aber welcher das ist, macht unter euch aus.“ Da entstand Streit unter ihnen und der Sterngucker sprach: „hätte ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste für nichts gewesen, darum ist sie mein.“ Der Dieb sprach: „was hätte das sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggenommen hätte, darum ist sie mein.“ Der Jäger sprach: „ihr wärt doch sammt der Königstochter von dem Unthier zerrissen worden, wenn ich es nicht getödtet hätte, darum ist sie mein.“ Der Schneider sprach: „und hätte ich euch mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengebracht, ihr wärt alle jämmerlich ertrunken, darum ist sie mein.“ Da that der

König den Ausspruch: „jeder von euch hat Recht und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie keiner von euch haben; aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben.“ Da sprachen die Brüder: „es ist auch besser, als daß wir uncins werden.“ Der König gab jedem ein halbes Königreich und sie lebten mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit.

130.

Einäuglein, Zweinäuglein und Dreiäuglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einäuglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirne hatte, und die mittelfte Zweinäuglein, weil sie zwei Augen hatte, wie andere Menschen, und die jüngste Dreiäuglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweinäuglein nicht anders ausfah, als andere Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden und sie sprachen zu ihm: „du siehst mit deinen zwei Augen nicht besser aus, als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns;“ und stießen es herum und warfen ihm schlechte, alte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen, als was sie übrig ließen und thaten ihm Herzeleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweinäuglein hinaus ins Feld gehen und die Hirse hüten mußte und noch ganz hungrig war, weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben hatten. Da setzte es

sich auf einen Stein und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Trüchlein aus seinen Augen herabflossen. Und wie es einmal auffah, stand eine Frau neben ihm, die fragte „Zweiduglein, was weinst du?“ Zweiduglein antwortete: „soll ich nicht weinen! weil ich zwei Augen habe, wie andere Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich herum, werfen mir alte, schlechte Kleider hin und geben mir nur zu essen, was sie übrig lassen. Heute haben sie mir fast gar nichts gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weisse Frau: „Zweiduglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege:

„Zicklein, meck!

Tischlein deck!“

so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst, so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur:

„Zicklein, meck!

Tischlein weg!“

so wirds vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weisse Frau fort; Zweiduglein aber dachte; „ich muß gleich einmal versuchen, ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr“ und sprach:

„Zicklein, meck!

Tischlein deck!“

Und kaum hatte es die Worte ausgesprochen, so stand da ein Tischlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und Gabel und Löffel, und die schönsten Speisen standen rund herum und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zweiauglein das kürzeste Gebet: kein Her, das es wußte: „Herr Gott sey unser Gast zu aller Zeit. Amen!“ und langte zu und ließ sich wohl schmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau es geheißen hatte:

„Zicklein, meck!

Tischlein weg!“

Als bald war das Tischchen und alles darauf wieder verschwunden. Das ist ein schöner Haushalt, dachte Zweiauglein, und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends trieb es seine Ziege heim und rührte das irdene Schüsselchen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, gar nicht an und am andern Tag zog es wieder mit seiner Ziege hinaus und ließ auch die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erstemal und das zweitemal achteten es die Schwestern nicht, wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen: „es ist nicht richtig mit dem Zweiauglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles aufgezehrt, was wir ihm gegeben, das muß andere Wege gefunden haben.“ Damit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Einäuglein mitgehen, wenn Zweiauglein auf die Weide ging und sollte Acht haben, was es da vorhätte und ob ihm jemand etwa Essen und Trinken brächte.

Als nun Zweiduglein die Ziege wieder hinaustrieb, trat Einduglein zu ihm und sprach: „ich will mitgehen und sehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiduglein merkte, was Einduglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach: „komm, Einduglein, wir wollen uns hinsetzen, ich will dir was vorstegen.“ Einduglein setzte sich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der Sonnenhitze müd und Zweiduglein sang immer:

„Einduglein, wachst du?

Einduglein, schläfst du?“

Da that Einduglein das eine Auge zu und schlief ein. Und als Zweiduglein sah, daß Einduglein fest schlief und nichts verrathen konnte, sprach es:

„Bicklein, meck!

Tischlein deck!“

und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank, bis es satt war, dann rief es wieder:

„Bicklein, meck!

Tischlein weg!“

und es verschwand alles und Zweiduglein weckte nun das Einduglein und sprach: „ei, Einduglein, du willst hüten und schläfst dabei ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können! Komm, wir wollen nach Haus gehen.“ Da gingen sie nach Haus und Zweiduglein ließ wieder sein Schüsselchen unangerührt stehen, und Einduglein konnte der Mutter nicht sagen, warum es nicht essen wollte und sprach: „ich war draußen eingeschlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreiauglein: „geh du mit hinaus und hab Acht, ob Zweiauglein draußen ist und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es doch.“ Da trat Dreiauglein zum Zweiauglein und sprach: „ich will mitgehen und sehen, ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiauglein merkte, was Dreiauglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach: „wir wollen uns dahin setzen, Dreiauglein, ich will dir was vorsingen.“ Dreiauglein setzte sich und war müd von dem Weg und der Sonnenhitze und Zweiauglein hub wieder das vorige Lieblein an und sang:

„Dreiauglein, wachst du?“

aber statt daß es nun singen mußte:

„Dreiauglein, schläfst du?“

sang es aus Unbedachtsamkeit:

„Zweiauglein, schläfst du?“

und sang immer:

„Dreiauglein, wachst du?“

Zweiauglein, schläfst du?“

Da fielen dem Dreiauglein seine zwei Augen zu und schliefen, aber das dritte, das von dem Sprüchlein nicht angerebet wurde, schlief nicht ein, doch Dreiauglein that es zu, aber aus List, gleich als schlief es auch damit, doch blinzelte es und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zweiauglein meinte, Dreiauglein schlafe fest, sagte es sein Sprüchlein:

„Bicklein, meck!

Tischlein deck!“

aß und trank nach Herzenslust und hieß dann dem Tischlein wieder fortgehen:

„Bicklein meck!

Tischlein weg!“

und Dreiauglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zweiauglein zu ihm und weckte es und sprach: „ei, Dreiauglein, bist du eingeschlafen! du konnst gut hüten! komm wir wollen heim gehen.“ und als sie nach Haus kamen, aß Zweiauglein wieder nicht und Dreiauglein sprach zur Mutter: „ich weiß nun, warum das hochmüthige Ding nicht ißt; wenn sie draußen zur Siege spricht:

„Bicklein, meck!

Tischlein deck!“

so steht ein Tischlein vor ihr, das ist mit dem besten Essen besetzt, viel besser, als wirs hier haben; und wenn sie satt ist, so spricht sie:

„Bicklein, meck!

Tischlein weg!“

und alles ist wieder verschwunden. Ich hab es genau mit angesehen; zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprüchlein eingeschläfert, aber das eine auf der Stirne, das war zum Glück wach geblieben.“ Da rief die Mutter zornig: „willst du's besser haben, als wir! die Lust soll dir vergehen!“ Und holte ein Schlachtmesser und stieß es der Siege ins Herz, daß sie todt hinsiel.

Als Zweiauglein das sah, ging es voll Trauer hinaus und setzte sich wieder auf den Felbrain und weinte seine bitteren Thränen. Da stand auf einmal die weise Frau wieder neben ihm und sprach „Zweiauglein, was weinst du?“ „Soll ich nicht weinen, antwortete es, die Ziege, die mir jeden Tag auf euer Sprüchlein den Tisch so schön deckte, ist mir von meiner Mutter todtgestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden.“ Die weise Frau sprach: „Zweiauglein, ich will dir einen guten Rath geben, bitt deine Schwestern, daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben und vergrabs vor der Hausthüre, so wirds dein Glück seyn.“ Da verschwand sie und Zweiauglein ging heim und sprach zu den Schwestern: „liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide.“ Da lachten sie und sprachen: „das können wir dir wohl geben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zweiauglein nahm das Eingeweide und vergrubs Abends in aller Stille nach dem Rathe der weisen Frau vor die Hausthüre.

Am andern Morgen als sie insgesammt erwachten und vor die Hausthüre traten, so stand da ein wunderbarer, prächtiger Baum, der hatte Blätter von Silber und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß wohl nichts schöneres und köstlicheres auf der Welt zu sehen war. Sie mußten aber nicht, wie der Baum auf einmal in der Nacht gewachsen war, nur Zweiauglein merkte es, daß er aus den Eingeweiden der Ziege aufgesproßt war; denn er stand gerade da, wo es sie hinbegraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einäuglein: „steig hinauf, mein Kind, und brich uns

die Früchte von dem Baume ab.“ Einduglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig aus den Händen und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich anstellen, wie es wollte. Da sprach die Mutter: „Dreiauglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen, als Einduglein.“ Einduglein rutschte herunter und Dreiauglein stieg hinauf, aber Dreiauglein war nicht geschickter und mochte schauen wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig, wie Einduglein und Dreiauglein die Frucht fassen und griff nur immer in die leere Luft hinein. Da sprach Zweiauglein: „ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher,“ die Schwestern riefen zwar: „du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!“ aber Zweiauglein stieg hinauf und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern es war ordentlich, als eilten sie seinen Händen entgegen, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und einen ganzen Schurz voll mit herunter brachte. Die Mutter nahm sie ihm ab und statt daß sie, Einduglein und Dreiauglein, dafür das arme Zweiauglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie nur neidisch, daß es allein die Früchte holen konnte und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, daß, als sie einmal beisammen an dem Baum standen, ein junger Ritter daher kam. „Geschwind, Zweiauglein, riefen die zwei Schwestern, kriech unter, daß wir uns

deiner nicht schämen müssen“ und stießen das arme Zweiduglein mit Gewalt unter ein leeres Faß, das neben dem Baume stand und stopften die goldenen Äpfel, die es ge-rochen, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein schöner Herr, der bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern: „wem gehört dieser schöne Baum? wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen, was er wollte.“ Da antworteten Einduglein und Dreiduglein, der Baum gehöre ihnen zu und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht im Stand, denn die Zweige und die Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter: „das ist ja wunderbarlich, daß der Baum euch zugehören soll und ihr doch nicht Macht habt, etwas davon abzubrechen!“ Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigenthum; indem sie aber so sprachen, rollte Zweiduglein unter dem Faße ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu Füßen des Ritters liefen, denn es war böß, daß Einduglein und Dreiduglein nicht die Wahrheit sprachen. Wie der Ritter die Äpfel sah, da erstaunte er und fragte, wo sie herkämen; Einduglein und Dreiduglein antworteten, sie hätten noch eine Schwester, die dürfe sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen habe wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber wollte sie sehen und rief: „Zweiduglein, komm hervor.“ Da kam Zweiduglein ganz getrost unter dem Faß hervor und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit und sprach: „gewiß, Zweiduglein, kannst du mir einen Zweig von dem Baum ab-

brechen.“ „Ja, antwortete Zweiduglein, das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir“ und stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab und gab ihn dem Ritter. Da sprach der Ritter: „Zweiduglein, was soll ich dir dafür geben?“ „Ach, antwortete Zweiduglein, ich leide Hunger und Durst, Kummer und Noth vom Morgen bis zum Abend, wenn ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so war ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zweiduglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß, dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen und ward die Hochzeit in großer Freude gehalten.

Wie nun Zweiduglein so von dem schönen Rittermann fortgeführt wurde, da waren die zwei Schwestern recht neidisch über sein Glück. „Nun, der wunderbare Baum bleibt uns, dachten sie, können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben, zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß, was uns noch für ein Glück blüht.“ Aber am andern Morgen war der Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin; und wie Zweiduglein zu seinem Kämmerlein hinausah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgegangen.

Zweiduglein lebte lange Zeit vergnügt, da kamen einmal zwei arme Frauen auf ihr Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiduglein ins Gesicht und erkannte ihre Schwestern Einduglein und Driduglein, die so in Armuth gerathen waren, daß sie umherziehen und vor den Thüren ihr Brot suchen mußten.

Zweiduglein aber hieß sie willkommen und that ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angethan hatten.

131.

Die schöne Katrinelje und Pif, Paf, Poltrie.

„Guten Tag, Vater Hollenthe!“ — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ — „Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?“ — „D ja, wenns die Mutter Malcho (Melk-Kuh), der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.“

„Wo ist dann die Mutter Malcho?“

„Sie ist im Stall und melkt die Kuh.“

„Guten Tag, Mutter Malcho!“ — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ — „Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?“ — „D ja, wenns der Vater Hollenthe, der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.“

„Wo ist dann der Bruder Hohenstolz?“

„Er ist in der Kammer und hackt das Holz.“

„Guten Tag, Bruder Hohenstolz!“ — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ — „Könnt ich wohl eure Schwester kriegen?“ — „D ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.“

„Wo ist dann die Schwester Käsetraut?“

„Sie ist im Garten und schneidet das Kraut.“

„Guten Tag, Schwester Käsetraut!“ — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ — „Könnt ich wohl eure Schwester kriegen?“ — „O ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenstolz und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.“

„Wo ist dann die schöne Katrinelje?“

„Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige.“

„Guten Tag, schöne Katrinelje!“ — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ — „Willst du wohl mein Schatz seyn?“ — „O ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenholz, die Schwester Käsetraut will, so kanns geschehen.“

„Schön Katrinelje, wie viel hast du an Brautschatz?“ — „Wierzehn Pfennige baares Geld, drittehalb Groschen Schuld, ein halb Pfund Huzeln, eine Hand voll Pruzeln, eine Hand voll Wurzeln,

un so der watt:

is dat nig en guden Brutschatz?“

„Pif, Paf, Poltrie, was kannst du für ein Handwerk? bist du ein Schneider?“ — „Noch viel besser!“ — „Ein Schuster?“ — „Noch viel besser!“ — „Ein Ackermann?“ — „Noch viel besser!“ — „Ein Schreiner?“ — „Noch viel besser!“ — „Ein Schmied?“ — „Noch viel besser!“ — „Ein Müller?“ —

„Noch viel besser!“ — „Vielleicht ein Besenbinder?“ — „Ja! ist das nicht ein schönes Handwerk?“

132.

Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr thun, da wollte ihm sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach: „brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indeß, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall;“ und jagte es damit weit ins Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen; da begegnete ihm der Fuchs und sprach: „was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?“ — „Ach! sagte das Pferd, Geiz und Treue wohnen nicht in einem Haus, mein Herr hat vergessen, was ich ihm alles in so vielen Jahren gethan habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben und hat mich fortgejagt; er hat zwar gesagt, wenn ich so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollte er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht kann.“ Der Fuchs sprach: „da will ich dir helfen, leg dich nur hin, streck dich aus und reg dich nicht, als wärst du todt.“ Das Pferd that, was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach: „da draußen liegt ein todtes Pferd,
komm

Komm doch mit hinaus, da kannst du eine fette Mahlzeit halten.“ Der Löwe ging mit; wie sie bei dem Pferd standen, sprach der Fuchs: „hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich wills mit dem Schweif an dich binden, da kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren.“ Dem Löwen gefiel der Rath und er stellte sich hin, damit ihm der Fuchs das Pferd anknüpfen könne, hielt auch sein still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen, und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schultern und sprach: „zieh Schimmel, zieh!“ Da sprang das Pferd mit einmal auf, und zog den Löwen mit sich fort; der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Thür. Wie der Herr das sah, besann er sich eines bessern und sprach zu dem Pferd: „Du sollst bei mir bleiben und es gut haben,“ und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

133.

Die zertanzten Schuhe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer schöner als die andere, die hatten ihre zwölf Betten zusammen in einem Saal, und wann sie waren schlafen gegangen, wurde die Thüre verschlossen und verriegelt, und doch waren jedem

Rindermärchen II.

9

Morgen ihre Schuhe vertanzt und wußte niemand, wo sie gewesen und wie es zugegangen war. Da ließ der König ausrufen, wer's könnte ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König seyn; wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herausbrächte, der hätte sein Leben verwirkt. Es kam bald ein Königssohn, der ward wohl aufgenommen, und Abends in das Zimmer geführt, das vor dem Schlaffaal der zwölf Töchter war, da stand sein Bett und da sollte er Nacht haben, wo sie hingingen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinausgingen, war auch die Saalthüre offen gelassen. Der Königssohn aber schlief ein und als er am Morgen aufwachte, waren alle zwölf zum Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend gieng eben so und da ward ihm sein Haupt abgeschlagen; und so kamen noch viele und meldeten sich zu dem Waggestück, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trug sich's zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, nach der Stadt zuging, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn, wo er hin wollte. „Ich weiß selber nicht recht, sprach er, aber ich hätte wohl Lust König zu werden und auszumachen, wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzten.“ „Ei, sagte die Alte, das ist so schwer nicht, du mußt nur den Wein nicht trinken, den dir die eine Abends bringt, und mußt thun, als wärst du fest eingeschlafen.“ Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach: „wenn du den

umhängst, so bist du unsichtbar und kannst den Zwölfen dann nachschleichen.“ Wie der Soldat so guten Rath bekommen hatte, ward's Ernst bei ihm, so daß er sich ein Herz faßte, vor den König ging, und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die andern auch, und wurden ihm königliche Kleider angethan. Abends zur Schlafenszeit wurde er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die älteste und brachte ihm einen Becher Wein, aber er hatte sich einen Schwamm unter das Kinn gebunden und ließ den Wein da hineinlaufen und trank keinen Tropfen. Dann legte er sich nieder, und als er ein Weilchen gelegen hatte, fing er an zu schnarchen, wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königstöchter, lachten und die älteste sprach: „der hätte auch sein Leben sparen können!“ Darnach standen sie auf, öffneten Schränke, Kisten und Kasten, und holten prächtige Kleider heraus, pugten sich vor den Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die jüngste sagte: „ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderlich zu Muth, gewiß widerfährt uns ein Unglück.“ — „Du Schneegans, sagte die älteste, du fürchtest dich immer, hast du vergessen, wie viel Königsöhne schon umsonst da gewesen sind; dem Soldaten hätte ich nicht einmal brausen einen Schlaftrunk zu geben, er wär' doch nicht aufgewacht.“ Wie sie alle fertig waren, sahen sie erst nach dem Soldaten, aber der rührte und regte sich nicht, und wie sie nun glaubten, ganz sicher zu seyn, so ging die älteste an ihr Bett und klopfte daran; alsbald sank es in die Erde und öffnete sich eine Fallthür.

Da sah der Soldat, wie sie hinunter stiegen, eine nach der andern, die älteste voran; es war keine Zeit für ihn zu verlieren, er richtete sich auf, hing sein Mäntelchen um, und stieg hinter der jüngsten mit hinab. Mitten auf der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid; da erschrak sie und rief: „es ist nicht richtig, es hält mich was am Kleid.“ „Stell dich nicht so einfältig, sagte die älteste, du bist an einem Haken hängen geblieben.“ Da gingen sie vollends hinab, und wie sie unten waren, standen sie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber, und schimmerten und glänzten. Der Soldat dachte, du willst dir ein Wahrzeichen mitnehmen, und brach einen Zweig davon ab, da kam ein gewaltiger Knall aus dem Baume. Die jüngste rief wieder: „es ist nicht richtig, habt ihr den Knall gehört, das ist noch nie hier geschehen.“ Die älteste aber sprach: „das sind Freudenschüsse, weil wir unsere Prinzen bald erlöst haben!“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo sie klarer Demant waren; von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal knallte, daß die jüngste vor Schrecken zusammensuhr, aber die älteste blieb dabei, es wären Freudenschüsse. Da gingen sie weiter bis zu einem großen Wasser, darauf standen zwölf Schiffelein, und in jedem Schiffelein saß ein schöner Prinz, die hatten auf die zwölfe gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der jüngsten ein, da sprach der Prinz: „ich bin doch so stark als sonst, aber heute ist das Schiff viel schwerer, und ich muß rudern, was ich kann.“ — „Wovon sollt' das kom-

men, sprach die jüngste, als vom warmen Wetter, es ist mir auch so heiß zu Muth.“ Jenseits des Wassers aber stand ein schönes hellleuchtendes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte von Pauken und Trompeten; da hinüber ruderten sie, gingen ein, und jeder Prinz tanzte mit seiner Liebsten; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten warb auch angst darüber, aber die älteste brachte sie immer zum Schweigen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle Schuhe durchgetanzt waren, und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder hinüber, und der Soldat setzte sich diesmal vornen hin zur ältesten; am Ufer nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen in der folgenden Nacht wieder zu kommen. Als sie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus, legte sich ins Bett, und als die Zwölf langsam und müd herauf getrippelt kamen, schnarchte er schon wieder laut, so daß sie sprachen: „nun, vor dem sind wir sicher.“ Da thaten sie ihre schönen Kleider aus, hoben sie auf, stellten die zertanzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern das wunderliche Wesen noch mehr ansehen, und ging die zweite und die dritte Nacht wieder mit, und da war alles, wie das erstemal, und sie tanzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren; nur das drittemal nahm er noch einen Becher mit zum Wahrzeichen. Zu der Stunde nun, wo er antworten sollte, nahm er die drei Zweige und den Becher, und ging vor den

König, und die Zwölfe standen hinter der Thüre und horchten, was er sagen würde. Wie der König nun fragte: „wo haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht vertanzt?“ antwortete er: „mit zwölf Prinzen in einem unterirdischen Schloß,“ und erzählte alles und holte die Wahrzeichen hervor. Da rief der König seine Töchter und fragte sie, ob der Soldat die Wahrheit gesagt hätte, und da sie sahen, daß sie verrathen waren und Lügen nichts half, erzählten sie alles. Darauf fragte ihn der König, welche er zur Frau haben wollte? Er antwortete: „ich bin nicht mehr jung, so gebt mir die älteste.“ Da ward noch an selbigem Tage die Hochzeit gehalten, und ihm das Reich nach des Königs Tode versprochen; aber die Prinzen wurden auf so viel Tage wieder verwünscht, als sie Nächte mit den Zwölfen getanzt hatten.

134.

Die sechs Diener.

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin und hatte die allerschönste Tochter unter der Sonne. Sie dachte aber nur darauf, wie sie die Menschen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, so sprach sie, wer ihre Tochter haben wolle, müsse einen Bund (eine Aufgabe) lösen oder sterben. Viele, von der Schönheit der Jungfrau verblendet, wagten es wohl, aber sie vollbrachten nicht, was die Alte ihnen auflegte, und dann war keine Gnade, sie mußten niederknien und das Haupt warb

ihnen abgeschlagen. Nun geschah es, daß ein Königssohn auch von der großen Schönheit der Jungfrau hörte, und zu seinem Vater sprach: „lieber Vater, laß mich hingehen, ich will um sie werben.“ „Nimmermehr, antwortete der König, gehst du fort, so gehst du in deinen Tod.“ Da legte der Sohn sich nieder und ward sterbenskrank und lag sieben Jahre lang und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater nun sah, daß er doch verloren wäre, sprach er voll Herzenstraurigkeit zu ihm: „ziehe hin und versuche dein Glück, ich kann dich sonst nicht erretten.“ Wie der Sohn das hörte, stand er auf von seinem Lager, war gesund und machte sich fröhlich auf den Weg.

Es trug sich zu, daß, als er durch ein Holz zu reiten kam, er von weitem etwas großes auf der Erde liegen sah, und wie er sich näherte, konnte er unterscheiden, daß es der Bauch eines Menschen war, der sich dahin gestreckt hatte; der Bauch aber sah aus, wie ein kleiner Berg. Der Dicke, wie der den Reisenden erblickte, richtete sich in die Höhe und sprach zu ihm: „wenn ihr jemand braucht, so nehmt mich in eure Dienste.“ Der Königssohn aber antwortete: „was soll ich mit einem so dicken Manne anfangen?“ „O, sprach der Dicke, das will nichts sagen, wenn ich mich recht aus einander thue, bin ich noch breitausendmal so dick.“ „Wenn das ist, sagte der Königssohn, so kann ich dich brauchen, komm mit mir.“ Da ging der Dicke hinter dem Königssohn her, und über eine Weile fanden sie einen andern, der lag da auf der Erde und hatte das Ohr auf den Nasen gelegt. Sprach der Königssohn: „was machst du da?“ „Ich horche,“ antwortete der

Mann.“ „Wornach horchst du denn?“ „Was in der Welt sich eben zuträgt, denn ich höre alles, sogar das Gras höre ich wachsen.“ Fragte der Königssohn: „sag mir, was hörst du am Hofe der alten Königin, welche die schöne Tochter hat.“ Da antwortete er: „ich höre das Schwert sausen, das einem Freier den Kopf abschlägt.“ Der Königssohn sprach: „ich kann dich brauchen, komm mit mir.“ Da zogen sie weiter und sahen einmal ein paar Füße da liegen und auch etwas von den Weinen, aber das Ende konnten sie nicht sehen; als sie nun eine gute Strecke fortgegangen, kamen sie zu dem Leib und endlich auch zu dem Kopf. „Gi, sprach der Königssohn, was bist du für ein langer Strich!“ „O, antwortete der Lange, das ist noch gar nichts, wenn ich mich erst recht ausstrecke, bin ich noch dreitausendmal so lang und größer, als der höchste Berg auf Erden. Ich will euch gerne dienen, wenn ihr mich wollt.“ „Komm mit, sprach der Königssohn, ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen am Weg sitzen, der hatte die Augen zugebunden. Sprach der Königssohn zu ihm: „bist du blind oder hast du blöde Augen, daß du nicht kannst in das Licht sehen?“ „Nein, antwortete der Mann, ich darf die Binde nicht abnehmen, denn was ich mit meinen Augen ansehe, das springt aus einander, so eine große Gewalt steckt darin. Kann euch das nützen, so will ich euch gern dienen.“ „Komm mit, antwortete der Königssohn, ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen Mann, der lag mitten im heißen Sonnenschein, und zitterte und fror am ganzen Leibe, so daß ihm kein Glied still stand. „Wie kannst du nur so

frieren, sprach der Königssohn, die Sonne scheint ja so warm?“ „Ach, antwortete der Mann, je heißer es ist, destomehr frier ich und der Frost bringt mir dann durch alle Knochen, und je kälter es ist, desto heißer wird mir und mitten im Eis kann ichs vor Hitze und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten.“ „Du bist ein wunderlicher Kerl, sprach der Königssohn, aber wenn du mir dienen willst, so komm mit.“ Nun zogen sie weiter und sahen einen Mann stehen, der machte einen langen Hals und schaute um sich und über alle Berge hinaus. Sprach der Königssohn: „wornach siehst du so eifrig?“ Da antwortete der Mann: „ich habe so helle Augen, daß ich über die Wälder und Felder, Thäler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann.“ Der Königssohn sprach: „willst du, so komm mit mir, denn so einer fehlte mir noch.“

Nun zog der Königssohn mit seinen sechs Dienern in die Stadt ein, wo die schöne und gefährliche Jungfrau lebte, ging zu der alten Königin und sprach: „so ihr mir eure Tochter geben wollt, will ich vollbringen, was ihr auferlegt.“ „Ja, antwortete die Zauberin, dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, löstest du ihn jedesmal, so sollst du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden.“ Sprach er: „was wollt ihr mir zuerst aufgeben?“ „Daß du mir einen Ring wiederbringst, den ich ins rothe Meer habe fallen lassen.“ Da ging der Königssohn heim zu seinen Dienern und sprach: „der erste Bund ist nicht leicht, ein Ring soll aus dem rothen Meer geholt werden, nun schafft Rath.“ Da sprach der mit den hellen Augen: „ich will sehen, wo er

liegt“ und schaute in das Meer hinab und sagte: „dort liegt er, neben einem Stein.“ „Ich wollte ihn wohl herausholen, sprach der Lange, wenn ich ihn nur sehen könnte.“ „D, da will ich dir helfen!“ rief der Dicke, legte sich nieder und hielt seinen Mund ins Wasser und ließ die Wellen hincinlaufen und trank das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wiese. Nun bückte sich der Lange nur ein wenig und holte den Ring mit der einen Hand heraus. Da war der Königssohn froh und brachte ihn der Alten, die sah den Ring an und sprach mit Verwunderung: „ja, es ist der rechte; den Bund hast du gelöst, aber nun kommt der zweite.“ „Siehst du dort auf der Wiese vor meinem Schlosse, da weiden dreihundert fette Ochsen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren und unten im Keller liegen dreihundert Fässer Wein, die mußt du dazu austrinken, und bleibt von den Ochsen ein Spürchen und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben verfallen.“ Sprach der Königssohn: „darf ich mir keine Gäste dazu laden, allein schmeckts nicht.“ Die Alte lachte in Bosheit und antwortete: „einen darfst du dir dazu laden, damit du Gesellschaft hast, aber weiter keinen.“

Da ging der Königssohn zu seinen Dienern und sprach zu dem Dicken: „du sollst heute mein Gast seyn und dich einmal satt essen;“ und der Dicke that sich auf und aß die dreihundert Ochsen, daß kein Haar übrig blieb und fragte: „ob weiter nichts als das Frühstück da wäre?“ und den Wein trank er gleich aus den Fässern, ohne daß er ein Glas nöthig hatte und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit zu Ende

war, ging der Königssohn zur Alten und sprach, der Bund wäre gelöst. Sie verwunderte sich und sagte: „so weit wie du, hats noch keiner gebracht, aber es ist noch ein Bund übrig“ und dachte, ich will dich schon kriegen, du sollst deinen Kopf nicht oben erhalten, und sprach: „heut Abend bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer und in deinen Arm, da sollt ihr beisammen sitzen, aber hüte dich, daß du nicht einschliffst; ich komme Schlag zwölf Uhr und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren.“ O, dachte der Königssohn, der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten, doch rief er seine Diener, erzählte ihnen, was die Alte gesagt hatte und sprach: „wer weiß, was für eine List dahinter steckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt, daß die Jungfrau nicht wieder aus meiner Kammer kommt.“ Als es nun Nacht wurde, da brachte die Alte ihre Tochter und führte sie in die Arme des Königssohns und darnach schlang sich der Lunge um sie beide in einen Kreis und der Dicke stellte sich vor die Thüre, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie beide und die Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mond schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Er that nichts als sie anschauen und war voll Freude und Liebe und seine Augen wurden nicht müd, das dauerte bis elf Uhr, da fiel, durch die Künste der Alten ein Zauber über alle, daß sie sich nicht erwehren konnten und einschliefen und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entrückt.

Nun schiefen sie hart bis ein Viertel vor zwölf, da war der Zauber kraftlos und sie erwachten alle wieder. „O Jammer und Unglück, rief der Königssohn, nun bin ich verloren!“ Die treuen Diener singen auch an laut zu klagen, aber der Hórcher sprach: „seyd einmal still, ich will hórchen,“ da hórchte er einen Augenblick und dann sprach er: „sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier und klagt über ihr Schicksal; nun kannst du helfen, Langer, wenn du dich aufrichdest, so bist du mit ein paar Schritten dort.“ „Ja, antwortete der Lange, aber der mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen weg-schaffen.“ Da huckte der Lange den mit verbundenen Augen auf, und im Augenblick, wie man eine Hand umwendet, waren sie vor dem verwünschten Felsen. Alsobald nahm der Lange dem andern die Binde von den Augen, dieser schaute sich um und sogleich zersprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lange die Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück und kam wieder und holte auch noch seinen Kameraden und eh es zwölf schlug, saßen sie alle wieder, wie vorher und waren munter und guter Dinge. Im Schlag zwölf schlich die alte Zauberin herzu mit einem höhnischen Gesicht, als wollte sie sagen, nun ist er mein, und glaubte nicht anders, als ihre Tochter sitze dreihundert Stunden weit, im Felsen; aber wie sie herbei kam und ihre Tochter in den Armen des Königssohns sah, erschrak sie und sprach: „da ist einer, der kann mehr als ich!“ Aber sie durfte nichts einwenden und mußte ihm die Jungfrau zusagen. Doch sprach sie ihr ins Ohr: „es ist eine Schande für dich, daß du so durch seine

Diener gewonnen wirst und dir einen Gemahl nicht wählen darfst nach deinem Gefallen.“

Nun hatte die Jungfrau wirklich ein so stolzes Herz, daß sie darüber mit Zorn erfüllt wurde, und am andern Morgen ließ sie dreihundert Malter Holz zusammenfahren und sprach zu dem Königssohn, die drei Bünde wären gelöst, aber wenn sie ihn heirathen solle, müsse jemand sich mitten in das Holz setzen und das Feuer aushalten. Dabei dachte sie, wenn die Diener ihm auch alles thäten, würde sich doch keiner für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er selber sich hinein setzen, und dann wär' sie frei. Wie aber die Diener das hörten, sprachen sie: „wir haben alle etwas gethan, nur der Frostige noch nicht“ und nahmen ihn und trugen ihn ins Holz hinein und steckten's darauf an. Da hub das Feuer an und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als es verlosch, stand der Frostige mitten in der Asche und zitterte wie ein Espenlaub und sprach: „so hab' ich mein Leben nicht gefroren, und wenn's länger gedauert hätte, wär' ich erstarrt.“

Nun war keine Ausflucht mehr zu finden, die schöne Jungfrau mußte mit dem Königssohn sich vermählen; als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte: „ich kann's nimmermehr zugeben,“ und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles nieder machen, was ihm vorläme, und ihr die Tochter zurückbringen. Der Horchher aber hatte die Ohren gespißt und alles angehört, was die Alte gesprochen, und sagte es dem Dicken, der speite einmal oder zweimal aus hinter dem Wagen, und da entstand ein

groß Wasser, worin die Kriegsvölker stecken blieben und ertranken. Als sie nicht zurückkamen, schickte die Alte ganz gehärrischte Reiter, aber der Forcher hörte sie kommen und band dem einen die Augen auf, der guckte die Feinde ein bißchen scharf an, da sprangen sie aus einander wie Glas. Nun fuhren sie ungestört weiter, und als sie in der Kirche verheirathet und eingesegnet waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied und sprachen: „wir wollen weiter unser Glück in der Welt versuchen.“

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt seine Heerde; wie sie dahin kamen, sprach er zu seiner Frau: „weißt du auch recht, wer ich bin? ich bin kein Königssohn, sondern ein Schweinehirt, und der mit der Heerde dort, das ist mein Vater, und nun müssen wir zwei auch daran und ihm helfen hüten.“ Dann stieg er mit ihr in ein Wirthshaus ab, und sagte heimlich zu den Wirthsleuten, heut' Nacht sollten sie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts anzuthun und die Wirthin gab ihr einen alten Rock und ein Paar alte wollene Strümpfe, und that noch, als wärs ein großes Geschenk und sprach: „wenn nicht euer Mann wäre, hätte ich's euch gar nicht gegeben.“ Da glaubte sie, er sey wirklich ein Schweinehirt, und hütete mit ihm die Heerde, und sprach: „ich habe es verdient mit meinem Stolz.“ Das dauerte acht Tage, da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Füße waren ihr ganz wund geworden. Da kamen ein paar Leute und fragten, ob sie recht wüßte, wer ihr Mann wäre? „Ja, antwortete sie, ein Schweinehirt, er ist

eben ausgegangen mit ein wenig Band zu handeln.“ Sie sprach aber: „kommt einmal mit, wir wollen euch zu ihm hinführen“ und brachten sie ins Schloß hinauf, und wie sie in den Saal kam, stand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel, sie küßte und sprach: „ich habe so viel für dich gelitten, da hast du auch für mich leiden sollen.“ Nun ward erst recht die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wollte, er wär' auch dabei gewesen.

135.

Die weiße und schwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte: „wo führt der Weg ins Dorf?“ „Ei, sprach die Mutter, sucht ihn selber,“ und die Tochter setzte noch hinzu: „habt ihr Sorge, daß ihr ihn nicht findet, so bringt euch einen Wegweiser mit.“ Die Stieftochter aber sprach: „armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir.“ Da erzürnte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht, und häßlich wie die Sünde. Der armen Stieftochter aber ward Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nah am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte: „wähl dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da sprach das Mädchen: „ich möchte gern schön werden, wie die Sonne,“ als-

balb wurde sie weiß und schön, wie der Tag. „Dann möchte ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde;“ den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber: „vergiß das Beste nicht, meine Tochter!“ Sagte sie: „ich wünsche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode.“ Das wurde ihr auch zugesagt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Wie nun die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah, daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, ward sie ihr im Herzen noch böser und hatte nur im Sinn, wie sie ihr ein Leid anthun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder, Namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach der Reginer einmal zu ihr: „liebe Schwester, ich will dich abmahlen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer in Gedanken habe.“ Da antwortete sie: „aber laß niemand das Bild sehen.“ Er mahlte sich nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf, in des Königs Schloß, bei dem er Kutscher war, und alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, welche so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gliche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener sahen es indessen dem Kutscher ab, wie er täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgönntens ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und sah, daß es in allem seiner
ver=

verstorbenen Frau glich, nur noch schöner war, so daß er sich sterblich hinein verliebte, und den Kutscher fragte, wen das Bild vorstellte? Als der Kutscher gesagt hatte, daß es seine Schwester wäre, entschloß sich der König, keine andere, als diese, zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider, und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie Reginer mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die schwarze ärgerte sich über alle Maßen vor großer Eifersucht, und sprach zu ihrer Mutter: „was helfen nun all' eure Künste, da ihr mir kein solches Glück verschaffen könnt.“ Da sagte die Alte: „sey still, ich will dir's schon zuwenden,“ und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Weißen verstopfte sie die Ohren, daß sie schwer hörte. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Reginer saß auf dem Boock, um zu fahren. Wie sie eine Weile gereist waren unterwegs rief der Kutscher:

„Deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
daß du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du solltest dein gülden Kleid ausziehen und es deiner Schwester geben.“ Da zog sie's aus und that's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen

Kittel. So fuhren sie weiter, über ein Weildchen rief der Bruder abermals:

„deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt
und du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du solltest deine güldene Haube abthun und deiner Schwester geben.“ Da that sie die Haube ab und der Schwarzen auf, und saß im bloßen Haar. So fuhren sie weiter; wiederum über ein Weildchen rief der Bruder:

„deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt
und du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du mögtest einmal aus dem Wagen sehen.“ Sie fuhren aber gerade über ein tiefes Wasser, wie nun die Braut aufstand und aus dem Fenster sah, da stießen sie die beiden andern hinaus, daß sie gerad' ins Wasser fiel, sie versank auch, aber in demselben Augenblick stieg eine schneeweiße Ente hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen, da brachte er dem König die Schwarze als seine Schwester, und meinte auch, sie wär's, weil es ihm trüb vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah. Der

König, wie er die grundlose Häßlichkeit an seiner vermeinten Braut erblickte, ward sehr böse und befahl den Kutscher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern- und Schlangengezücht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu bestücken und ihm die Augen zu verblenden, daß er sie und ihre Tochter behielt und zu sich nahm, bis daß sie ihm ganz lieblich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheirathete.

Einmal Abends saß die schwarze Braut dem König auf dem Schooß, da kam eine weiße Ente zum Gossenstein in die Küche geschwommen und sagte zum Küchenjungen:

„Jüngelchen mach Feuer an,
daß ich meine Federn wärmen kann!“

Daß that der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Heerd, da kam die Ente und setzte sich daneben, schüttelte sich und strich sich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während sie so saß und sich wohlthat, fragte sie:

„Was macht mein Bruder Reginer?“

Der Küchenjunge antwortete:

„Liegt tief bei Ottern und Schlangen.“

Fragte sie:

„Was macht die schwarze Hex im Haus?“

Der Küchenjunge antwortete:

„die sitzt warm ins Königs Arm.“

Sagte die Ente:

„daß Gott erbarm!“

und schwamm den Gossenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und that dieselben Thaten und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchensjunge nicht länger übers Herz bringen und sagte dem König alles. Der König aber ging den andern Abend hin und wie die Ente den Kopf durch den Gassenstein herein streckte, nahm er sein Schwert und hieb ihr den Hals durch, da wurde sie auf einmal zum schönsten Mädchen, und glich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König aber war voll Freuden und weil sie ganz naß da stand, ließ er ihr köstliche Kleider bringen, als sie die angethan hatte, erzählte sie ihm, wie sie in den Fluß war hinauf geworfen worden, und die erste Bitte, die sie that, war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle herausgeholt würde, welches auch gleich geschah. Aber der König ging in die Kammer, wo die alte Hexe saß, und fragte: „was verdient die, welche das und das thut?“ indem er den ganzen Hergang erzählte. Da war sie verblendet, merkte nichts und sprach: „die verdient, daß man sie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt und vor das Faß ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.“ Alles das geschah nun an ihr und ihrer schwarzen Tochter, der König heirathete die schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Mann machte.

De wilde Mann.

Et was emoel en wilden Mann, de was verwünstet un gen^t bie de Bueren in den Goren (Garten) un in't Korn un moe^t alles to Schande. Do klagden se an eeren Gutsheeren, se können eere Pacht nig mehr betalen, un do leit de Gutsheer alle Jägers bie ene kummen, we dat Dier fangen könne, de soll 'ne graute Belohnung hebben. Do kummt do en ollen Jäger an, de segb, he wull dat Dier wull fangen; do mödt se em 'ne Pulle met Fusel (Branntwein) un 'ne Pulle met Wien un 'ne Pulle met Beer gierwen (geben), de settet he an dat Water, wo sik dat Dier alle Dage wäsft. Un do geit he achter en Baum stohn, do kummt dat Dier un drinket ut de Pullen, do leckt et alle de Mund un lickt herüm, ov dat auch well süht. Do werd et brunken, un do geit et liegen un schlöpd; do geit de Jäger to un bind et an Händen un Föten, do weckt he et wier up un segb: „du milde Mann, geh met, söß fast du alle Dage drinken.“ Do nimmt he et mit noh dat abliche Schloß, do settet se et do in den Thornt un be Heer geit to andre Robers, de söllt sehn (sehen), wat he för'n Dier fangen heb. Do spierlt ene von de jungen Heerens met 'n Ball un let be in den Thornt fallen un dat Kind segb: „milde Mann, schmiet mie den Ball wier to;“ do segb de milde Mann: „den Ball most du söbst wier hahlen.“ „Je, segb dat Kind, ich heve kinen Schürtel.“ — „Dann mach du, dat du bie dien Robers eere Tasfen kummt un stehl eer den Schürtel.“ — Do

schlút dat Kind den Thornt orpen un de wilbe Mann löpde berut; do fänk dat Kind an to schreien: „o wilbe Mann, bliev doch hier, ick kriege süs Schläge.“ Do niermt de wilbe Mann dat Kind up de Nacken un löpde darmet de Wildniß herin; de wilbe Mann was weg, dat Kind was verloren! De wilbe Mann de tüt dat Kind en schlechten Riel (Rittel) an un schickt et noh den Görner an den Kaisers Hof, do mot et fragen, ov de finen Görners-Tungen van dohn (nöthig) heb? Do segde he, he wöde so schmeerig antrocken, de annern wullen nig bie em schloopen. Do seg he, he wull in't Strauch liegen, un geit alstied des Morgens fröh in den Goren, do kümmt em de wilbe Mann entgiergen, do seg he: „nu wasche die, nu kämme die!“ un de wilbe Mann määkt de Goren so schön, dat de Görner et sölvst nig so gut kann. Un de Prinzessin sūt alle Morgen den schönen Tungen, do seg se to den Görner, de kleine Vehrjunge soll eer en Busch Blumen brengen. Un se frög dat Kind, van wat för Standt dat et wöde; do seg et, ja, dat wüs et nig, do giv se em en broden Hohn vull Ducoeten. Es he in kümmt, giv he dat Geld sinen Heeren un seg: „wat fall ick do met dohn, dat bructt ji men.“ Un he moeste eer noh enen Busch Blumen bringen, do giv se em 'ne Kant (Ente) vull Ducoeten, de giv he wier an sinen Heeren. Un do noh en moel, do giv se em 'ne Gans vull Ducoeten, de giv de Junge wier an sinen Heeren. Do meent de Prinzessin, he hev Geld, un he hev nix, un do hierothet se em in't geheem, un do weeret eere Deldern so beise un setten se in dat Brauhuse, do mot se sich met spinnen ernähren, un he geit in de Küche un helpt

den Roß de Broden dreien un steld manzden (zuweilen) en Stück
Fleesch un brengd et an sine Frau.

Do kummt so'n gewoltigen Krieg in Engelland, wo de Kai-
ser hin mott un alle de grauten Heerens, do segd de junge Mann,
he wull do auch hen, ov se nig noh en Perd in Stall hebben, un
se saden, se hebben noh ent, dat gönk up drei Beenen, dat wör
em gut genug. He settet sich up dat Perd, dat Perd dat geit
alle: husepus! husepus! Do kummt em de wilbe Mann in de
möte (entgegen), do döt sich so'n grauten Berg up, do sind wull
dusend Regimenten Soldaten un Offiziers in, do bät he schöne
Kleeder an un frigd so'n schön Perd. Do tüt (zieht) he met
alle sin Volk in den Krieg noh Engelland, de Kaiser enfanke en
so frönblick un begerd en, he mög em doh bieftoen. He gewinnt
de Schlacht un verschleit alles. Do bät sich de Kaiser so bedanken
vör em un frägd, wat he för'n Heer wöre, he segd: „dat fro-
get mie men nig, dat kann ich ju nig seggen.“ He ritt met sin
Volk wier ut Engelland, do kummt em de wilbe Mann wier ent-
giergen un döt alle dat Volk wier in den Berg, un he geit wier
up sien dreibeeneige Perd sitten. Do seget de Luibe: „do kummt
uffe Funkepus wier an met dat dreibeeneige Perd,“ un se froget:
„wo heft du achter de Pierge (Pecke) lägen un heft schlophen?“
„Se, segd he, wenn ich der nig wör west, dann hädde et in En-
gelland nig gut gohn!“ Se segget: „Junge, schwieg stille, süß
gib die de Heer wat upd' Jack.“ — Un so genk et noh twee moel
un ton derden moel gewient he alles; do kreeg he en Stick in den
Arm, do niermt de Kaiser sinen Doß (Luch) und verbind em de

Wunden. Do neibigt (nöthigt) se em, he mög do blieden, „ni, ick bliewe nig bie ju, un wat ick sin, geit ju nig an.“ Do kümmt em de wilde Mann wier entgiergen un deih alle dat Volk wier in den Berg un he genk wier up sin Perb sitten un genk wier noh Hues. Do lachten de Luide un segden: „do kümmt usse Hunkopus wier an, wo heft du doh lägen un schloopen?“ He seg: „ick heve förwohr nig sloopen, nu is ganz Engelland gewonnen un et is en wahren Frierden (Frieden).“

Do segde de Kaiser von den schönen Ritter, de em hev bie-stohen; do seg de junge Mann to en Kaiser: „wöre ick nig bie ju wäst, et wöre nig guet gahen.“ Do will de Kaiser em wat upn Buckel gierwen, „ji, seg he, wenn ji dat nig gleiwen wilt, will ick ju minen Arm wiesen;“ un asse he den Arm wiest un asse de Kaiser de Wunde sūt, do wert he ganz verwündert un segd: „villicht hūst du Gott sölöst ader en Engel, den mie Gott toschickt hev“ un bat em um Verzeihnūß, dat he so grov met em handelt hādde, un schenket em sin ganze Kaisers Gut. Un de wilde Mann was erlöset un stund ase en grauten König för em un vertelde em de ganze Sacke, un de Berg was en ganz Königs-Schloß un he trock met sine Frau berup, un lertweten vergnōgt bis an eeren Daub.

De drei schwatten Princeffinnen.

Ostindien was von den Fiend belagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull ersten 600 Dahler hebben. Do leiten se dat ut trummen: well de schaffen könne, de soll Börgemeister weren. Do was der en armen Fisser, de fiske up de See mit sinen Sohn, do kam de Fiend un nam den Sohn gefangen un gav em dofor 600 Dahler. Do gent de Vader hen un gav dat de Heerens in de Stadt un de Fiend trock av un de Fisser wurde Börgemeister. Do word utropen, wer nig Heer Börgemeister segge, de soll an de Galge richtet weren.

De Sohn de kam de Fiend wier ut de Hānde un kam in en grauten Wold up en hauen Berg, de Berg de beih sich up, da kam he in en graut verwünstet Schloß, woin Stohle, Diske un Bänke alle schwatt behangen wdren. Do quemen drei Princeffinnen, de ganz schwatt antrocken wdren, de men en lūck (wenig) witt in't Gesicht hādden, de segden to em, he soll men nig bange sien, se wullen em nix dohn, he könn eer erlösen. Do seg he, je dat wull he gern dohn, wann he men wüste, wo he dat machen soll? Do segget se: he soll en ganz Tohr nig met en führen (sprechen) un soll se auch nig anseihen; wat he gern hebben wull, dat soll he men seggen, wann se Antwort gierwen dröfsden (geben dürften), wullen se et dohn. Als he 'ne Lieb lang der west was, seide he, he wull asse gern noh sin Vader gohn, da segget se, dat soll he men dohn, büffen Buel (Beutel) met Geld soll he met

niermen, düsse Kladder söl he antrecken un in acht Dage mößt he der wier sien.

Do werd he upnurmen (aufgehoben) un is glück in Ostindien, do kann he sin Wader in de Fiskhütte nig mer finden un frög de Luide, wo doch de arme Fisker blieren wöre, do segget se, dat mößt he nig seggen, dann quieim he an de Galge. Do kümmt he bie sin Wader, do seg he: „Fisker, wo sin ji do to kummen?“ Do seg de: „dat möt ji nig seggen, wann dat de Heerens van de Stadt gewahr weeret, kümme ji an de Galge.“ He willt ober gar nig loten, he werd noch de Galge bracht; es he do is, seg he: „o mine Heerens, gierwet mie doch Berlöv, dat ick noch de olle Fiskhütte gohn mag.“ Do tüt he sinen ollen Kiel an, do kümmt he wier noch de Heerens un seg: „seih ji et nu wull, sin ick nig en armen Fisker sinen Sohn? in düt Tueg heve ick minen Wader un Mober dat Braud gewonnen.“ Do erkennet se en un hadden um Vergiebnuß un niermt en met noch sin Pues, do verteld he alle wü et em gohn hev, dat he wöre in en Wold kummen up en hauen Berg, do hädde sich de Berg upbohn, do wöre he in en verwünstet Schloß kummen, wo alles schwatt west wöre an drei Princeffinnen wdren der an kummen, de wdren schwatt west, men en lück witt in't Gesicht. De hadden em segb, he söl nig bange sien, he könn eer erlösen: Do seg sine Mober: dat mög wull nig gut sien, he soll 'ne gewiehte Waffkeefze met nieren un dräppen (tropfen) eer gleinig (glühend) Waff in't Gesicht.

He geit wier hen un do gruelte (graute) em so, un he drüppde er Waff in't Gesicht, asse se sleipen, un se wdren all halb witt;

do sprüngen alle de drei Princessinnen up un seiden: „de verfluchte Hund, usse Bloet soll örfer die Rache schreien, nu is kin Mensch up de Welt geboren, un werd geboren, de us erlösen kann, wie hevet noh drei Bröders, de sind in siemen Ketten anschoeten, de söllt die terrieten.“ Do givd et en Gekriess in't ganse Schloß un he sprank noh ut dat Fenster un terbrack dat Been un dat Schloß sunk wier in den Grunde, de Berg was wier to, un nümmeß wußt, wo et west was.

138.

Rnoist un sine dre Söhne.

Twisten Werrel un Coist, do wuhnde 'n Mann un de hebe Rnoist, de hadde dre Söhne, de eene was blind, de annre was lahm un de dritte was splenternafet. Do gingen se mohl dwer Geld, do sehen se eenen Hasen. De blinne de schöt en, de lahme de sient en, de nackte de stack en in de Tassen. Do kâimen se für een groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat sonk, dat dritte, do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do ringen se olle dre inne: do kâimen se an eenen allmächtig grooten Walle (Walb), do was een groot allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig groote Capelle, in de Capelle was een hageböcken Rôster un een bußboomen Pastoer, de deelden dat Wiggewaater mit Knup-peln uit.

Sielig is de Mann,
de den Wiggewaater entlaupen kann.

139.

Das Mäken von Brakel.

Et gink mal 'n Mäken von Brakel na de sünt Annen Capellen unner de Hinnenborg un weil et gierne 'n Mann heben wulle un ock meinde, et wäre süs neimes in de Capellen, sau sank et:

„O hilge sünte Anne!
helf mie doch bald tom Manne,
du kennst 'n ja wull,
he wuhnt var 'm Euttmer Dore,
heb gele Hore:
du kennst 'n ja wull!“

De Kdster stand awerst hünner den Altare un höre dat, da rep he mit 'ner ganz schröderigen Stimme: „du friggst 'n nig! du friggst 'n nig!“ Dat Mäken awers: meinde, dat Marienkinneken dat bie de Mudder Anne steiht, hebbe um dat to ropen; da wor et heuse un reip: „Pepperlepep, dumme Blae, hält de Schnuten un lat de Mdhme fähren (die Mutter reben)!“

140.

Das Hausgesinde.

„Wo wuist du henne?“ — „Nah Walpe!“ — „Id nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann!“

„Håst du auß 'n Mann? wie hebb din Mann?“ — „Gham!“ — „Min Mann Gham, bin Mann Gham; id nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann!“

Håst du auß 'n Kind? wie hebb din Kind?“ — „Grind!“ — „Min Kind Grind, bin Kind Grind; min Mann Gham, bin Mann Gham; id nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann!“

„Håst du auß 'n Weige? wie hebb dine Weige?“ — „Hippodeige!“ — „Mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige; min Kind Grind, bin Kind Grind; min Mann Gham, bin Mann Gham; id nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann!“

„Håst du auß 'n Knecht? wie hebb din Knecht?“ — „Nach mirs recht!“ — „Min Knecht Nach mirs recht, bin Knecht Nach mirs recht; mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige; min Kind Grind, bin Kind Grind; min Mann Gham, bin Mann Gham; id nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann!“

141.

Das Lämmchen und Fischchen.

Es war einmal ein Brüderchen und Schwesterchen, die hatten sich herzlich lieb, ihre rechte Mutter war aber tobt und sie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut, und that ihnen heimlich alles Leid an. Es trug sich zu, daß die zwei mit an-

bern Kindern auf einer Wiese vor dem Haus spielten, und an der Wiese war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten sich und spielten Abzählens:

„Enecke, Benecke, lat mie liewen,
will die ock min Vügelken giewen.
Vügelken fall mie Strau söken,
Strau will ick den Kösken giewen,
Kösken fall mie Melk giewen,
Melk will ick den Bäcker giewen,
Bäcker fall mie 'n Rocken backen,
Rocken will ick den Rätken giewen,
Rätken fall mie Müse fangen,
Müse will ick in 'n Rauch hangen
un will se anschnien.“

Dabei standen sie in einem Kreis und auf welchen nun das Wort „anschnien“ fiel, der mußte fortlaufen, und die andern liefen ihm nach und singen ihn. Wie sie so fröhlich dahinsprangen, sah's die Stiefmutter vom Fenster mit an und ärgerte sich. Weil sie aber Hexenkünste verstand, so verwünschte sie beide, das Brüderchen in einen Fisch und das Schwesterchen in ein Lamm. Da schwamm das Fischchen im Teich hin und her und war traurig und das Lämmchen ging auf der Wiese hin und her und war traurig und fraß nicht und rührte kein Halmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäste auf das Schloß. Die falsche Stiefmutter dachte, jetzt ist die Gelegenheit gut, rief den Koch und sprach zu ihm: „geh und hol das Lamm von der Wiese und

schlachts, wir haben sonst nichts für die Gäste.“ Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche, band ihm die Füßchen, das litt es alles geduldig. Wie er nun sein Messer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wegte, um es abzustechen, sah es, wie ein Fischlein in dem Wasser vor dem Gassenstein hin- und herschwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Brüderchen, denn als das Fischchen gesehen hatte, wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es mitgeschwommen im Teich bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinab:

„Ach Brüderchen im tiefen See!
wie thut mir doch mein Herz so weh!
der Koch der wegt das Messer,
will mir mein Herz durchstechen!“

Das Fischchen antwortete:

„Ach Schwesterchen in der Hölh,
wie thut mir doch mein Herz so weh
in dieser tiefen See!“

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen sprechen konnte und so traurige Worte zu dem Fischchen hinabrief, erschrak er und dachte, es müßte kein natürliches Lämmchen seyn, sondern von der bösen Frau im Haus verwünscht. Da sprach er: „sey ruhig, ich will dich nicht schlachten,“ nahm ein anderes Thier und bereitete das für die Gäste und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er gesehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schwesterchen gewesen, vermuthete gleich, wer's seyn würde, und ging

mit ihm zu einer weisen Frau. Da sprach die weise Frau einen Segen über das Lämmchen und Fischchen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen und darnach führte sie sie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie zufrieden und glücklich lebten.

142.

S i m e l i b e r g.

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren, da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen fahlen Berg und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Vermunderung. Wie er stand, sah er zwölf wilde, große Männer daher kommen; weil er nun glaubte, das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und stieg auf einen Baum, und wartete, was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen: „Berg Sem si! Berg Sem si! thu dich auf.“ Als bald that sich der fahle Berg in der Mitte von einander und die zwölf gingen hinein und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Ueber eine kleine Weile aber, that er sich wieder auf und die Männer kamen, mit schweren Säcken auf den Rücken, heraus und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie: „Berg Sem si!
Berg

Berg Semsi! thu dich zu!“ Da fuhr der Berg zusammen und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baum herunter, und war neugierig, was wohl im Berge Heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich auf!“ und der Berg that sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold und hinten lagen große Haufen Perlen und leuchtende Edelsteine, wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht, was er anfangen sollte, und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder heraus kam, sprach er gleichfalls: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich zu!“ da schloß sich der Berg, und er fuhr nun mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen, und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und that jedermann Gutes; als aber das Gold all' war, ging er zu seinem Bruder, ließ einen Scheffel und holte sich von neuem; doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er sich zum drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei seinem Bruder wieder den Scheffel. Der Reiche war aber schon lange neidisch über sein Vermögen und den schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen, woher der Reichtum käme und was sein Bruder mit dem Scheffel anfang. Da dachte er eine List aus, und be-

strich den Boden mit Pech, und wie er das Maß wieder bekam, so war ein Goldstück darin hängen geblieben. Als bald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn: „was hast du mit dem Schesfel gemessen?“ „Korn und Gerste,“ sagte der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wolle er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war; der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anspannen, fuhr hinaus, und dachte ganz andere Schätze mitzubringen. Wie er vor den Berg kam, rief er: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich auf!“ der Berg that sich auf und er ging hinein. Da lagen die Reichtümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht, wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Edelsteine auf, so viel er tragen konnte und wollte sie hinausbringen. Er kehrte also um, weil aber Herz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Bergs vergessen, und rief: „Berg Simeli! Berg Simeli! thu dich auf!“ Aber das war der rechte Name nicht und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst, aber je länger er nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend that sich der Berg auf und die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, waren sie froh und riefen: „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du wir hätten's nicht gemerkt, daß du zwei Mal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen, zum drittenmal sollst du nicht wieder heraus.“ Da rief er: „ich war's nicht; mein Bruder war's!“

aber er magte bitten um sein Leben und sagen was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

143.

U p R e i s e n g o h n.

Et was emol ne arme Frau, de hadde enen Sohn, de wull so gerne reisen, do seg de Mohr: „wu kannst du reisen? wi hebt je gar kien Geld dat du mitniemen kannst!“ Do seg de Sohn: „ich will mi gut behelfen, ich will alltied seggen: „nig viel! nig viel! nig viel!“

Do gent he ene gude Lieb un seide alltied: „nig viel! nig viel! nig viel!“ Kam do bi en Trop Fisser un seg: „Gott helpe ju! nig viel! nig viel! nig viel!“ „Wat segst du, Kerl? nig viel!“ un asse dat Gdren (Garn) uttrocken, kregen se auch nig viel Fisse. Se met enen Stock up de Zungen un: heft du mi nig derffen (dreschen) seihu! „Wat sall ich denn seggen?“ seg de Junge — „Du sallst seggen: fant vull! fant vull!“

Do geit he wier ene ganze Lieb un seg: „fant vull! fant vull!“ bis he kummt an enen Galgen, do hebt se en armen Sänder, den wült se richten. Do seg he: „guden Morgen, fant vull! fant vull!“ „Wat segst du, Kerl, fant vull? sölst der noch mehr leide (leibige, böse) Eude in de Welt sien? is dat noch nig genug?“ — He frig wier wat up den Puckel. — „Wat sall ich denn seggen?“ — „Du sallst seggen: Gott tröst de arme Seele!“

De Junge geit wier ene ganze Lief un seg: „Gott tröst de arme Seele!“ Do kümmt he an en Grawen, do steit en Filler (Schinder), de tüt en Verb af. De Junge seg: „guden Morgen, Gott tröst de arme Seele!“ „Wot segst bu, leige Kerl?“ un schleit en met sinen Filhacken üm de Ohren, dat he ut den Augen nig seihen kann. — „Wu sall ick denn seggen?“ — „Du fallst seggen: do ligge du Aas in en Grawen.“

Do geit he un seg altied: „do ligge du Aas in en Grawen! do ligge du Aas in en Grawen!“ Nu kümmt he bi enen Wagen voll Lüde, do seg he: „guden Morgen, do ligge du Aas in en Grawen!“ Do föllt de Wagen üm in en Grawen, de Knecht freg de Pietste un knapt den Jungen, dat he wier to sine Mohr truppen mooste, un he is sien Lewen nig wier up reisen gohn.

144.

Das Esel ein.

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte sie Tag und Nacht und sprach: „ich bin wie ein Aker, auf dem nichts wächst.“ Endlich erfüllte Gott ihre Wünsche, als das Kind aber zur Welt kam, sah's nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Esel ein. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geschrei erst recht an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt, als einen Esel, und sagte, man sollt's in's Wasser werfen, damit's die Fische fräßen. Der

König aber sprach: „nein, hat Gott ihn gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe seyn, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron sitzen und die königliche Krone tragen.“ Also ward das Geselein aufgezogen, nahm zu und die Ehren wuchsen ihm auch fein hoch und gerad hinauf. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum, spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem berühmten Spielmann ging und sprach: „lehr mich deine Kunst, daß ich so gut die Laute schlagen kann, wie du.“ „Ach! liebes Herrlein, antwortete der Spielmann, das sollt euch schwer fallen, eure Finger sind nicht allerdings dazu gemacht, und gar zu groß; ich sorg', die Saiten haltend nicht aus.“ Es half aber keine Ausrede, das Geselein wollt' und mußte die Laute schlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende so gut, als sein Meister selber. Einmal ging es nachdenklich spaziren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah im spiegelhellen Wasser seine Geseleins-Gestalt, darüber ward es so betrübt, daß es in die Welt hineinging und nur einen treuen Gefellen mitnahm. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen sie in ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige aber wunderschöne Tochter hatte. Das Geselein sagte: „hier wollen wir weilen,“ klopfte an's Thor und rief: „es ist ein Gast haufen, macht auf, damit er eingehen kann.“ Als aber nicht aufgethan ward, setzte es sich hin, nahm seine Laute und schlug sie mit seinen Füßen aufs lieblichste. Da sperrte der Thürküher gewaltig die Augen auf, lief zum König und sprach: „da draußen sitzt ein Geselein vor dem Thor, das schlägt die Laute

allzulieblieh.“ „Ei, so laß mir den Musikant hereinkommen,“ sprach der König. Wie aber ein Geselein hereintrat, fing alles an über den Lautenschläger zu lachen. Nun sollte das Geselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden, es ward aber unwillig und sprach: „ich bin kein gemeines Stalleselein, ich bin ein gar vornehmer.“ Da sagten sie: „wenn du das bist, so setz dich zu dem Kriegsvolk.“ „Nein, sprach es, ich will beim König sitzen.“ Der König lachte und sagte in gutem Muth: „ja, so solls seyn, wie du verlangst, Geselein, komm her zu mir.“ Danach fragte er: „Geselein, wie gefällt dir meine Tochter?“ das Geselein drehte den Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach: „aus der Maßen wohl, so schön hab ich noch keine gesehen.“ „Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen,“ sagte der König. „Das ist mir eben recht,“ sprach das Geselein, und setzte sich an ihre Seite und aß und wußte sich gar fein und säubertich zu betragen. Als das edle Thierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es, was hilft das alles, du mußt wieder heim, ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber gar lieb und sprach: „Geselein, was ist dir, du schau’st ja sauer, wie ein Essigkrug, ich will dir geben, was du verlangst; willst du Gold?“ — „Nein,“ sagte das Geselein und schüttelte mit dem Kopf. — „Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?“ — „Nein.“ — „Willst du mein halbes Reich?“ — „Ach nein!“ — Da sprach der König: „wenn ich nur wüßte, was dich vergnügt machen könnte, willst du meine schöne Tochter zur Frau?“ „Ach ja,“

sagte das Gesein, war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das wars gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkammerlein geführt wurden, wollte der König wissen, ob sich das Gesein auch fein artig und manierlich betrug, und hieß einem Diener sich dort verstecken. Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Riegel vor die Thüre, blickte sich um und wie er glaubte, daß sie ganz allein wären, da warf er auf einmal seine Geseinhaut ab und stand da als ein schöner, königlicher Jüngling, der sprach: „siehst du, wer ich bin und daß ich deiner werth gewesen.“ Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als es aber Morgen ward, sprang er auf, zog seine Thierhaut wieder über und hatte kein Mensch gedacht, was für einer dahinter steckte. Bald kam auch der alte König gegangen: „ei, rief er, ist das Gesein schon munter! du bist wohl recht traurig, sagte er zu seiner Tochter, daß du keinen ordentlichen Menschen zum Mann bekommen hast?“ „Ach nein, lieber Vater, ich habe ihn so lieb, als wenn er der allerschönste wär und will ihn mein Lebtag behalten.“ Der König wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, kam und offenbarte ihm alles. Der König sprach: „das ist nimmermehr wahr!“ — „So wacht selber die folgende Nacht, ihr werdet's mit eigenen Augen sehen; und wißt ihr was, Herr König, nehmt ihm die Haut weg, und werft sie in's Feuer, so muß er sich wohl in seiner rechten Gestalt zeigen.“ „Dein Rath ist gut,“ sprach der König, und Abends, als sie schliefen,

schlich er sich hinein, und wie er zum Bett kam, sah er im Mond-
schein einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abge-
streift auf der Erde. Da nahm er sie weg, und ließ draußen
ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen und
blieb selber dabei, bis sie ganz zu Asche verbrannt war. Weil
er aber sehen wollte, was der Beraubte anfangen würde, blieb
er die Nacht wach, und lauschte. Als der Jüngling ausgeschlafen
hatte, beim ersten Morgenschein, stand er auf und wollte die
Eselshaut anziehen, aber sie war nicht zu finden. Da erschrak
er und sprach voll Trauer und Angst: „nun muß ich sehen, daß
ich entfliehe.“ Wie er hinaustrat, stand aber der König da und
sprach: „ei! mein Sohn, wohin so eilig, was hast du im Sinn?
Bleib hier; du bist ein so schöner Mann, du sollst nicht wieder
von mir; ich geb' dir jetzt mein Reich halb, und nach meinem
Tode bekommst du es ganz.“ „So wünsch ich dem guten Anfang
auch ein gutes Ende,“ sprach der Jüngling, „ich bleibe bei euch.“
Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem
Jahr starb, hatte er das ganze, und nach dem Tode seines Va-
ters noch eins dazu, und lebte reich und vergnügt.

145.

Der undankbare Sohn.

Es saß einmal ein Mann mit seiner Frau vor der Hausthür,
und hatten ein gebraten Huhn vor sich stehen, und wollten das
zusammen verzehren, da sah der Mann, wie sein alter Vater das

her kam, geschwind nahm er das Huhn und verstedte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, that einen Trunk und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tisch tragen, aber als er darnach griff, war es eine große Kröte geworden, die sprang ihm ins Angesicht, und saß da und ging nicht wieder weg, und wenn sie jemand wegthun wollte, sah sie ihn giftig an, als wollt' sie ihm ins Angesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht, und also ging er in der Welt hin und her.

146.

D i e R ü b e .

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Noth helfen, zog den Soldatenrock aus, und ward ein Bauer. Also grub und hakte er sein Stückchen Acker und säte Rübsamen. Der Same ging auf und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und stark und zusehends dicker, und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen, und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Zuletzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht was er damit anfangen sollte, und ob's sein Glück oder sein Unglück wäre. End-

lich dachte er, verkauffst du sie, was wirst du großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so thun die kleinen Rüben denselben Dienst, am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit. Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Ei! sagte der König, was ist das für ein seltsam Ding? mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungethüm noch nicht; aus was für Samen mag die gewachsen seyn? oder die geräth's allein, und du bist ein Glückskind.“ „Ach nein, sagte der Bauer, ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der sich nicht mehr nähren konnte, darum den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute; ich habe noch einen Bruder, der ist reich und Guch, Herr König, auch wohl bekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen.“ Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „deiner Armuth sollst du überhoben und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst.“ Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Acker, Wiesen und Heerden, und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichtum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollt's aber noch viel geschickter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König, und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, denn hätte sein Bruder so viel für eine Rübe be-

kommen, was würde es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte, er wüßte ihm nichts wieder zu geben, das seltner und besser wäre, als die große Rübe. Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Daheim mußte er nicht, an wem er seinen Zorn und Aerger auslassen sollte, bis ihm böse Gedanken kamen und er beschloß seinen Bruder zu tödten. Er gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen, und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach: „lieber Bruder, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir mit einander heben und theilen.“ Der andere ließ sich's auch gefallen und ging ohne Arg mit; als sie aber hinaus kamen, stürzten die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl aus der Ferne lauter Gefang und Fußschlag, daß ihnen der Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinaufwanden und hängen ließen, er aber arbeitete darin, bis er ein Loch im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Darauf ergriffen sie die Flucht. Wer aber des Wegs daher kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein junger Geselle, der stöhlich sein Lied singend durch den Wald die Straße ritt. Wie der oben nun merkte, daß einer unter ihm vorbei ging, rief er: „sey mir gegrüßt, zu guter Stundel“ Der Schüler guckte sich überall um, wußte nicht, wo die Stimme her schallte, endlich sprach er: „wer ruft mir?“ Da antwortete es aus dem Wipfel: „erhebe deine Augen, ich sitze hier oben im Sack

der Weisheit; in kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen sind alle Schulen ein Wind, um ein Weniges, so werde ich ausgelernt haben, herabsteigen und weiser sein als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirne und Himmelszeichen, das Wesen aller Winde und den Sand im Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Steine. Wärst du einmal darin, du würdest fühlen, was für Herrlichkeit aus ihm fließt.“ Der Schüler, wie er das alles hörte, erstaunte und sprach: „gesegnet sei die Stunde, wo ich dich gefunden, könnt ich nicht auch ein wenig in den Sack kommen?“ Oben der antwortete, als thät er's nicht gern: „eine kleine Weile will ich dich wohl hinein lassen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch noch eine Stunde warten, es ist ein Stück übrig, das ich erst lernen muß.“ Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war ihm die Zeit zu lang und er bat, daß er doch mögte hineingelassen werden, sein Durst nach Weisheit wäre gar zu groß. Da stellte sich der oben, als gäb er endlich nach und sprach: „damit ich aus dem Haus der Weisheit heraus kann, mußt du den Sack am Strick herunterlassen, so sollst du eingehen.“ Also ließ der Schüler ihn herunter, band den Sack auf und befreite ihn, dann rief er selber: „nun zieh mich recht geschwind hinauf,“ und wollt gerabstehend in den Sack einschreiten. „Halt!“ sagte der andere, „so gehst nicht an,“ packte ihn beim Kopf, steckte ihn rücklings in den Sack, schnürte zu und zog den Jünger der Weisheit am Strick baumwärts und schwengelte ihn in der Luft: „wie stehts, mein lieber Gesell? siehe, schon fühlst du, daß dir die Weisheit kommt,

und machst gute Erfahrung, sitze also fein ruhig, bis du klüger wirst.“ Damit stieg er auf des Schülers Pferd und ritt fort.

147.

Das junggeglühte Männlein.

Zur Zeit da unser Herr noch auf Erden ging, lehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und besaß willig Herberg. Nun geschah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmied Almosen forderte. Deß erbarmte sich Petrus und sprach: „Herr und Meister, so dir's gefällt, heil' ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen.“ Sanftmüthig sprach der Herr: „Schmied, leih' mir deine Esse und leg' mir Kohlen an, so will ich den alten, Kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen.“ Der Schmied war ganz bereit und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte, groß und hoch, nahm unser Herr das alte Männlein, schob's in die Esse, mitten in's rothe Feuer, daß es drin glühte, wie ein Rosenstock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nachdem trat der Herr zum Eßstrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihm zusammenschlug, und nachdem es fein sittlich abgekühlt, gab er ihm seinen Segen; siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerad, gesund und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugeh'n, lud sie alle zum Nacht-mahl, er hatte aber eine alte, halbblinde, bucklichte Schwieger-

die machte sich zum Jüngling hin und fragte ihn fleißig: „ob ihn das Feuer hart gebrennet?“ „Nie sey ihm besser gewesen,“ antwortete jener, er habe da in der Glut gegessen, wie in einem kühlen Thau.“

Dies klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, dachte der, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er sein ordentlich alles zugesehen und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wolle gehen? Sie sprach: „von ganzem Herzen,“ noch es dem Jüngling auch so sanft angekommen. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte; „sit still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weiblich zulassen!“ zog damit die Bälge von neuem bis ihr alle Habertumpen brannten, da schrie das alte Weib ohne Ruh. Der Schmied dachte: Kunst geht nicht recht zu! nahm sie heraus und warf sie in den Eßstrog, da schrie sie ganz überlaut, daß es broben im Haus die Schmiedln und ihre Schnur hörten, die liefen beide die Stiegen herab, und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammen geschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren ganz nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen,

liefen zum Wald hinein und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

148.

Des Herrn und des Teufels Gethier.

Gott der Herr hatte alle Thiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden ausermählet; bloß den Geiß hatte er vergessen, da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen, und machte die Geiße, mit feinen, langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen; verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geiß den Schwanz ab, wie noch heut des Lays an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah, wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edlen Reben schädigten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Desß jammerte ihn, so daß er aus Güte und Gnaden seine Wölfe dran hegte, die denn die Geiße, so da gingen, bald zerrissen. Wie der Teufel das vernahm, trat er bald vor den Herrn und sprach: „dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen.“ Der Herr antwortete: „was hattest du es zu Schaden erschaffen?“ Der Teufel sagte: „ich mußte das; gleichwie selbst mein Sinn auf Schaden geht, konnte, was ich erschaffen, keine andere Natur haben, und mußt mirs theuer zahlen.“

„Ich zahl' dir's, sobald das Eichenlaub abfällt, dann komm, dein Geld ist schon gezahlt.“ Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach: „in der Kirche zu Constantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub!“ Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, irrte sechs Monate in der Wüste: nei, eh er sie befand, und als er wieder kam, waren da: weil wie: der alle andere Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach im Zorn allen übrigen Geisen die Augen aus und setzte ihnen seine eigene ein.

Darum haben alle Geise Teufelsaugen und abgebißne Schwänze und er nimmt gern ihre Gestalt an.

149.

Der Hahnenbalcken.

Es war einmal ein Zauberer, der stand mitten in einer großen Menge Volks und vollbrachte seine Wunderdinge, da ließ er auch einen Hahn einher schreiten, der hob einen schweren Balken und trug ihn, als wär er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gefunden, und war dadurch flug geworden, so daß kein Blendwerk vor ihm bestehen konnte, und es sah, daß der Balken nichts war, als ein Strohhalbm. Da rief es: „ei! ihr Leute seht ihr nicht, das ist ein bloßer Strohhalbm und kein Balken, was der Hahn da trägt.“ Als bald verschwand der Zauber, und die Leute sahen was es war,
und

und jagten den Hexenmeister mit Schimpf und Schande fort, er aber sprach voll Born innerlich: „ich will mich schon rächen.“ — Nach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war gepuht, und ging in einem großen Zug über das Feld nach dem Ort, wo die Kirche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg darüber zu gehen. Da war die Braut flink, hob ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann, und das war der Zauberer, neben ihr ganz spöttisch: „ei! wo hast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst.“ Da gingen ihr die Augen auf und sie sah, daß sie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaublühenden Flachsfeld stand. Da sahen es die Leute auch allesammt und jagten sie mit Schimpf und Gelächter fort.

150.

Die alte Bettelfrau.

Es war einmal eine alte Frau, du hast wohl ehe eine alte Frau sehn betteln gehn? Diese alte Frau bettelte auch, und wenn sie etwas bekam, dann sagte sie: „Gott lohn' euch!“ Die Bettelfrau kam an eine Thür, da stand ein freundlicher Schelm von Jungen am Feuer und wärmte sich. Der Junge sagte freundlich zu der armen alten Frau, wie sie so an der Thür stand und zitterte: „kommt Altmutter und erwärmt euch.“ Sie kam herzu; sie ging aber zu nahe ans Feuer steh'n, ihre alten Lumpen fingen an zu brennen und sie ward's nicht gewahr. Der Junge stand

und sah das, er hätt's doch löschen sollen? Nicht wahr, er hätte löschen sollen? Und wenn er kein Wasser gehabt hätte, dann hätte er alles Wasser in seinem Leibe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte so zwei hübsche Bächlein gegeben zu löschen.

151.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sich und sprach: „liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch sagen: welcher von euch der Faulste ist, der soll nach mir König werden.“ Da sprach der älteste: „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun, damit ich einschlafe.“ Der zweite sprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, eh ich die Beine zurückzöge.“ Der dritte sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt' ich aufgehängt werden und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäb' mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick zerschneiden dürfte, so ließ ich mich eher hängen, eh ich meine Hand aufhübe zum Strick.“ Wie der Vater das hörte, sprach er: „du sollst der König seyn.“

Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Büblein: „wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „die erste lautet: wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König: „die andere Frage lautet: wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „gebt mir einen großen Bogen weiß Papier“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „so viel Sterne stehen am Himmel als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur.“ Aber niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „die dritte Frage lautet: wie viel Secunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „in Hinterpommern liegt der Demant-

berg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und weht sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgeweht ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „du hast die drei Fragen aufgelöst, wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen und ich will dich ansehen, wie mein eigenes Kind.“

153.

Die Sternthalen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leib trug und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gar gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld, da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „ach, gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungerig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir!“ und ging weiter; da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „es friert mich so an meinem Kopf, schenk mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es seine Mühe ab und gab sie ihm.

Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm feins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemblein und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemblein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Finnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

154.

Der gestohlene Heller.

Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern Mittags am Tisch, und ein guter Freund, der zum Besuch gekommen war, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blaßes Kindlein hereinkommen; es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück und ging eben so still wieder zur Thüre hinaus. Am zweiten und am dritten Tag kam es auf eben diese Weise; da fragte endlich der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die

Kammer gehe. „Ich habe es nicht gesehen, antwortete er, und wüßte auch nicht, wem es gehören könnte.“ Am andern Tage, wie es wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah es aber nicht und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Nun stand der Fremde auf, ging zur Kammerthüre, öffnete sie ein wenig und schaute hinein. Da sah er das Kind auf der Erde sitzen und eifrig mit den Fingern in den Dielenrissen graben und wühlen; wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Nun erzählte er, was er gesehen und beschrieb das Kind genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.“ Sie brachen die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um sie einem armen Manne zu geben, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenrissen versteckt und da hatte es im Grabe keine Ruhe gehabt und war alle Mittage gekommen um nach den Hellern zu suchen. Die Eltern gaben darauf das Geld einem Armen und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.

155.

Die Brautschau.

Es war ein junger Hirte, der wollte gern heirathen und kannte drei Schwestern, davon war eine so schön wie die andere, daß ihm die Wahl schwer wurde und er sich nicht entschließen

Konnte, einer davon den Vorzug zu geben. Da fragte er seine Mutter um Rath, die sprach: „lad alle breie ein und seß ihnen Rås vor und hab acht, wie sie ihn anschneiden.“ Das that der Jüngling, die erste aber verschlang den Rås mit der Rinde, die zweite schnitt in der Hast die Rinde vom Rås ab, weil sie aber so hastig war, ließ sie noch viel Gutes daran und warf das mit weg; die dritte schälte ordentlich die Rinde ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles seiner Mutter, da sprach sie: „nimm die dritte zu deiner Frau.“ Das that er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.

156.

Die Glückerlinge.

Es war einmal ein Mädchen, das war schön, aber faul und nachlässig. Wenn es spinnen sollte, so war es so verdrießlich, daß wenn ein kleiner Knoten im Faden war, es gleich einen ganzen Haufen mit heraußriß und neben sich zur Erde schickerte. Nun hatte es ein Dienstmädchen, das war arbeitsam, suchte den weggeworfenen Faden zusammen, reinigte ihn, spann ihn fein und ließ sich ein hübsches Kleid daraus weben. Als nun das faule Mädchen eine Braut war und die Hochzeit sollte gehalten werden, tanzte das fleißige in seinem schönen Kleide lustig herum, da sprach die Braut:

„ach wat kann dat Mäken springen
in minen Glückerlingen!“

Das hörte der Bräutigam und fragte die Braut, was sie damit sagen wolle. Da erzählte sie ihm, daß das Mädchen ein Kleid von dem Glack trüge, den sie weggeworfen habe. Wie der Bräutigam das hörte, und ihre Faulheit und den Fleiß des armen Mädchens sah, ließ er sie stehen, ging zu jener und nahm sie zur Frau.

157.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest; wie sie nun flücht sind, stoßen böse Buben das Nest ein; sie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet und ihnen gute Lehren fürgesagt habe.

Aufn Herbst kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zusammen, alda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit sich heim: „ach, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre in Winde laumet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und sehet euch wohl vor; kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszustehn!“ Darauf fraget er den ältern, wo er sich den Sommer über aufgehalten, und wie er sich ernährt hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.“ — „Ach! mein Sohn, sagte der Vater, die Schnabelweib ist nicht böse, aber es ist große

Gefahr dabei, darum habe forthin deiner wohl Acht und sonderlich wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange, grüne Stangen tragen, die inwendig hohl sind und oben ein Löfflein haben.“ — „Ja, mein Vater, wenn denn ein grün Blättlein aufs Löfflein mit Wachs geklebt wäre?“ spricht der Sohn. — „Wo hast du das gesehn?“ — „In eines Kaufmanns Garten,“ sagt der Junge. — „O! mein Sohn, spricht der Vater, Kaufleut, geschwinde Leut! bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du Weltgeschmeibigkeit genug gelernt, siehe und brauch's nur recht wohl, und trau dir nicht zu viel.“

Darauf befragt er den andern: „wo hast du dein Wesen gehabt?“ — „Zu Hofe,“ spricht der Sohn. — „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Raugen und Blausüß sind, halt dich zum Roßstall, da man den Faser schwingt, oder wo man drischet, so kann zirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beschereen.“ — „Ja Vater, sagt dieser Sohn, wenn aber die Stalljungen Hebrighen machen und ihr Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ — „Wo hast du das gesehn?“ sagte der Alte. — „Zu Hof, heim Roßbuben.“ — „O! mein Sohn, Hofbuben, böse Buben! bist du zu Hof und um die Herren gewesen, und hast keine Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernt, du wirfst dich in der Welt wohl wissen anzureißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die geschaidten Hündlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich: „wo hast du dein Heil versucht?“ — „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Radrnlein oder Gräuplein angetroffen.“ — „Dies ist ja, sagt der Vater, eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bückt, und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleiben.“ — „Wahr ist's, sagt der Sohn; wenn aber einer zuvor einen Wand: oder Handstein im Busen oder Tasche trüge?“ — „Wo hast du dies gesehen?“ — „Bei'n Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ausfahren führen sie gemeinlich Handstein bei sich.“ — „Bergleut, Werkleut, anschlägige Leut, bist du um Bergburschen gewesen, so hast du was gesehen und erfahren.“

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut Acht,
Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht.“

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn: „du mein Liebes Sackennestle, du warst allzeit der alberst und schwächest, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern und sie verschlucken, halt dich zu deinesgleichen und laß die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein, so bleibst du lang zufrieden.“ — „Du, mein lieber Vater, wer sich nährt ohn' ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Eperber, Habicht, Uar oder Weih wird ihm nicht schaden, wenn er zumal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befehlt, welcher aller Wald: und Dorfvög:

lein Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Råblein Geschrei und Gebet höret, denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneefånglein auf die Erde.“ — „Wo hast du dies gelernt?“ — Antwortet der Sohn: „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in ein Kirch, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab, und höret diese Spruch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln.“ — „Traun! mein lieber Sohn, fleuchst du in die Kirchen und hilfst Spinnen und die sumsenden Fliegen aufräumen, und zirpst zu Gott, wie die jungen Råblein, und beschiehst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wilder tückischer Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befehlt seine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, thut gemach,
Bewahret Glaub und gut Gewissen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer seyn.“

158.

Das Märchen vom Schlauraffenland.

In der Schlauraffenzeit da ging ich und sah an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Vatikan, und ein fußloser Mann der überlief ein schnelles Pferd, und ein bitterscharfes Schwert das durchhieb eine Brücke; da sah ich einen jungen Esel mit einer silbernen Nase der jug hinter zwei schnellen Hasen her, und eine

Linde, die war breit, auf der wuchsen heiße Fladen, da sah ich eine alte dürre Weis, trug wohl hundert Fuder Schmalzes an ihrem Leibe und sechzig Fuder Salzes. Ist das nicht gelegen genug? Da sah ich zackern einen Pflug, ohne Ross und Rinder, und ein jähriges Kind warf vier Mühlensteine von Regensburg bis nach Trier und von Trier hinein in Straßburg; und ein Habsicht schwamm über den Rhein, das that er mit vollem Recht, da hört' ich Fische mit einander Lärm anfangen, daß es in den Himmel hinauf scholl, und ein süßer Honig floss wie Wasser von einem tiefen Thal auf einen hohen Berg, das waren seltsame Geschichten. Da waren zwei Krähen, mähten eine Wiese, und ich sah zwei Mücken an einer Brücke bauen, und zwei Tauben zerupften einen Wolf, zwei Kinder die warfen zwei Zicklein, aber zwei Frösche broschen mit einander Getreid aus. Da sah ich zwei Mäuse einen Bischof weihen, zwei Rachen, die einem Bären die Zunge auskragten. Da kam eine Schnecke gerennt und erschlug zwei wilde Löwen, da stand ein Bartscheerer, schor einer Frauen ihren Bart ab, und zwei säugende Kinder hießen ihrer Mutter stillschweigen. Da sah' ich zwei Windhunde, brachten eine Mühle aus dem Wasser getragen und eine alte Schindmähre stand dabei, die sprach: es wäre Recht. Und im Hof standen vier Rösse, die broschen Korn aus allen Kräften, und zwei Ziegen, die den Ofen heizten und eine rothe Kuh schoß das Brot in den Ofen. Da krächte ein Huhn: kikeriki! das Märchen ist ausverzählt kikeriki!

159.

Das Dietmarfische Lügen-Märchen.

Ich will euch etwas erzählen: ich sah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen schnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der Hölle, und ein Amboss und ein Mühlstein die schwammen über den Rhein, fein langsam und leise, und ein Frosch saß und fraß eine Pflugschaar zu Pfingsten auf dem Eis; da waren drei Kerls, wollten einen Hasen fangen, gingen auf Krücken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte stumm und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wissen, wie das geschah? Der Blinde der sah zuerst den Hasen über Feld traben, der Stumme der rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche die wollten zu Land segeln und spannten die Segel im Wind, und schifften über große Aecker hin, da segelten sie über einen hohen Berg, da mußten sie elendig verkaufen. Ein Krebs jagte einen Hasen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinauf gestiegen; in dem Land sind die Fliegen so groß, als hier zu Land die Ziegen.

160.

Räthsel-Märchen.

Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde standen, doch deren eine duft' des Nachts in ihrem Hause segn. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tag nahete und

sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld gehen und eine Blume werden muß: „so du heute Vormittag kommst und mich abbrichst, werd' ich erlößt und fürder bei dir bleiben;“ als dann auch geschah. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort: dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Thau nicht auf sie, als auf die andern zwei, darbei sie der Mann erkannte.

161.

Der goldene Schlüssel.

Zur Winterzeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schüttren holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein Bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen goldnen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu seyn, grub weiter und fand ein eisernes Kästchen; er dachte er, wenn der Schlüssel nur paßt! es sind gewiß wunderbare und köstliche Sachen darin! Er suchte, aber es war kein Schlüssel: loch da, endlich fand er doch noch ein ganz kleines, und versuchte, und der Schlüssel paßte genau, da drehte er ihn einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen hat, dann werden wir sehen, was darin liegt.

K i n d e r - L e g e n d e n .

Der heilige Joseph im Walde.

Es war einmal eine Mutter die hatte drei Töchter, davon war die älteste unartig und böse, die zweite schon viel besser, obgleich sie auch ihre Fehler hatte, die jüngste aber war ein frommes, gutes Kind. Die Mutter war aber so unnatürlich, daß sie gerade die älteste Tochter am liebsten hatte und die jüngste nicht leiden konnte. Daher schickte sie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald um es sich vom Hals zu schaffen, denn sie dachte, es würde sich verirren und nimmermehr wieder kommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, sondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Indessen doch einmal, konnte es sich gar nicht wieder aus dem Walde herausfinden und das Schutzelein that auch, als wenn es nicht bei der Hand wäre. Das Kind ging immer fort, bis es Abend war, da sah es in der Ferne ein Lichtchen brennen, auf das lief es zu, und kam vor eine kleine Hütte. Es klopfte an, die Thüre ging auf und es gelangte zu einer zweiten Thüre, da klopfte es wieder an. Ein alter Mann, der einen weißen Bart hatte und sehr ehrwürdig ausah, machte ihm auf, und das war

niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich: „Komm, liebes Kind, setz dich ans Feuer auf mein Stühlchen und wärm dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich, als ein paar Würzelchen, die mußt du dir erst schaben und kochen.“ Da reichte ihm der heil. Joseph die Wurzeln; das Mädchen schrappte sie säuberlich ab, dann holte es ein Stückchen Pfannkuchen und das Brot das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und that alles zusammen in einem Kesselchen bei's Feuer und kochte sich ein Mus. Als das fertig war, sprach der heil. Joseph: „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.“ Da gab ihm das Kind gleich und gab ihm mehr als es für sich behielt, doch war Gottes Segen dabei, daß es satt wurde. Als sie nun gegessen hätten, sprach der heil. Joseph: „nun wollen wir zu Bett gehen, ich habe aber nur ein Bett, leg du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen.“ „Nein, antwortete es, bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug.“ Der heil. Joseph aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, that es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen als er aufwachte, wollte es dem heil. Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in keiner Ecke finden; endlich gewahrte es hinter der Thür einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte; darauf stand geschrieben, das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und weil es ih-

alle das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden seyn.

Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größeres Stück Pfannkuchen und Brot mit. Es erging ihm nun gerade, wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Hüttchen des heil. Joseph, der ihm Wurzeln zu einem Mus reichte. Als das fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm: „ich bin so hungerig, gib mir etwas von deinem Essen. Da antwortete das Kind: „iß als mit.“ Als ihm darnach der heil. Joseph sein Bett anbietet und sich aufs Stroh legen will, antwortet es: „nein, leg dich als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin.“ Der heil. Joseph nahm es auf den Arm und legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh. Morgens, als das Kind aufwachte und den heil. Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Thüre fand es ein Säckchen mit Geld, das war händelang und darauf war geschrieben, es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und lief damit heim und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich davon für sich.

Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Pfannkuchen mit, so viel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heil. Joseph in seinem Hüttchen gerade so wie ihn die zwei andern gefunden hatten. Als das Mus fertig war, und der heil. Joseph sprach: „ich bin so hungerig, gib mir etwas von deinem Essen,“ antwortete das Mädchen: „warte.

bis ich satt bin, was ich dann über lasse, das sollst du haben.“ Es aß aber beinah alles auf, und der heil. Joseph mußte das Süßleichen ausschrapfen. Der gute Alte bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich in das Bettchen und ließ dem Greis das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heil. Joseph nicht zu finden, doch darüber machte es sich keine Sorgen; es suchte hinter der Thüre nach einem Geldsack. Es dächte ihm, es läge etwas auf der Erde, doch weil es nicht recht unterscheiden konnte, was es war, bückte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hängen, und wie es sich aufrichtete, sah es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der seinen festhing. Es fing an zu schreien und zu heulen, aber das half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit hinausstand. Da lief es in einem Geschrei fort, bis es dem heil. Joseph begegnete, dem fiel es zu Füßen und bat so lange, bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abnahm und noch zwei Pfennige schenkte. Als es daheim ankam, stand vor der Thüre seine Mutter und fragte: „was hast du geschenkt kriegt?“ Da log es und antwortete: „einen großen Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.“ „Verloren! rief die Mutter, o den wollen wir schon wieder finden;“ nahm es bei der Hand und wollte mit ihm suchen. Zuerst fing es an zu weinen und wollte nicht mit gehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen so viele Eidechsen und Schlangen auf sie beide los, daß sie sich nicht zu retten wußten; die

stachen auch endlich das böse Kind todt und die Mutter in den Fuß, weil sie es nicht besser erzogen hatte.

2.

Die zwölf Apostel.

Es war dreihundert Jahr vor des Herrn Christi Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber so arm und dürstig, daß sie nicht wußte, womit sie ihnen das Leben länger erhalten sollte. Sie betete aber täglich zu Gott, er möchte doch geben, daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zusammen wären. Als nun ihre Noth immer größer ward, schickte sie einen nach dem andern in die Welt, um sich ihr Brot zu suchen. Der älteste hieß Petrus, der ging aus und war schon weit gegangen, eine ganze Tagereise, da gerieth er in einen großen Wald. Er suchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden, und verirrte sich immer tiefer; dabei empfand er so großen Hunger, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er so schwach, daß er liegen bleiben mußte und glaubte dem Tode nahe zu seyn. Da stand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte und war so schön und freundlich wie ein Engel. Das Kind schlug seine Händchen zusammen, daß er aufschauen und es anblicken mußte. Da sprach es: „warum sitzt du da so betrübt?“ „Ach! antwortete Petrus, ich gehe umher in der Welt und suche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland sehe; das ist mein größter Wunsch!“ Das Kind sprach:

„Komm mit mir, so soll dein Wunsch erfüllt werden.“ Und nahm den Petrus an der Hand und führte ihn zu einer Höhle. Wie sie hineinkamen, so bligte alles von Gold, Silber und Kristall, und in der Mitte standen zwölf Wiegen neben einander. Da sprach das Englein: „lege dich in die erste und schlaf ein wenig; ich will dich wiegen.“ Das that Petrus, und das Englein sang ihm und wiegte ihn so lange, bis er eingeschlafen war.“ Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schutenglein herein führte und wurde auch in den Schlaf gewiegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölf da lagen in den goldenen Wiegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren wurde. Da erwachten sie auch und waren mit ihm auf Erden und wurden die zwölf Apostel genannt.

3.

Die Rose.

Et was mal eine arme Frugge, de hadde twee Kinner; dat jungeste moeste olle Dage in en Wald gohn un langen (holen) Holt. Affet nu mal ganz wiet söken geit, kam so en klein Kind, dat was averst ganz wacker, to em un holp (half) flietig Holt lesen un drog et auk bis für dat Hus; dann was et averst, eh en Augenschläggen (Augenblick) vergink, verschwunnen. Dat Kind vertelbe et siner Moder, de wul et averst nig glöven. Up et leest brochte et en Raufe (Rose) mit un vertelbe, dat schöne Kind

hábbe em beise Kause gieven un hábbe em ságt, wenn de Kause upblóhet wár, dann wull et wier kummen. De Mober stelde bei Kause in't Water. Einen Morgen kam dat Kind gar nig ut dem Bedde, de Mober gink to dem Bedde hen, un fund dat Kind daude (toht); et lag averst ganz anmotif. Un de Kause was den sulftigen Morgen upblóhet.

4.

Armuth und Demuth führen zum Himmel.

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach: „wie wohl muß es einem erst da oben im Himmel seyn!“ Da erblickte er einen greisen, armen Mann, der des Weges daher kam und redete ihn an und fragte: „wie kann ich wohl in den Himmel kommen?“ Der Mann antwortete: „durch Armuth und Demuth! Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen; nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst bitte mitleidige Herzen um ein Stückchen Brot, so wirst du dich dem Himmel nähern.“ Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dafür das Bettlergewand um, ging hinaus in die weite Welt und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn, daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wolle. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er:

wieder an seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern: „geht und sagt meinen Eltern, daß ich wiedergekommen bin;“ aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er: „geht und sagt's meinen Brüdern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wieder sehen.“ Sie wollten auch nicht, bis endlich einer darunter hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und bekümmerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter und beschrieb ihr darin all sein Gled, aber er sagte nicht, daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleid einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war böß und sprach: „was soll dem Bettler das gute Essen!“ behielt's für sich oder gab's den Hunden und brachte dem Schwachen, Abgekehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte er davon eine Zeit lang leben; dabei war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da begehrte er das heil. Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, fangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da todt, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie und neben ihm ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabs eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus.

5.

G o t t e s S p e i s e.

Es waren einmal zwei Schwestern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Wittwe und war so arm, daß sie nicht mehr Brot genug hatte, sich und ihre Kinder zu sättigen. Da ging sie in der Noth zu ihrer Schwester und sprach: „meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger, du bist reich, gib mir doch ein Bißchen Brot.“ Die Steinreiche war auch steinhart, sprach: „ich habe selbst nichts in meinem Hause,“ und wies die arme mit bösen Worten fort. Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schwester heim und wollte sich ein Stück Brot schneiden, wie er aber den ersten Schnitt in den Laib that, floss das rothe Blut heraus. Als die Frau das sah, erschrak sie und erzählte ihm, was geschehen war. Er eilte hin und wollte helfen, wie er aber in die Stube der Wittwe trat, so fand er sie betend; die beiden jüngsten Kinder hatte sie auf den Armen, die drei ältesten lagen da und waren gestorben. Er bot ihr Speise an, aber sie antwortete: „nach irdischer Speise verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott schon gesättigt, unser Flehen wird er auch erhören.“ kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so thaten die beiden Kleinen ihren letzten Athemzug und darauf brach ihr auch das Herz und sie sank todt nieder.

Die drei grünen Zweige.

Es war einmal ein Einsiedler, der lebte in einem Walde, an dem Fuße eines Berges und brachte seine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Thier hat er damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes seinen Augen sichtbar mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben gespeiset wurde. Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah, wie ein armer Sünder zum Galgen geführt wurde und er zu sich selber sprach: „jezt widerfährt diesem sein Recht!“ Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht; der ihn sonst begleitete und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prüfte sein Herz und bedachte, womit er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zürne; aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Walde so recht bitterlich weinte, hörte

er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da warb er noch betrübter und sprach: „wie singst du so fröhlich! dir zürnt der Herr nicht; ach, wenn du mir sagen könntest, womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße thäte und mein Herz auch wieder fröhlich würde!“ Da fing das Vöglein an zu sprechen und sagte zu ihm: „du hast unrecht gethan, weil du einen armen Sünder verdammt hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; doch wenn du Buße thun und deine Sünde bereuen willst, so wird er dir verzeihen.“ Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Ast in der Hand und sprach: „diesen trockenen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorsprossen, und Nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brot sollst du dir an den Thüren erbitten und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Das ist die Buße, die dir der Herr auflegt.“

Da nahm der Einsiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er so lange nicht gesehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Thüren reichte, manche Bitte aber ward nicht gehört und manche Thüre blieb ihm verschlossen, also daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brot bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Thüre zu Thüre gegangen; niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald und fand endlich eine angebaute Höhle und eine alte Frau saß darin. Da sprach er: „gute Frau, behaltet mich diese Nacht in euerm Hause.“ Aber sie antwortete: „nein, ich darf nicht,

wenn ich auch wülte. Ich habe drei Söhne, die sind böse und wild, wenn sie von ihrem Raubzug heim kommen und finden euch, so würden sie uns beide umbringen.“ Da sprach der Einsiedler: „laßt mich nur bleiben, sie werden euch und mir nichts thun“ und die Frau war mitleidig und ließ sich bewegen. Da legte sich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter seinen Kopf. Wie die Alte das sah, fragte sie nach der Ursache, da erzählte er ihr, daß er es zur Buße mit sich herum trage und Nachts zu seinem Rissen brauche. Er habe den Herrn beleidigt, denn als er einen armen Sünder auf dem Gang nach dem Gericht gesehen, habe er gesagt, diesem widerfahre sein Recht. Da fing die Frau an zu weinen und rief: „ach, wenn der Herr ein einziges Wort also bestraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn sie vor ihm im Gericht erscheinen.“

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an und als das die Höhle erleuchtete und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, geriethen sie in Zorn und schrien ihre Mutter an: „wer ist der Mann, haben wirs nicht verboten irgend jemand aufzunehmen?“ Da sprach die Mutter: „laßt ihn, es ist ein armer Sünder der seine Schuld büßt.“ Die Räuber fragten was er gethan, und riefen: „Alter, erzähl uns deine Sünden!“ Der Alte erhob sich und sagte ihnen, wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihm zürne, und er für diese Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschrafen, in sich gingen und mit herzlicher Reue ihre

Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder befehrt, legte sich wieder nieder. Am Morgen aber fand man ihn todt, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

7.

Mutter = Gottes = Gläschen.

Es hatte einmal ein Fuhrmann seinen Karren, der schwer mit Wein beladen war, festgefahren, so daß er ihn trotz aller Mühe nicht wieder losbringen konnte. Nun kam gerade die Mutter Gottes des Weges daher und als sie die Noth des armen Mannes sah, sprach sie zu ihm: „ich bin müd und voll Durst, gib mir ein Glas Wein, und ich will deinen Wagen dir frei machen.“ „Gerne,“ antwortete der Fuhrmann, „aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte.“ Da brach die Mutter Gottes ein weißes Blümchen mit rothen Streifen, das Felbwinde heißt, ab, und das einem Glase sehr ähnlich sieht und reichte es dem Fuhrmann. Der füllte es mit Wein und die Mutter Gottes trank ihn und in dem Augenblick war der Wagen auch los. Das Blümchen heißt noch immer Mutter = Gottes = Gläschen.

8.

Das alte Mütterchen.

Es war in einer großen Stadt ein altes Mütterchen, das saß Abends allein in seiner Kammer; es dachte so darüber nach, wie es

erst den Mann, dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich heute auch noch den letzten Freund verloren hätte, und nun ganz allein und verlassen wäre. Da ward es in tiefstem Herzen traurig, und vor allem schwer war ihm der Verlust der beiden Edhne, daß es in seinem Schmerz Gott darüber anklagte. So saß es still und in sich versunken, als es auf einmal zur Frühkirche läuten hörte und sich wunderte, daß es die ganze Nacht also in Leid zugebracht. Es zündete seine Leuchte an und ging zur Kirche; bei seiner Ankunft war sie schon hell, aber nicht, wie gewöhnlich, von Kerzen, sondern von einem dämmernden Lichte. Sie war auch schon angefüllt mit Menschen und alle Plätze besetzt, und als es zu seinem gewöhnlichen Sitz kam, war der auch nicht mehr lebig, sondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute ansah, so waren es lauter verstorbene Verwandten, die saßen da in ihren altmodischen Kleidern, aber mit blassem Angesicht. Sie sprachen auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein leises Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Muhme auf, trat vor und sprach zu dem Mütterlein: „dort sieh nach dem Altar, da wirfst du deine Edhne sehen.“ Die Alte blickte hin und sah ihre beiden Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf ein Rad geflochten. Da sprach die Muhme: „siehst du, so war es ihnen ergangen, wären sie im Leben geblieben, und hätte sie Gott nicht als unschuldige Kinder zu sich genommen.“ Die Alte ging zitternd nach Haus und dankte Gott auf den Knien, daß er es besser mit ihr gemacht, als sie hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und starb.

Die himmlische Hochzeit.

Es hörte einmal ein armer Bauernjunge in der Kirche, wie der Pfarrer sprach: „wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer gerade aus gehen.“ Da machte er sich auf und ging immer zu, ganz gerade ohne abzuweichen, über Berg und Thal. Endlich führte ihn sein Weg in eine große Stadt und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit sah, meinte er, nun wäre er im Himmel angelangt, setzte sich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienst vorbei war und der Küster ihn hinausgehen hieß, antwortete er: „nein, ich gehe nicht wieder hinaus, ich bin froh, daß ich endlich im Himmel bin.“ Da ging der Küster zum Pfarrer und sagte ihm, es wäre ein Kind in der Kirche, das wolle nicht wieder heraus, weil es glaube, es wäre da im Himmelreich. Der Pfarrer sprach: „wenn es das glaubt, so wollen wir es darin lassen.“ Darauf ging er hin und fragte es, ob es auch Lust hätte zu arbeiten? Ja, antwortete der Kleine, ans Arbeiten sey er gewohnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er sah, wie die Leute zu dem Muttergottesbild mit dem Jesuskind, das aus Holz geschnitten war, kamen, knieten und beteten, dachte er, das ist der liebe Gott und sprach: „hör einmal, lieber Gott, was bist du mager! gewiß lassen dich die Leute hungern! ich will dir aber jeden Tag mein halbes Essen bringen.“ Von nun an brachte er dem Wilde jeden Tag die Hälfte

von seinem Essen, und das Bild fing auch an, Speise zu genießen u. Wie ein paar Wochen herum waren, merkten die Leute, daß das Bild zunahm, dick und stark ward und wunderten sich sehr. Der Pfarrer konnte es auch nicht begreifen, blieb in der Kirche und ging dem Kleinen nach, da sah er, wie dieser sein Brot mit der Mutter Gottes theilte und diese es auch annahm.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe krank und konnte acht Tage lang nicht aus dem Bett, wie er aber wieder aufstehen konnte, war sein erstes, daß er seine Speise der Mutter Gottes brachte. Der Pfarrer ging ihm nach und hörte, wie er sprach: „lieber Gott, nimms nicht übel, daß ich dir so lange nichts gebracht; ich war aber krank und konnte nicht aufstehen.“ Da antwortete ihm das Bild und sprach: „ich habe deinen guten Willen gesehen, das ist mir genug; nächsten Sonntag sollst du mit mir auf die Hochzeit kommen.“ Der Knabe freute sich da und sagte es dem Pfarrer, der bat ihn hinzugehen und das Bild zu fragen, ob er auch dürfe mitkommen. „Nein, antwortete das Bild, du allein.“ Der Pfarrer wollte ihn erst vorbereiten und ihm das Abendmahl geben; das war der Knabe zufrieden, und nächsten Sonntag, wie das Abendmahl an ihn kam, fiel er um und war tod und war zur ewigen Hochzeit.
